Ph. sp. 165 w

Ph. sp. 165 w

<366189219200017

Bayer. Staatsbibliothek

Versuch
über den Ursprung
der
menschlichen Erkenntniß.

Aus dem Französischen
des
Abbé Condillac.

In zweien Theilen übersezt
von
Mag. Michael Hißmann
in Göttingen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1780.

15 P.S.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht des Herausgebers.

Ich würde dem philosophischen Leser bekannte Dinge sagen, wenn ich ihm Condillac's Verdienste um die Einführung eines bessern Geschmacks in der Behandlung der Psychologie weitläuftig aus einander sezen wollte *). Bekanntlich ist dies Werk die erste auf Beobachtungen gegründete Seelengeschichte, die sich unter andern auch dadurch auszeichnet, daß der Verfasser gerade die wichtigsten Phänomene der menschlichen Seele, und ihrer Operationen aushebt, und die Erklärung derselben aus einer Menge eigenthümlicher Grundsäze, Muthmassungen und Hypothesen herleitet. Wer mit den spätern Schriften der französischen Philosophen, und besonders mit den Bonnetschen Werken bekannt ist, wird es wissen, wie viel sie diesem Manne, in Absicht auf die Richtung des Geschmacks in psychologischen Untersuchungen, zu verdanken haben. Ein so unverkennbarer Einfluß des Schriftstellers auf sein Zeitalter macht den an sich schon verdienten Mann um so viel denkwürdiger.

*) Condillac starb am 2ten August 1780.

Der zweite Theil des Werks über die Sprache enthält gleichfalls so viel eigenthümliches und lehrreiches, als man in keinem ältern und in wenigen jüngern philosophischen Schriften beisammen findet. Die Erklärung des Ursprungs der Sprache aus den unwillkührlichen unartikulirten Naturlauten der angenehmen und unangenehmen Empfindungen reicht freilich nicht zu; weil diese Laute zum Theil in allen ausgebildeten Sprachen noch jezt vorhanden sind, ohne daß sie zur Klasse der Wurzelwörter gerechnet werden können. Allein das ist auch der einzige noch immer leicht zu verbessernde Fehler des Buchs, der bey den übrigen feinen Bemerkungen des Verfassers kaum auffällt.

Diese Gründe waren es, die den Herausgeber zur Uebersezung dieses Werks bestimmten. Er glaubte, daß er seine Nebenstunden, durch Verbreitung und Bekanntmachung desselben, auf eine gemeinnüzige Weise anwenden dürfte; und er ist entschlossen, auch den Condillacschen Traité des Sensations, in welchem viele Keime von der Bonnetschen Analyse der Seele liegen, künftig folgen zu lassen; sobald ihm das philosophische Publikum seinen Wunsch darüber eröffnen wird. — Am 20ten Sept. 1780.

*) Condillac Hand ein acht Blatt 1780.

Inhalt.

Einleitung. — — S. 1

Erster Theil.

Von den Materialien unsrer Erkenntniß, und besonders von den Operationen der Seele. 13

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel. Von den Materialien unsrer Kenntnisse, und vom Unterschied der Seele und des Körpers. 13

Zweites Kapitel. Von den Sensationen. 20

Zweiter Abschnitt. Zergliederung und Erzeugung der Seelenoperationen. — 29

Erstes Kapitel. Von der Perzeption; — vom Bewußtseyn; — von der Aufmerksamkeit und von der Erinnerung. — — 30

Zweites Kapitel. Von der Imagination; dem Betrachten, und vom Gedächtniß. — 44

Drittes Kapitel. Von der Art, wie die durch die Aufmerksamkeit gebildete Verknüpfung der Ideen, die Einbildungskraft, das Betrachten und das Gedächtniß in sich faßt. — — 55

Viertes Kapitel. Der Gebrauch der Zeichen ist der wahre Grund von der Entwickelung der Einbildungskraft, des Betrachtens und des Gedächtnisses. 60

Fünftes Kapitel. Von der Reflexion. 71

Sechstes Kapitel. Von der Operation, die im Distinguiren, Abstrahiren, Vergleichen, Zusammensezen und Auseinanderlegen unsrer Ideen besteht. 77

Siebentes Kapitel. Eine Digression über die Prinzipien, und über die Operation, die im Analysiren besteht. — — 82

Achtes Kapitel. Bejahen. — Verneinen. — Urtheilen. — Schließen. — Begreifen. — Der Verstand. — — 91

Neuntes Kapitel. Von den Nachtheilen und den Vortheilen der Einbildungskraft. — 95

Zehntes Kapitel. Wo nimmt die Einbildungskraft die Reize her, die sie der Wahrheit giebt? 109

Eilftes Kapitel. Von der Vernunft. — Vom Esprit und dessen verschiedenen Arten. — 112

Dritter Abschnitt. Von den einfachen und von den zusammengesezten Ideen. — 128

Vierter Abschnitt.

Erstes Kapitel. Von der Operation, mittelst welcher wir unsern Ideen Zeichen geben. — 141

Zweites Kapitel. Bestätigung der Säze aus Thatsachen, die im vorhergehenden Kapitel bewiesen worden sind. — — 153

Fünfter Abschnitt. Von den Abstraktionen. 170
Sechster Abschnitt. Von einigen Urtheilen, die man der Seele ohne Grund zugeschrieben hat; oder Lösung eines metaphysischen Problems. 189

Zweiter Theil.

Von der Sprache und von der Methode.

Erster Abschnitt. Vom Ursprung und von der Fortbildung der Sprache. — 209
Erstes Kapitel. Die Geberdensprache und die Sprache artikulirter Töne in ihrem Ursprung betrachtet. 210
Zweites Kapitel. Von der Prosodie der ersten Sprachen. — — 221
Drittes Kapitel. Von der Prosodie der griechischen und der lateinischen Sprache; und gelegentlich auch von der Deklamation der Alten. — 225
Viertes Kapitel. Von den Fortschritten, die die Kunst des Gestus bey den Alten gethan. — 245
Fünftes Kapitel. Von der Musik. — 256
Sechstes Kapitel. Vergleichung der singenden Deklamation mit der simpeln. — 272
Siebentes Kapitel. Welches ist die vollkommenste Prosodie? — — 276
Achtes Kapitel. Vom Ursprung der Poesie. 279
Neuntes Kapitel. Von den Wörtern. 290
Zehntes Kapitel. Fortsezung desselbigen Gegenstandes. — — 309
Eilftes Kapitel. Von der Bedeutung der Wörter. 315
Zwölftes Kapitel. Von den Inversionen. 324
Dreizehntes Kapitel. Von der Schrift. 333
Vierzehntes Kapitel. Vom Ursprung der Fabel, der Parabel und des Räthsels; nebst einigen Bemerkungen über den Gebrauch der Figuren und der Metaphern. — — 341
Funfzehntes Kapitel. Vom Genie der Sprachen. — — 345
Zweiter Abschnitt. Von der Methode. 366
Erstes Kapitel. Von den ersten Ursachen unsrer Irrthümer und vom Ursprung der Wahrheit. 366
Zweites Kapitel. Wie man die Ideen oder ihre Benennungen bestimmen kann. — 372
Drittes Kapitel. Von der Ordnung, die man in der Untersuchung der Wahrheit befolgen muß. 387
Viertes Kapitel. Von der Ordnung, die man beim Vortrag der Wahrheit befolgen muß. 405

Einleitung.

Die Wissenschaft, die zur Aufhellung, Bestimmtheit und Ausbreitung des Geistes am meisten beiträgt, und die folglich auch den Geist zum Studium aller übrigen Wissenschaften vorbereiten muß, ist die Metaphysik. Sie wird heut zu Tage in Frankreich so sehr versäumt, daß dieser Umstand vielen von meinen Lesern zuverläßig sonderbar vorkommen wird. Ich gestehe gern, daß ich vor einiger Zeit eben so darüber geurtheilt hätte. Unter allen Philosophen schienen mir die Metaphysiker die unweisesten zu seyn. Ihre Werke belehrten mich nicht. Ich fand fast überall nichts, als Phantome; und ich legte der Metaphysik die Irrthümer derer zur Last, die sich mit ihr beschäftigten. Ich suchte diese Täuschung zu heben, und ich wünschte an die Quelle so vieler Irrthümer hinan zu gehn. Nun wurden mir

gerade diejenigen Schriftsteller, die sich von der Wahrheit am weitesten entfernt hatten, die brauchbarsten. Kaum hatte ich die unsichern Wege bemerkt, auf welchen sie wandelten: als ich den Weg, auf welchem ich fortgehn müsse, entdeckt zu haben glaubte. Es schien mir, man könne in der Metaphysik und Moral mit eben so viel Genauigkeit räsonniren, als in der Geometrie; man könne sich in diesen Wissenschaften eben so richtige Begriffe bilden, wie die Meßkünstler in der Geometrie; man könne, wie sie, den Sinn der Ausdrücke genau und unwandelbar bestimmen; und sich endlich, vielleicht noch besser, als die Geometer gethan haben, eine sehr einfache und leichte Ordnung vorschreiben, um zur Evidenz zu gelangen.

Man muß zweierley Arten von Metaphysik von einander unterscheiden. Die eine Art ist stolz; sie will in alle Mysterien, in die Natur, in das Wesen der Dinge, in die verborgensten Ursachen eindringen. Dieses ist es, was sie verzärtelt, und auf dessen Entdeckung sie ausgeht. Die zwote Art ist bescheidener; sie bringt ihre Untersuchungen mit der Schwäche des menschlichen Verstandes in ein gewisses Verhältniß; und da sie sich weniger darüber beunruhigt, was sie nicht wissen kann, als sie auf der andern Seite begierig nach demjenigen strebt, was sie fassen kann: so weis sie sich auch in den Schranken zu erhalten, die ihr vorgezeichnet sind. Jene verwandelt die

ganze Natur in eine Art von Bezauberung, die eben so, wie sie selbst, verschwindet. Die leztere, die die Dinge nur so zu sehn wünscht, wie sie wirklich sind, ist eben so einfach, als die Wahrheit selbst. Mit jener häufen sich zahllose Irrthümer, und der Verstand begnügt sich mit schwankenden Notionen und mit sinnlosen Wörtern: Mit dieser hingegen erwirbt man sich zwar wenig Kenntnisse; allein man weicht dem Irrthum aus. Die Seele erhält eine gewisse Richtigkeit, und sie bildet sich allemal deutliche Begriffe.

Die Philosophen haben sich vorzüglich mit der erstern abgegeben, und die zwote Art haben sie blos als ein Anhängsel angesehn, welches den Namen Metaphysik kaum verdient. Locke ist der einzige, den ich hievon ausnehmen muß. Er hat sich auf das Studium der menschlichen Seele eingeschränkt, und mit glücklichem Erfolg hat er seinen Zweck erreicht. Deskartes hat weder den Ursprung noch die Erzeugung unsrer Ideen gekannt *). Diesem Umstand muß die Unzulänglichkeit seiner Methode zugeschrieben werden. Denn nimmermehr werden wir unsre Gedanken auf eine sichere Art leiten können, wofern wir nicht wissen, wie sie gebildet worden. Malebranche, der einzige unter allen Cartesianern, der die Gründe von unsern Irrthümern am besten auf-

*) Ich verweise meine Leser auf seine dritte Meditation. Nichts scheint mir unphilosophischer, als was er hierüber gesagt hat.

gespürt hat, sucht die Seelenkräfte bald aus den Vergleichungen zu erklären *); bald aber verliert er sich in eine Geisterwelt, in welcher er die Quelle unsrer Ideen gefunden zu haben glaubt **). Andre schaffen und vernichten Wesen, die sie, nach ihrem Gefallen, zu unsrer Seele bald hinzu, bald von derselben wieder wegthun, und sie bilden sich ein, durch dergleichen Erdichtungen, von den verschiedenen Seelenoperationen, und von der Art, wie die Seele Kenntnisse erwirbt, und wiederum einbüßt, Grund angegeben zu haben ***). Die Leibnizianer endlich machen aus dieser Substanz ein weit vollkommeneres Wesen. Sie ist, wie sie sagen, eine kleine Welt, ein lebendiger Spiegel des Universums. Durch die Kraft sich alles, was existirt, vorzustellen, die ihr diese Philosophen zuschreiben, schmeicheln sie sich ihr Wesen, ihre Natur und alle ihre Eigenschaften zu erklären. Auf solche Weise läßt sich ein jeder, durch sein eignes System, irre führen. Wir sehen nur das, was um uns ist, und wir glauben doch, alles, was existirt, zu sehn. Es geht uns, wie den Kindern, die, am Ende einer wei-

*) De la Recherche de la Verite. Buch I. Kap. 1.

**) Ebendaselbst, Buch *III.* Man vergleiche auch seine metaphysischen Unterhaltungen und seine Meditationen, nebst seinen Antworten auf H. Arnaud's Erinnerungen.

***) M. s. das Werk: De l' action de Dieu sur les Créatures.

ten Ebene, den Himmel mit der Hand berühren zu können, gedenken.

Sollte es also wohl nicht unnüz seyn, die Philosophen zu lesen? Aber, wie könnte einer hoffen, daß er glücklicher darinnen seyn werde, als so viele Genies, die von ihrem Zeitalter so sehr bewundert wurden; wofern er sie nicht wenigstens in der Absicht studiret, um aus ihren Fehlern Nuzen zu schöpfen? Nothwendig muß ein jeder, der eigne Fortschritte in der Untersuchung der Wahrheit thun will, die Fehler derer kennen, die den Weg zur Wahrheit zu eröfnen glaubten. Die Erfahrung des Philosophen ist wie beim Steuermann die Kenntniß der Felsen, woran andre gescheitert sind, und ohne diese Kenntniß hat er keinen Kompaß, der ihn leiten könnte.

Noch würde dieses zur Entdeckung der Irrthümer der Philosophen nicht hinreichen, wenn man nicht die Ursachen derselben erforschte. Man müßte sogar von einer Ursache zur andern zurückgehn, und bis auf eine erste Ursache kommen. Denn es giebt allerdings eine Ursache, die alle diese irrgehenden Untersucher verführt, und die gleichsam der einzige gemeinschaftliche Mittelpunkt ist, aus welchem alle Wege auslaufen, die zum Irrthum hinführen. Vielleicht würde man alsdenn neben diesem Punkt einen andern entdecken, von welchem der einzige Weg ausläuft, der zur Wahrheit führt.

Das Studium des menschlichen Geistes ist der erste Gegenstand, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen; zwar nicht in der Absicht, um die Natur desselben zu erforschen, sondern seine Operationen zu erkennen, um die künstliche Art aufzufinden, wie sie sich kombiniren, und wie wir sie gebrauchen müssen, um alle Einsichten zu erlangen, deren wir fähig sind. Wir müssen bis zum Ursprung unsrer Ideen zurückgehn; ihre Erzeugung entwickeln, und sie bis an die Gränzen verfolgen, die ihnen die Natur vorgeschrieben hat. Dadurch müssen wir die Ausbreitung so wohl, als die Schranken unsrer Erkenntniß fixiren, und den ganzen menschlichen Verstand erneuern.

Nur auf dem Wege der Beobachtung lassen sich diese Untersuchungen mit glücklichem Erfolg anstellen; und wir haben nur eine einzige erste Erfahrung zu entdecken, die Niemand in Zweifel ziehn, und die zur Erklärung aller übrigen zureichen kann. Deutlich muß diese zeigen, welches die Quelle unsrer Kenntnisse, welches die Materialien derselben sind, durch welches Prinzipium sie bearbeitet werden, wie die Instrumente, die man dabey gebraucht beschaffen sind, und wie man sich derselben zu bedienen hat. Ich glaube, die Lösung aller dieser Probleme in der Verknüpfung der Ideen so wohl mit Zeichen, als in ihrer gegenseitigen Verbindung gefunden zu haben. Je weiter man in der Lektüre meines

Werks fortfährt, desto besser wird man davon urtheilen können.

Man sieht leicht ein, daß die Zurückführung alles dessen, was den menschlichen Verstand betrift, auf ein einziges Prinzipium, meine Absicht ist, und daß dieses Prinzipium weder ein unbestimmter Saz, noch eine abstrakte Maxime, noch eine willkührliche Vorausſezung, sondern eine unläugbare Erfahrung seyn werde, deren Folgen sämtlich durch neue Erfahrungen bestätigt werden müssen.

Die Ideen verbinden sich mit den Zeichen, und nur durch diese Verbindung verknüpfen sie sich auch unter einander, wie unten bewiesen werden soll. Um mein Prinzipium zu entwickeln, mußte ich also, — nachdem ich einige Bemerkungen über die Materialien unserer Erkenntniß, über die Verschiedenheit der Seele vom Körper und über die Senſationen mitgetheilt hatte, — nicht blos die Operationen der Seele in allen ihren Fortschritten verfolgen, sondern ich mußte auch untersuchen, wie wir zum Gebrauch der Zeichen aller Art gelangt sind, und wie wir sie benuzen müssen.

Ich habe, um zu diesem gedoppelten Zweck zu gelangen, so hoch oben angefangen, als mir nur möglich war. Auf der einen Seite bin ich auf die Perzeption gestoſſen; weil sie die erste in

der Seele bemerkbare Operation ist, und ich habe gezeigt, wie und in welcher Ordnung sie alle übrigen Operationen hervorbringt, die wir ausüben können. Auf der andern Seite hab' ich bey der Geberdensprache angefangen. Man wird hier finden, wie diese alle Künste, die zum Ausdruck unsrer Gedanken dienen, Gestus, Tanz, Rede, Deklamation, die Kunst sie zu bezeichnen, Pantomime, Musik, Poesie, Beredsamkeit, Schrift, und die verschiedenen Charaktere der Sprachen erzeugt hat. Diese Geschichte der Sprache wird die Umstände, unter welchen die Zeichen erfunden worden sind, anzeigen: Sie wird ihren wahren Sinn ausfindig machen; Sie wird lehren, wie man ihren Mißbrauch vermeiden kann, und sie wird, wie ich glaube, keinen Zweifel über den Ursprung unsrer Ideen, zurücklassen.

Nach dieser Entwickelung der Fortbildung der Operationen der Seele und der Sprache hab' ich endlich die Mittel zur Vermeidung der Irrthümer und die Ordnung anzuzeigen gesucht, die man befolgen muß, so wohl wenn man neue Erfindungen machen, als auch wenn man andre von den Erfindungen unterrichten will, die man gemacht hat. Dieses ist der allgemeine Plan dieses Versuchs.

Oft erklärt sich ein Philosoph für die Wahrheit, ohne sie zu erkennen. Er sieht eine Mei-

nung, die man, bis auf ihn, weggeworfen hatte; Er tritt ihr bey; zwar nicht deswegen, weil sie ihm die beste zu seyn scheint, sondern weil er durch sie das Haupt einer Sekte zu werden hoft. Die Neuheit eines Systems hat auch in der That allemal zugereicht, um einen solchen der glücklichen Erreichung seiner Absicht zu versichern.

Es ist leicht möglich, daß dieses der Bewegungsgrund war, um welches willen die Peripatetiker den Saz zum Prinzipium annahmen, daß uns alle unsre Kenntnisse durch die Sinne zugeführt werden. Sie waren so weit von der gründlichen Einsicht dieser Wahrheit entfernt, daß kein einziger von ihnen sie hat entwickeln können, und daß sich, nach vielen Jahrhunderten, damit noch eine Erfindung machen lies.

Bako ist vielleicht der erste, der sie einsah. Sie macht den Grund seines Werks aus, in welchem er vortrefliche Vorschläge zum Fortkommen der Wissenschaften thut. Die Cartesianer haben dieses Prinzipium mit Verachtung verworfen; weil sie nur nach den Schriften der Peripatetiker von demselben urtheilten. Locke hat es endlich gefaßt, und er hat den Vorzug, der erste zu seyn, der es demonstrirt hat.

Es scheint indessen nicht, daß dieser Philosoph aus seinem Werk über den menschlichen Verstand seine Hauptsache gemacht hätte. Ge-

legentlich fing er dieses Werk an, und er sezte es eben so fort. Wiewohl er vorhersah, daß ihm ein auf diese Weise verfertigtes Werk nothwendig Vorwürfe zuziehn müsse: so hatte er doch, wie er selbst in seiner Vorrede sagt, weder Muth noch Muße, es auszubessern. Diesem Umstand muß man die Ausführlichkeiten, die Wiederholungen und die Unordnungen in seinem Werk zuschreiben. Locke war im Stand diese Fehler zu verbessern, und vielleicht läßt er sich gerade deswegen nicht so leicht entschuldigen. Er hat z. B. eingesehn, daß uns die Wörter, und die Art, wie wir uns ihrer bedienen, in Ansehung des Ursprungs unsrer Ideen, Licht geben können *). Weil er dieses aber zu spät bemerkte; so hat er erst in seinem dritten Buch von einem Gegenstand gehandelt, der eigentlich das zweite Buch hätte ausmachen sollen **). Hätte er sein Werk wieder von vorne anfangen wollen: so läßt sich vermuthen, daß er die Beschaffenheit des menschlichen Verstandes weit besser würde entwickelt haben. Da er es aber nicht gethan hat: so geht er auch zu hurtig über den Ursprung unsrer Kenntnisse weg; und dies ist gerade der Theil, den er am allerwenigsten erschöpft hat. So

*) Buch II. Kap. 8. §. 1.

**) Ich gestehe, sagt er, (Buch III. Kap. 9. § 21) daß es mir, wie ich dieses Werk anfing, und auch lange nachher, nicht beifiel, daß die Reflexion auf die Wörter nothwendig sey.

nimmt er z. B. an, daß sobald die Seele durch die Sinne Ideen erhält; so könne sie sie auch, nach ihrem Belieben, wiederholen, zusammensezen, sie auf eine unendlich mannigfaltige Art verbinden, und alle Gattungen von komplexen Notionen aus ihnen bilden. Allein es ist ja unläugbar, daß wir in der Kindheit lange vorher Sensationen gehabt haben, eh wir im Stand waren Ideen aus denselben zu ziehn. Da also die Seele nicht vom ersten Augenblick an den Gebrauch aller ihrer Operationen hat: so hätte eigentlich, zu besserer Entwickelung des Ursprungs unsrer Kenntnisse, nothwendig gezeigt werden müssen, wie sie zu diesem Gebrauch gelangt, und wie die Fortbildung der Operationen geschieht. Es scheint nicht, daß Locke hieran gedacht, noch daß ihm hierüber jemand einen Vorwurf gemacht, und diesen Theil seines Werks vollständig zu machen, gesucht habe. Vielleicht ist auch meine Absicht, die Erzeugung der Seelenoperationen dadurch zu zeigen, daß ich sie alle aus einer blossen Perzeption herleite, so neu, daß der Leser mit Mühe begreifen wird, wie ich sie ausführen werde.

Locke prüft im ersten Buch seines Versuchs die Meinung von den angebornen Ideen. Ich weiß fast nicht, ob er sich nicht zu lang bey der Wiederlegung dieses Irrthums aufgehalten hat; In meinem Werk wird dieser Irrthum mittelbarer Weise gestürzt werden. In einigen Stel-

len des zweiten Buchs handelt er, wiewohl sehr superfiziell, von den Operationen der Seele. Die Wörter machen den Gegenstand des dritten Buchs aus; und ich halte ihn vor den ersten, der diese Materie, als Philosoph, behandelt hat. Ich glaubte indessen hieraus einen beträchtlichen Theil meines Werks machen zu müssen; theils weil dieser Gegenstand noch auf eine ganz neue und weitgehende Art betrachtet werden kann; theils weil ich überzeugt bin, daß der Gebrauch der Zeichen das Prinzipium ist, welches den Keim aller unsrer Ideen entwickelt. Uebrigens giebt es unter den vielen vortreflichen Betrachtungen, die Locke in seinem zweiten Buch über die Entstehungsart verschiedener Ideen, z. B. vom Raum, Dauer u. s. w. und in seinem vierten Buch anstellt, manche, denen ich nicht beitreten kann. Da diese aber eigentlich die Ausbreitung unsrer Kenntnisse betreffen: so gehören sie nicht in meinen Plan, und ich darf mich bey ihnen nicht aufhalten.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel

Von den Materialien unsrer Kenntnisse, und vom Unterschied der Seele und des Körpers.

§. 1.

Wir mögen uns, um metaphorisch von der Sache zu reden, zum Himmel emporschwingen; oder wir mögen in die allerunterirrdischten Gegenden hinabsteigen: so gehn wir doch nie aus uns selbst heraus, und nie nehmen wir etwas anders wahr, als unsern eignen Gedanken. Unsre Kenntnisse mögen beschaffen seyn, wie sie wollen: so werden wir doch am Ende, wenn wir zu ihrem ersten Ursprung zurückgehn wollen, auf einen ersten einfachen Gedanken stossen, der das Objekt eines zweiten Gedankens war. Und dieser zweite Gedanke war wiederum das Objekt eines dritten, und so geht es weiter fort. Diese Ordnung der Gedanken müssen wir demnach entwickeln, wenn wir die Ideen erkennen wollen, die wir von den Dingen haben.

§. 2. Die Frage, über die Natur unsrer Gedanken ist unnüz. Gleich die erste Reflexion über

sich selbst kann einen jeden überzeugen, daß wir kein Mittel haben, womit wir diese Untersuchung anstellen könnten. Wir fühlen unsern Gedanken; Wir unterscheiden ihn von allem vollkommen, was nicht dieser Gedanke ist; Wir unterscheiden auch alle unsre Gedanken von einander. Und damit genug. Gehn wir von hier aus: so gehn wir von einer Sache aus, die wir so deutlich kennen, daß sie uns in keinen Irrthum führen kann.

§. 3. Wir wollen einen Menschen im ersten Augenblick seines Daseyns betrachten. Seine Seele empfängt zuerst viele Sensationen; Sie empfindet das Licht, die Farben, den Schmerz, das Vergnügen, die Bewegung, die Ruhe. Dieses sind ihre ersten Gedanken.

§. 4. Lasset uns ferner auch in den Augenblicken auf diesen Menschen aufmerksam seyn, in welchen er über dasjenige, was die Sensationen in ihm verursachen, zu reflektiren anfängt. Da werden wir finden, daß er sich von den verschiedenen Operationen seiner Seele Begriffe bildet, z. B. die Ideen vom Apperzipiren, Imaginiren. Dieses sind die zweiten Gedanken.

Dadurch also, daß die äussern Gegenstände auf uns wirken, erhalten wir verschiedne Ideen durch die Sinne; und wenn wir nun über die Operationen nachdenken, die die Sensationen in unsrer Seele verursachen: so kommen wir zu allen übrigen Ideen, die wir blos von den äussern Dingen nicht würden haben erhalten können.

§. 5. Folglich sind die Sensationen und die Operationen der Seele die Materialien zu allen unsern Kenntnissen, die die Reflexion zu verbrauchen sucht, indem sie, durch allerhand Kombinationen, die in ihnen enthaltenen Verhältnisse aufsucht. Der glückliche Erfolg dieser Geistesarbeit hängt ganz von den Umständen ab, unter welchen sie vorgenommen wird. Am glücklichsten sind diese Umstände, wenn sie uns eine sehr große Anzahl von Gegenständen darbieten, an welchen sich unsre Reflexion üben kann. So sind z. B. die merkwürdigen Umstände, unter welchen sich diejenige befinden, die zur Regierung der Völker ausersehn sind, eine Gelegenheit zur Bildung weitaussehender Plane, und die Umstände, die sich in der großen Welt unaufhörlich von Neuem ereignen, verhelfen zu der Art von Verstandeskräften, die man die natürlichen zu nennen pflegt, weil sie nicht das Werk der Wissenschaften sind, und man folglich auch die Ursachen, wodurch sie hervorgebracht werden, nicht bemerkt. Hieraus ziehn wir den Schluß; daß es gar keine Begriffe giebt, die nicht erworbene Ideen wären. Die ersteren erlangen wir unmittelbar durch die Sinne; die übrigen haben wir der Erfahrung zu danken, und diese vermehren sich in eben dem Verhältniß, in welchem man zum Reflektiren geschickter ist.

§. 6. Die Seele ist, durch die Erbsünde, vom Körper so abhängig geworden, daß viele Weltweisen diese beiden Substanzen mit einander verwechselt haben. Sie haben geglaubt, die Seele sey weiter nichts, als der zarteste, feinste und beweglichste Theil des

Körpers. Allein diese Meinung ist eine Folge eines Räsonnements aus unbestimmten Begriffen. Ich mögte diese Philosophen wohl fragen, was sie unter einem Körper verstehn. Wollen sie bestimmt antworten: so können sie nicht sagen, daß er eine einzige Substanz sey; sondern sie werden ihn als eine Sammlung von Substanzen betrachten. Gehört der Gedanke dem Körper zu: so muß er ihm entweder in so fern der Körper eine Sammlung und Menge ist, zugehören; oder, weil der Gedanke selbst eine Eigenschaft von jeder Substanz ist, woraus der Körper besteht. Nun aber bedeuten die Ausdrücke Sammlung und Menge weiter nichts, als ein äusseres Verhältniß unter mehreren Dingen, eine Art, von einander abhängig zu existiren. Wegen dieser Vereinigung sehn wir sie so an, als wenn sie nur ein einziges Ganzes ausmachten; wenn sie gleich im Grund eben so wenig eins sind, als wenn sie von einander abgesondert wären. Dieses sind folglich abstrakte Ausdrücke, die auser uns nicht eine einzige, sondern eine Vielheit von Substanzen voraussezen; und der Körper kann also, als Sammlung, das Subjekt des Gedankens auch nicht seyn.

Wie aber, wenn man den Gedanken unter alle Substanzen auftheilte, aus denen der Körper zusammengesezt ist? — Antwort: Das ist fürs erste nicht möglich, wenn es eine einzige und untheilbare Perzeption ist. Zweitens aber fällt die Voraussezung auch in dem Fall weg, wenn der Gedanke aus einer gewissen Anzahl von Perzeptionen besteht. Man nehme an, A. B. C. seyen drey Substanzen, wor-

aus der Körper zusammengesezt ist, und unter sie seyen drey Perzeptionen vertheilt: so frag' ich, wie kann eine Vergleichung derselben statt finden? In A kann sie nicht vorgehn; denn dieses kann die eine Perzeption, die es hat, mit den übrigen Perzeptionen, die es nicht hat, nicht vergleichen. Aus eben dem Grund kann auch B und C das nicht thun. Folglich muß man einen Vereinigungspunkt, eine Substanz annehmen, die in demselbigen Augenblick das einfache und untheilbare Subjekt dieser drey Perzeptionen, und die folglich vom Körper unterschieden ist; mit einem Wort, man muß eine Seele annehmen.

§. 7. Ich begreife nicht, wie Locke (B. IV. K. 3.) hat behaupten können, daß es uns vielleicht in Ewigkeit unmöglich seyn wird, zu erkennen; ob Gott nicht einem Haufen von Materie, wenn sie auf eine gewisse Weise disponirt ist, das Denkvermögen gegeben hat? Man muß sich nicht vorstellen, daß man, um diese Aufgabe zu lösen, nothwendig das Wesen und die Natur der Materie kennen müsse. Alle Räsonnements, die man auf diese Unwissenheit gründet, sind durchaus hinfällig. Es ist genug, wenn wir wissen, daß das Subjekt des Gedankens eins seyn müße. Nun aber ist ja ein Haufen von Materie nicht eins: Es ist eine Menge *).

*) Die Eigenschaft, wird man sagen, die Zeit anzuzeigen, ist doch untheilbar. Man kann nicht sagen, sie vertheile sich unter die Räder einer Uhr; Sie ist im Ganzen. Warum sollte denn nicht auch die Eigenschaft des Denkens in einem organisirten Ganzen

§. 8. Da die Seele vom Körper unterschieden und verschieden ist: so kann dieser weiter nichts, als die gelegentliche Ursache von dem seyn, was er in ihr hervorzubringen scheint. Hieraus folgt, daß unsre Sinne gelegenheitlich die Quelle unsrer Kenntnisse sind. Was aber nur bey Gelegenheit eines Dings geschieht, kann auch ohne dasselbe vorgehn; indem ein Effekt von seiner Gelegenheitsursache nur unter einer gewissen Bedingung abhängt. Die Seele kann also schlechterdings für sich, ohne Beihülfe der Sinne Kenntnisse erlangen. Sie fand sich, vor dem Fall, in einem System, welches von dem gegenwärtigen ganz verschieden war. Da sie nicht unwissend, noch von Natur zum Bösen geneigt war: so war sie die Gebieterin über ihre Sinne, deren Verrichtungen und Thaten sie aufschob, und nach ihrem Gefallen modifizirte. Sie hatte folglich Ideen, die vor dem Gebrauch der Sinne da waren. Durch

statt finden können? Hierauf dient zur Antwort: Die Eigenschaft des Zeitanzeigens kann, ihrer Natur nach, einem zusammengesezten Subjekt zukommen; weil alles, was der Bewegung fähig ist, die Zeit messen kann, indem die Zeit weiter nichts ist, als ein Aufeinanderfolgen. — Auch hat man mir den Einwurf gemacht, daß doch die Einheit einem geordneten Haufen von Materie zukomme; wenn sie ihm gleich da nicht zugeschrieben werden kann, wo die Unordnung so groß ist, daß man den Haufen nicht als ein Ganzes betrachten kann. Allein ich antworte: da wird auch die Einheit nicht im strengsten Verstand genommen; sondern man sieht sie als eine aus andern Einheiten zusammengesezte Einheit an; Sie ist folglich, im eigentlichen Verstand, eine Sammlung, eine Menge. Nun aber rede ich ja hier nicht von einer solchen Einheit.

ihren Ungehorsam hat sich das alles geändert. Gott hat ihr diese Herrschaft genommen. Sie ist von den Sinnen so abhängig geworden, als wenn diese die physischen Ursachen von dem wären, was sie blos veranlassen; und ausser den Kenntnissen, die sie ihr zuführen, hat sie gar keine andre. Davon rührt die Unwissenheit, und die böse Lust her. Diesen Zustand der Seele will ich studiren. Er ist es allein der das Objekt der Philosophie seyn kann; weil er es allein ist, den uns die Erfahrung kennen lehrt. Wenn ich also behaupten werde, daß wir keine Ideen haben, die uns nicht durch die Sinne zugeführt werden: so muß man das blos vom Zustand verstehn, in dem wir uns seit dem Fall befinden. Dieser Saz würde ganz falsch seyn, wenn man ihn auf die Seele im Stand der Unschuld, oder in ihrem Zustand nach ihrer Trennung vom Körper, anwenden wollte. Von den Kenntnissen der Seele in diesen beiden Zuständen handle ich deswegen nicht; weil ich nicht aus Erfahrung über sie räsonniren kann. Wenn uns übrigens, woran denn nicht gezweifelt werden kann, an der Kenntniß derjenigen Kräfte viel gelegen ist, deren Gebrauch uns Gott, ohngeachtet des Falls unsrer ersten Eltern, erhalten hat: so ist es dagegen auf der andern Seite unnüz, wenn man die übrigen Kräfte errathen will, die er uns abgenommen hat, und die er uns erst nach dem Tod wieder mittheilen wird.

Ich schränke mich demnach blos auf den gegenwärtigen Zustand ein. Daher werde ich die Seele nicht als vom Körper unabhängig betrachten; weil

ihre Abhängigkeit nur gar zu gewiß ist. Auch werd' ich sie nicht so betrachten, als wenn sie zwar mit einem Körper verbunden wäre, aber nach einem von unserm jezigen ganz verschiedenen System. Wir wollen blos die Erfahrung zu Rath ziehn, und blos aus Thatsachen räsonniren, die Niemand in Zweifel ziehn kann. Dies ist unser Gegenstand.

Zweites Kapitel.

Von den Sensationen.

§. 9. Es ist einleuchtend, daß die Ideen, die man Sensationen nennt, so beschaffen sind, daß wir sie nimmermehr würden haben erwerben können, wenn wir unsrer Sinne beraubt gewesen wären. Kein Philosoph hat auch behauptet, daß sie uns angeboren sind. Denn diese Behauptung würde der Erfahrung zu augenscheinlich widersprechen. Allein es hat Weltweisen gegeben, die die Sensationen nicht für Ideen halten wollten; als wenn sie nicht für sich selbst eben so gut Vorstellungen wären, wie ein jeder andrer Gedanke der Seele. Sie sahen daher die Sensationen als etwas an, was erst nach den Ideen kömmt und was die Ideen modifizirt. Ein Irrthum, der sie zur Erfindung gewisser Systeme verleitet hat, die eben so sonderbar als unverständlich sind.

Man muß bey der geringsten Aufmerksamkeit einsehn, daß, wenn wir das Licht, die Farben, die Solidität wahrnehmen, diese und andre ähnliche

Sensationen zur Genüge zureichen, um uns alle die Ideen zu verschaffen, die man gewöhnlich von den Körpern hat. In der That, giebt es wohl auch nur eine einzige von diesen Ideen, die nicht in diesen ersten Perzeptionen enthalten wäre? Findet man nicht in ihnen die Ideen von Ausdehnung, Figur, Ort, Bewegung, Ruhe; so wie auch alle übrigen, die von diesen leztern abhangen?

Man verwerfe also die Hypothese von den angebornen Ideen, und man seze einmal voraus, daß uns Gott, z. B. die Perzeptionen des Lichts und der Farbe gebe; werden diese Perzeptionen nicht unsern Augen, Ausdehnung, Linien und Figuren darstellen? — Hier wendet man aber ein: Man kann sich durch die Sinne nicht versichern, ob diese Dinge wirklich so beschaffen sind, wie sie uns beschaffen zu seyn scheinen. Hieraus folgert man, daß die Sinne uns keine Ideen von ihnen geben. Welche Folgerung! Versichert man sich denn etwa besser von der Beschaffenheit dieser Dinge, mit den angebornen Ideen? Was ist daran gelegen, daß man, mittelst der Sinne, mit Gewißheit erkennen könne, welches die Figur eines Körpers ist? Man will ja nur wissen, ob die Sinne selbst alsdenn, wenn sie uns betrügen, uns die Idee von einer Figur geben? Ich sehe eine Figur, die ich vor ein Fünfeck halte; wenn sie gleich an einer Seite einen unbemerkbaren Winkel macht. Das ist nun freilich ein Irrthum; aber giebt mir denn die Figur deswegen nicht die Idee von einem Fünfeck?

§. 10. Die Cartesianer und Malebranchisten deklamiren indessen so sehr gegen die Sinne; Sie wiederholen es so oft, daß die Sinne nichts als Irrthümer und Illusionen sind, daß sie sie für ein Hinderniß zur Erlangung der Kenntnisse ansehn, und daß sie, aus Eifer für die Wahrheit, wünschen mögten, daß wir derselben, wo möglich, ganz beraubt wären. Die Vorwürfe, die diese Weltweisen den Sinnen machen, sind nicht ganz ungegründet. Sie haben in dieser Materie mit vielem Scharfsinn, manche Irrthümer getilget, und man muß ihnen dafür verbunden seyn, wenn man nicht ungerecht seyn will. Sollte es aber hier nicht auch eine Mittelstrasse geben? Sollte man nicht eben so gut eine Quelle von Wahrheiten, wie eine Quelle von Irrthümern, in unsern Sinnen finden, und beide so genau von einander unterscheiden können, daß man beständig aus der ersten schöpfen könne? Dieses wollen wir untersuchen.

§. 11. Gewiß ist es erstlich, daß nichts klärer, nichts distinkter seyn kann, als unsre Perzeption, wenn wir gewisse Sensationen haben. Was ist klärer, was ist deutlicher, als die Perzeptionen des Tons und der Farbe? Haben wir je diese beiden Dinge mit einander verwechselt? Wollen wir aber ihre Natur untersuchen; wollen wir wissen, wie sie in uns erzeugt werden: so darf man nicht sagen, daß uns unsre Sinne betrügen, oder daß sie uns dunkle und konfuse Ideen geben. Die geringste Reflexion lehrt, daß sie uns keine von beiden geben.

Diese Perzeptionen mögen indessen, ihrer Natur nach, beschaffen seyn, wie sie wollen; sie mögen in uns auf irgend eine Art erzeugt werden; so ist so viel gewis, daß, wenn wir in ihnen die Idee von der Ausdehnung, die Idee von einer Linie, eines Winkels, und gewisser Figuren suchen, wir sie auch sehr klar und deutlich darinnen finden werden. Untersuchen wir ferner, worauf wir diese Ausdehnung und diese Figuren beziehen: so finden wir wieder eben so klar und deutlich, daß die Beziehung nicht auf dasjenige, was in uns das Subjekt des Gedankens ist, sondern auf etwas, was auffer uns da ist, gemacht wird.

Suchen wir hingegen in den Perzeptionen die Idee von der absoluten Gröſse gewisser Körper, oder auch die Idee von ihrer relativen Gröſse, und von ihrer eignen Figur: so werden wir nur sehr verdächtige Urtheile darinn antreffen. Nachdem ein Gegenstand näher oder entfernter von uns liegt; nachdem werden auch die Erscheinungen der Gröſse und der Figur, unter denen er sich uns zeigt, durchaus verschieden seyn.

Drey Stücke muß man demnach in unsern Sensationen unterscheiden. 1) Die Perzeption, die wir haben. 2) Die Beziehung, die wir mit derselben auf etwas anders auffer uns, anstellen. 3) Das Urtheil, daß dasjenige, was wir den Dingen beilegen, ihnen auch wirklich zukomme.

So wohl in demjenigen, was in uns vorgeht, als auch in der Beziehung, die wir uns davon mit etwas auſſer

uns denken, liegt weder Irrthum, noch Dunkelheit. Wenn wir z. B. darüber reflektiren, daß wir die Ideen von einer gewissen Größe und von einer gewissen Figur haben, und daß wir diese Ideen irgend einem Körper beilegen: so liegt darinnen nichts, was nicht wahr, klar und deutlich wäre. Dies ist die Quelle aller Wahrheiten. Kömmt ein Irrthum hinzu: so liegt er eigentlich darinnen, daß wir urtheilen, diese Größe und diese Figur komme wirklich diesem Körper zu. Wenn ich z. B. ein viereckigtes Gebäude von Ferne ansehe: so wird es mir rund scheinen. Liegt denn nun in der Idee vom Rundseyn, oder in der Beziehung, die ich mit dieser Idee vornehme, Dunkelheit und Verworrenheit? Nein; sondern ich urtheile, dieses Gebäude ist rund. Da liegt der Irrthum.

Wenn ich also sage, daß wir alle unsre Kenntnisse durch die Sinne erhalten: so muß man ja nicht vergessen, daß dieses nur in so fern gemeint ist, in so fern man die Kenntnisse aus diesen klaren und deutlichen Ideen ableitet, die sie enthalten. In Ansehung der sie begleitenden Urtheile können sie uns nicht eher nüzlich seyn, bis eine wiederholte Erfahrung ihre Fehler verbessert hat.

§. 12. Was wir von der Ausdehnung und den Figuren bemerkt haben, paßt auch auf die übrigen Sensationsideen vollkommen. Aus eben diesen Bemerkungen kann das Problem der Cartesianer gelöset werden; ob sich die Farben, die Gerüche u. s. w. in den Objekten befinden?

Man muß ohne Zweifel in den Körpern Beschaffenheiten annehmen, die die Impressionen verursachen, die sie auf unsre Sinne machen. Nur das ist die Schwierigkeit; man will wissen, ob diese Qualitäten auch dem, was wir empfinden, ähnlich sind. Der Umstand macht uns unstreitig dabey irre, daß wir — indem wir die Idee von der Ausdehnung in uns apperzipiren, und eben keinen Grund sehen, warum wir nicht etwas ähnliches in den Körper annehmen könnten, — nun uns auch gleich einbilden, daß auch den Perzeptionen der Farbe, der Gerüche u. s. w. etwas ähnliches in den Körpern entsprechen müsse. Das ist ein voreiliger Schluß, der blos auf dieser Vergleichung beruht, und wovon man im Grund wirklich keine Idee hat.

Der von allen seinen Schwierigkeiten entblößte, und von der hellesten Seite betrachtete Begriff von der Ausdehnung ist weiter nichts, als die Idee mehrerer Dinge, die uns ausser einander zu existiren scheinen *). Das ist der Grund, warum wir, wenn wir ausser uns etwas dieser Idee ähnliches annehmen, uns dasselbe allemal eben so klar vorstellen, als wenn wir es blos in der Idee betrachteten. Ganz anders verhält es sich mit den Farben, Gerüchen ꝛc.

*) Auch vereinigt müssen sie uns scheinen, sezen die Leibnizianer hinzu. Der Zusaz aber ist unnüz, wenn von der abstrakten Ausdehnung die Rede ist. Wir können uns abgesonderte Wesen gar nicht vorstellen, ausser in sofern wir andre Wesen voraussezen, die jene trennen; Die Totalität schließt die Idee der Vereinigung ein.

In so fern wir, bey der Reflexion über diese Sensationen, sie als etwas betrachten, was uns zugehört, was uns eigen ist, in sofern haben wir sehr klare Ideen davon. Wenn wir sie aber, so zu sagen, von unserm Wesen abreissen, und die Gegenstände damit bereichern wollen: so nehmen wir eine Operation vor, von welcher wir keine Idee mehr haben. Wir können sie den Objekten aus keinem andern Grund beilegen, als weil wir in ihnen etwas annehmen müssen, was diese Sensationen veranlaßt, und weil uns von der andern Seite diese Ursache ganz unbekannt ist.

§. 13. Umsonst nimmt man zu dunkeln und zu konfusen Ideen oder Sensationen seine Zuflucht. Weltweisen müsten eine solche Sprache gar nicht reden, da sie ohnehin ihre Ausdrücke nie zu genau bestimmen können. Wenn man ein Gemälde findet, welches seinem Urbild auf eine dunkle oder konfuse Weise ähnlich ist, und nun diesen Gedanken gehörig entwickelt: so findet man, daß er so viel sagt, das Gemälde ist dem Original in einigen Stücken ähnlich, in andern nicht. So verhält sich die Sache mit allen unsern Perzeptionen. Das, was sie enthalten, ist klar und deutlich; Das Dunkle und Undeutliche, was man in ihnen finden will, kömmt ihnen auf keine Weise zu. Man kan von ihnen nicht sagen, was sich von einem Portrait sagen läßt, daß sie nur zum Theil ähnlich sind. Eine jede Perzeption ist so einfach, daß alles, was mit ihnen ein gewisses Verhältniß der Aehnlichkeit hätte, ihnen im Ganzen gleich seyn müßte. Ich erinnere also, daß die Redensart klare und deutliche

Jdeen haben, bey mir, um kurz zu reden, so viel heißt, als Jdeen haben; und die Redensart, dunkle und konfuse Jdeen haben, bedeutet in meiner Sprache so viel, als keine Jdeen haben.

§. 14. Der Grund, um welches Willen wir annehmen, daß unsre Jdeen der Dunkelheit fähig sind, liegt darinnen, daß wir die Ausdrücke, die wir gebrauchen, nicht genug von einander unterscheiden. Wir sagen z. B. der Schnee ist weis, und wir bilden tausend andre Urtheile, ohne daß wir an die Vieldeutigkeit der Wörter denken. Weil nun auf diese Weise unsre Urtheile dunkel ausgedrückt sind: so bilden wir uns ein, diese Dunkelheit falle auf die Urtheile selbst und auf die Jdeen zurück, woraus sie bestehn. Eine Definition würde alles gut machen. Der Schnee ist weis, wenn man unter der Weisse die physische Ursache unsrer Perzeption versteht. Der Schnee ist nicht weis, wenn die Weisse etwas der Perzeption selbst Aehnliches bedeuten soll. Diese Urtheile sind demnach nicht dunkel. Sie sind aber wahr oder falsch, nach Maaßgabe des Sinnes, in welchem man die Ausdrücke gebraucht.

Ausserdem giebt es noch einen andern Bewegungsgrund, um welches Willen wir dunkle und konfuse Jdeen annehmen; und das ist unsre Begierde viel zu wissen. Es scheint als wenn das eine Stüze unsrer Wißbegierde wäre, daß wir Dinge doch wenigstens dunkel und undeutlich erkennen. Daher kommt es, daß wir bisweilen Mühe haben, uns bewußt zu werden, daß wir gewisse Jdeen nicht haben *).

*) Locke giebt klare und dunkle, distinkte und konfuse, wahre und falsche Jdeen zu. Aus seinen Erklärun-

Andre haben bewiesen, daß die Farben, die Gerüche ꝛc. nicht in den Gegenständen vorhanden sind. Mir hat es aber immer geschienen, als wenn ihre Räsonnements den Geist nur wenig aufklärten. Ich habe einen ganz andern Weg eingeschlagen, und geglaubt, daß es in dieser Materie, so wie in vielen andern zureicht, wenn man seine Ideen entwickelt, um ausmachen zu können, welcher Meinung man den Vorzug geben müsse.

gen aber erhellet, daß ich blos in den Ausdrücken von ihm abgehe. Meine Art mich auszudrücken hat den Vorzug vor der Lockeschen, daß sie bestimmter und leichter ist. Ich ziehe sie eben deswegen vor, denn nur durch die Simplifikation der Sprache kann man den Mißbräuchen der Ausdrücke vorbeugen. Dieses ganze Werkchen soll ein Beweis dieses Sazes seyn.

Zweiter Abschnitt.

Zergliederung und Erzeugung der Operationen der Seele.

Man kann die Operationen der Seele in zwey Gattungen abtheilen, nachdem man sie näher auf den Verstand oder auf den Willen zieht. Ich werde sie hier blos in Beziehung auf den Verstand betrachten.

Ich will mich nicht damit begnügen, sie zu erklären. Ich will versuchen, sie unter einen ungleich lichtvollern Gesichtspunkt zu bringen, als bisher geschehn ist. Es kömmt hier auf die Entwickelung des Wachsthums der Seelenoperationen an; und es soll gezeigt werden, wie sie alle von einer ersten Operation erzeugt werden, die weiter nichts ist, als die bloße Perzeption. Diese einzige Untersuchung ist nüzlicher als alle Regeln der Logiker. In der That, kann man wohl in Ansehung der Art, die Operationen der Seele zu leiten, unwissend seyn; wenn man ihre Erzeugung gut kennte? Dieser ganze Theil der Metaphysik ist bisher in eine solche Finsterniß und Verwirrung eingehüllt gewesen, daß ich genöthigt gewesen bin, mir gewissermaaßen eine neue Sprache zu machen. Ich konnte unmöglich mit so unbestimmten Zeichen, wie die gewöhnlichen Ausdrücke der Sprachen sind, Bestimmtheit und Genauigkeit verbinden. Demohngeachtet werde ich denen, die mich mit Aufmerksamkeit lesen, sehr verständlich seyn.

Erstes Kapitel.

Von der Perzeption; — Vom Bewußtseyn; — Von der Aufmerksamkeit; und von der Erinnerung.

§. 1. Die Perzeption, oder der in der Seele durch die Wirkung der Sinne verursachte Eindruck, ist die erste Operation des Verstandes. Die Idee von dieser Seelenwirkung ist so beschaffen, daß man sie durch keine Beschreibung erlangen kann. Die bloße Reflexion auf dasjenige, was wir empfinden, wenn wir eine Sensation haben, kann uns diese Idee gewähren.

§. 2. Die Gegenstände würden vergebens auf die Sinne wirken, und die Seele würde sie nie erkennen; wenn sie sie nicht perzipiren sollte. Der niedrigste und geringste Grad der Erkenntniß ist demnach das Apperzipiren.

§. 3. Weil sich aber die Perzeption erst mit den Eindrücken auf unsre Sinnen darstellt: so muß dieser erste Grad von Erkenntniß mehr oder weniger ausgedehnt seyn, nachdem man nämlich organisirt ist, um mehr oder weniger verschiedene Sensationen aufnehmen zu können. Man seze Geschöpfe, die kein Gesicht haben; Man nehme wiederum andre an, die des Gesichts und des Gehörs zugleich beraubet sind, u. s. w. so wird man bald Kreaturen vor sich haben, die, weil sie gar keine Sinne haben, auch keine Erkenntniß erlangen können. Auf der andern Seite denke man sich wiederum neue Sinne

an Geschöpfen, die vollkommener sind, als der Mensch; wie viel neue Perzeptionen müssen diese haben; und wie viel neue Kenntnisse sind für sie da, die wir uns nicht erwerben, und von deren Beschaffenheit wir nicht einmal Muthmaaßungen anstellen können!

§. 4. Unsre Untersuchungen sind bisweilen um so viel schwieriger, je einfacher ihr Objekt ist. Hievon geben die Perzeptionen ein Beispiel. Was sollte, dem ersten Anschein nach, leichter zu beantworten seyn, als die Frage, ob die Seele alle Perzeptionen, die sie empfängt, erkennt? Was braucht man, um dieses auszumachen, weiter, als daß man auf sich selbst Acht giebt? Das haben nun ohne Zweifel alle Philosophen gethan; Einige aber, die Cartesianer, die Malebranchisten, und die Leibnizianer, die für ihre Prinzipien zu sehr eingenommen waren, mußten Perzeptionen in der Seele annehmen, die sie nie erkennt. Andre, nämlich Locke und seine Anhänger, mußten diese Meinung nothwendig für ganz unverständlich halten. Ich werde diese Aufgabe in den folgenden Paragraphen aufzulösen mich bemühen. Hier bemerke ich nur, daß es, nach dem einmüthigen Geständniß der ganzen Welt in der Seele Perzeptionen giebt, die ihr nicht unbekannt sind. Diese innere Empfindung nun, die ihr die Kenntniß von der vorhandenen Perzeption überbringt, und die sie wenigstens von einem Theil dessen, was in ihr vorgeht, benachrichtiget, werde ich das Bewußtseyn nennen. Wofern, nach Locke's Meinung, die Seele keine Perzeption hat, die sie nicht erkennt, oder deren sie sich nicht bewußt

wird; so daß es ein Widerspruch wäre, daß eine Perzeption nicht erkannt werde: so muß Perzeption und Bewußtseyn nur als eine und eben dieselbe Operation angesehn werden. Ist hingegen die entgegengesezte Meinung die richtige: so sind es zwey verschiedne Operationen, und in dem Fall würde unsre Erkenntniß eigentlich bey dem Bewußtseyn, und nicht bey der Perzeption anfangen, wie ich angenommen habe.

§. 5. Es trift sich oft, daß wir bey mehrern Perzeptionen, deren wir uns zu gleicher Zeit bewußt sind, doch ein stärkeres Bewußtseyn von einigen, als von andern haben, oder daß wir lebhafter von ihrem Daseyn benachrichtiget werden. Je mehr das Bewußtseyn jener zunimmt, desto mehr nimmt das Bewußtseyn der leztern ab. Wenn jemand ein Schauspiel besucht, wo eine Menge von Gegenständen seine Blicke um die Wette auf sich hinziehn: so wird seine Seele von der Menge der Gegenstände bestürmt werden, die sie ganz gewiß erkennt; Allein es werden ihr allmälig einige unter ihnen vorzüglich gefallen, und sie vor andern interessiren. Diesen wird sie sich daher lieber überlassen; Und von diesem Augenblick an, wird das Bewußtseyn der übrigen unmerklich bis zu dem Punkt abnehmen, daß, wenn der Zuschauer wieder zu diesen Objekten zurückkömmt, er sich nicht mehr erinnern wird, daß er sie schon bemerkt habe. Hievon ist die Täuschung bey einem Schauspiel ein Beweis. Es giebt Augenblicke, in denen sich das Bewußtseyn zwischen der aufgeführten Handlung und zwischen dem Rest des Schauspiels nicht zu theilen

scheint. Es würde anfänglich das Ansehen haben, daß die Täuschung um so viel lebhafter seyn müsse, je weniger Gegenstände da sind, die einen zerstreuen können. Demohngeachtet hat ein jeder leicht bemerken können, daß man nie geneigter ist, sich als den einzigen Zeugen einer interessanten Scene anzusehn, als wenn das Schauspielhaus sehr voll ist. Das kann davon herrühren, daß die Anzahl, die Verschiedenheit und die Pracht der Gegenstände die Sinne stark erschüttern und spannen, und die Einbildungskraft erhizen; und daß wir dadurch zur Aufnahme der Eindrücke geneigter werden, die der Dichter in uns hervorbringen will. Es kann auch seyn, daß die Zuschauer einander wechselseitig durch ihr Beyspiel anfeuern, ihre Augen und Aufmerksamkeit auf die Scene zu heften. Genug, ich nenne diejenige Operation der Seele Aufmerksamkeit, wodurch unser Bewußtseyn, in Ansehung gewisser Perzeptionen so lebhaft zunimmt, daß diese Gewahrnehmungen die einzigen zu seyn scheinen, zu deren Kenntniß wir gelangt sind. Aufmerksam seyn, heißt demnach ein stärkeres Bewußtseyn der Perzeptionen haben, die eine gewisse Sache erzeugt, als anderer Perzeptionen, die von andern Gegenständen hervorgebracht werden, indem diese wie jene auf unsre Sinne wirken. Und die Aufmerksamkeit ist um so viel größer, je weniger man sich auf diese andre Gegenstände besinnen kann.

§. 6. Unter den Perzeptionen, deren wir uns bewußt gewesen, unterscheide ich demnach zwo

Gattungen. Einiger können wir uns doch wenigstens im nächsten Augenblick wieder erinnern. Andre vergessen wir sogleich, da wir sie gehabt haben. Diese Distinktion gründet sich auf die Erfahrung, die ich eben angeführet habe. Eine Person, die sich der Täuschung ganz überlassen hat, wird sich sehr gut auf die Impression besinnen, den eine lebhafte und rührende Scene auf ihre Seele gemacht hat. Sie wird sich aber nicht allemal des Eindrucks erinnern, den sie zu derselbigen Zeit von dem übrigen Theil des Stücks empfieng.

§. 7. Man könnte hiebey zwo andre Meinungen hegen, die von der meinigen verschieden sind. Man könnte fürs erste sagen, die Seele habe die Perzeptionen gar nicht gehabt, wie ich doch annehme, und von denen ich behaupte, daß sie sie so geschwind wieder vergißt. Man könnte dieses aus physischen Gründen zu erklären suchen. Es ist gewiß, könnte man sagen, daß die Seele keine Perzeption hat, wofern sich die Wirkung des Gegenstandes auf die Sinne nicht dem Gehirne mittheilt *). Nun könnte man voraussezen, daß die Fibern des Gehirns, durch den Eindruck der die Täuschung erzeugenden Scene, in einem so hohen Grad erschüttert werden, daß sie keinen andern Eindruck aufnehmen können. Hieraus würde nun folgen, daß die Seele keine andre Perzeptionen gehabt, als deren sie sich erinnern kann. Dieses wäre die eine Meinung.

*) Oder auch, dem Theil des Gehirns, den man das *Sensorium commune* nennt.

Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß, wenn wir einem Gegenstand unsre Aufmerksamkeit widmen, alle Fibern des Gehirns gleichmäßig bewegt werden; so daß nicht noch viele andre Fibern übrigblieben, die einen andern Eindruck aufnehmen könnten. Man hat also Grund anzunehmen, daß viele Perzeptionen in uns vorgehn, von denen wir gleich im nächsten Augenblick nicht wissen, daß wir sie gehabt haben. Was hier nur noch Vermuthung ist, soll bald bewiesen werden.

§. 8. Die zwote Meinung wäre diese, wenn man sagte: es werde gar kein Eindruck auf die Sinne gemacht, der sich nicht dem Gehirn mittheilt, und der folglich nicht auch eine Perzeption in der Seele hervorbringt. Man könnte aber hinzusezen, daß die Perzeption ohne Bewußtseyn seyn, und daß sie nicht zur Kenntniß der Seele gelangen könne. — Hier trete ich Locken bey. Denn ich habe keine Idee von einer solchen Perzeption. Es ist eben so gut, als wenn man sagte, ich apperzipire, ohne zu apperzipiren.

§. 9. Ich glaube also; wir haben allemal das Bewußtseyn der Impressionen auf die Seele. Freylich ist dieses Bewußtseyn bisweilen so augenblicklich, daß wir uns auf dasselbe gleich im nächsten Augenblick nicht mehr besinnen können. Einige Beyspiele werden meine Behauptung in ein helles Licht stellen.

Ich gestehe gern; es hat mir eine Zeit lang geschienen, als wenn in uns Perzeptionen vorgehn, deren wir uns nicht bewußt sind. Ich stüzte mich dabey hauptsächlich auf die leicht zu

machende Erfahrung, daß wir unsre Augen tausendmal zuschließen, ohne daß wir zu erkennen scheinen, daß wir uns im Dunkeln befinden. Wie ich aber andere Erfahrungen machte: so entdeckte ich meinen Irrthum. Gewisse Perzeptionen nämlich, die ich nicht vergessen hatte, und die es nothwendig machten, daß ich noch andre Perzeptionen gehabt haben mußte, worauf ich mich aber gleich in dem nächsten Augenblick, da ich sie gehabt, nicht mehr besinnen konnte, bewogen mich, meine Meinung zu ändern.

Man gebe nur auf sich selbst Acht, wenn man eine Lektüre geendiget hat. Es wird scheinen, man sey sich keiner andern Ideen bewußt gewesen, außer derer, die man durch das Lesen des Buchs überkam. Es wird einem nicht vorkommen, daß man sich auch der Perzeption eines jeden Buchstabs nicht mehr bewußt gewesen, als der Finsterniß zu jedem mal, da man die Augenlieder schloß. Durch diesen Anschein wird man sich indessen nicht hintergehn lassen, wenn man überlegt, daß man, ohne das Bewußtseyn der Perzeption der einzelnen Buchstaben, kein Bewußtseyn der Perzeption der Wörter und folglich auch nicht der Ideen würde haben erhalten können.

§. 10. Aus dieser Erfahrung läßt sich der natürliche Grund von einer Erscheinung geben, die jedermann erfährt; ich meine von der erstaunlichen Geschwindigkeit, womit einem bisweilen die Zeit verflossen zu seyn scheint. Dieses rührt davon her, daß wir den größten Theil der Perzeptionen vergessen haben, die in unserer Seele auf ein-

ander gefolgt sind. Locke zeigt, daß wir uns nur durch die Folge der Gedanken die Idee von der Folge der Zeit bilden. Nun aber sind Perzeptionen in dem Augenblick, da man sie ganz vergessen hat, völlig so anzusehn, als wenn man sie gar nicht gehabt habe. Ihre Folge muß demnach von der Folge der Zeit abgezogen werden. Folglich muß uns eine ansehnliche Reihe von Stunden als eben so viel Augenblicke verflossen zu seyn scheinen.

§. 11. Diese Erklärung macht mir die Anführung anderer Beyspiele überflüßig. Sie wird denenjenigen, die darüber nachdenken wollen, Beyspiele genug an die Hand geben. Ein jeder kann ja leicht bemerken, daß es unter den Perzeptionen, die er während einer gewissen Zeit, die ihm sehr kurz geschienen, gehabt, eine große Anzahl giebt, von denen sein Betragen ein Beweis ist, daß er sich ihrer bewußt gewesen seyn muß, wenn er sie gleich ganz vergessen hat. Nicht alle Beyspiele lassen sich indessen zur Bestätigung dieses Sazes gleich gut gebrauchen. Eben deswegen ließ ich mich auch hintergehn, wie ich mir vorstellte, daß ich die Augenlieder ganz unwillkührlich schloß, ohne zu wissen, daß ich im Dunkeln war. Nichts ist aber vernünftiger, als daß man ein Beyspiel durch das andre erklärt. Mein Irrthum rührte davon her, daß die Perzeption der Finsterniß so schnell, so schleunig, und das Bewußtseyn so schwach war, daß mir keine Erinnerung übrigblieb. Ich darf nur auf die Bewegung meiner Augen recht aufmerksam seyn: so wird auch diese

Perzeption gewiß so lebhaft, daß ich nicht mehr zweifeln werde, sie gehabt zu haben.

§. 12. Wir vergessen nicht nur gewöhnlich einige von unsern Perzeptionen; sondern bisweilen vergessen wir sie auch alle. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit nicht dermaßen aufheften, daß wir die in uns erzeugten Perzeptionen nur aufnehmen, ohne von einigen mehr gerührt zu werden, als von andern: so ist das Bewußtseyn derselben so schwach, daß wir uns nicht mehr erinnern, sie gehabt zu haben, sobald wir aus diesem Zustande in einen andern versezt werden. Man halte mir ein sehr zusammengesezes Gemälde vor, dessen Theile meine Organen, beym ersten Anblick, mit einem gleichen Grad von Lebhaftigkeit anschlagen; man ziehe nun das Gemälde plözlich weg, eh' ich die Zeit gehabt, es im Detail zu betrachten: so ist so viel gewiß, daß ein jeder von seinen empfindbaren Theilen Perzeptionen in mir hervorgebracht hat; das Bewußtseyn derselben aber war so schwach, daß ich mich ihrer nicht erinnern kann. Dieses Vergessen rührt nicht von ihrer kurzen Dauer her. Wenn man auch vorausseze, daß ich das Gemälde lange angesehn: so werde ich nach vielen Stunden eben so wenig im Stand seyn, Rechenschaft davon zu geben, so wenig ich es im ersten Augenblick thun konnte; unter der Bedingung nämlich, daß ich das Bewußtseyn der Perzeptionen eines jeden Theils nicht nach und nach lebhafter gemacht.

Was von den durch dieses Gemälde verursachten Perzeptionen gilt, muß aus demselbigen Grund

auch von den Perzeptionen gelten, die von den mich umgebenden Gegenständen erzeugt werden. Wenn diese Objekte mit ohngefähr gleichen Kräften auf die Sinne wirken, und ohngefähr gleich lebhafte Perzeptionen in mir hervorbringen; und wenn sich meine Seele dem Eindruck derselben überläßt, ohne daß sie sich bemüht, von der einen Perzeption ein stärkeres Bewußtseyn zu überkommen, als von der andern: so wird zuverläßig keine Erinnerung bey mir von dem, was in mir vorgegangen ist, übrigbleiben. Es wird mir scheinen, als wenn meine Seele sich während dieser Zeit in einer Art von Schlummer befunden habe, worinnen sie sich mit keinem einzigen Gedanken beschäftigte. Dieser Zustand mag nun mehrere Stunden, oder er mag nur einige Augenblicke währen: so werde ich die Verschiedenheit in der Folge meiner gehabten Perzeptionen nicht bemerken können; weil sie in beyden Fällen vergessen sind. Selbst wenn dieser Zustand, Tage, Monathe oder Jahre lang währen sollte: so würde man sich beym Ende dieses Zustandes, wenn man etwan durch eine lebhafte Sensation aus demselben herausgesezt würde, mehrerer Jahre nicht besser, als eines einzigen Augenblicks erinnern können.

§. 13. Hieraus können wir den Schluß ziehn, daß wir in Rücksicht auf die meisten von unsern Perzeptionen keine Rechnung führen können. Und das zwar nicht deswegen, daß sie etwa ohne Bewußtseyn in unsrer Seele gewesen; sondern deswegen, weil wir sie in dem nächsten Augenblick, da wir sie gehabt, vergessen haben. Es giebt also

keine Perzeptionen, von denen die Seele nichts wissen sollte. Folglich ist auch Perzeption und Bewußtseyn eine und eben dieselbige Operation, unter zwey Namen. In so fern man diese Operation blos als Eindruck in der Seele betrachtet, kann man den Namen Perzeption beybehalten; den Namen Bewußtseyn hingegen kann man ihr geben, in so fern sie die Seele von ihrer Gegenwart benachrichtiget. In dieser Bedeutung werd' ich künftig diese beyden Ausdrücke gebrauchen.

§. 14. Die Dinge ziehn unsre Aufmerksamkeit von der Seite auf sich, von welcher sie die meiste Aehnlichkeit mit unserm Temperament, unsern Leidenschaften und unserm Zustand haben. Diese Aehnlichkeit ist der Grund, daß sie uns stärker rühren, und daß wir uns ihrer lebhafter bewußt sind. Davon rührt es her, daß wie sich diese Beziehungen und Aehnlichkeiten ändern, wir auch die Gegenstände ganz verschieden finden, und ganz verschiedene und entgegengesezte Urtheile über sie fällen. Man läßt sich gemeiniglich von dieser Art von Urtheilen so sehr hintergehn, daß derjenige, der zu einer Zeit auf eine gewisse Weise, und zu einer andern Zeit, auf eine andre Art sieht und urtheilt, allemal recht zu sehn und richtig zu urtheilen glaubt. Ein Hang, der uns so natürlich wird, daß, da er uns die Objekte nicht anders, als nach ihren Beziehungen und Aehnlichkeiten, die sie mit uns haben, beurtheilen läßt, wir auch das Betragen andrer Menschen blos in so fern gut heißen, in so fern wir das Unsrige billigen. Nimmt man noch hinzu, daß uns die Eigenliebe leicht überredet, die Din-

ge seyn nicht wichtig, außer in so fern sie unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wobey wir gewissermaßen zufrieden waren: so wird man leicht begreifen, wie selbst Menschen, die Scharfsinn genug haben, um die Dinge zu ergründen, doch ihren Beyfall gewöhnlich so schlecht austheilen, daß sie ihn bald auf eine ungerechte Weise versagen, bald ihn verschwenden.

§. 15. Wenn die Gegenstände unsere Aufmerksamkeit anziehn: so verbinden sich die Perzeptionen, die sie in uns erzeugen, mit der Empfindung unsers Ichs, und mit allem, was auf uns einige Beziehung haben kann. Daher kömmt es, daß uns das Bewußtseyn nicht blos die Kenntniß unsrer Perzeptionen verschaft; sondern, daß es uns auch oft, wenn die Perzeptionen wiederholt werden, sagt, daß wir sie schon gehabt, und daß es sie uns so ansehen macht, als wenn sie uns zugehören, oder als wenn sie, ohngeachtet ihrer Verschiedenheit und ihrer Aufeinanderfolge ein Wesen affiziren, welches beständig dasselbige Ich bleibt. In Ansehung dieser neuen Effekte betrachtet, ist das Bewußtseyn eine neue Operation, die uns in jedem Augenblick nüzt, und die der Grund von der Erfahrung ist. Ohne sie würde uns ein jeder Augenblick unsers Lebens der erste Augenblick unsers Daseyns zu seyn scheinen, und unsre Erkenntniß würde sich nie über die erste Perzeption hinaus erstrecken. Diese Operation will ich Reminiscenz nennen.

Es ist offenbar, daß ich, — wenn die Verbindung unter den Perzeptionen, die ich jezt habe,

und die ich gestern hatte, und unter der Empfindung meines Ichs aufgehoben würde, — nicht würde erkennen können, ob dasjenige, was sich gestern mit mir zugetragen hat, wirklich mit mir vorgegangen ist. Wenn diese Verknüpfung in einer jeden Nacht zerstört würde: so würde ich, so zu sagen, alle Tage ein neues Leben anfangen, und Niemand würde mich überzeugen können, daß mein heutiges Ich das Ich der vorigen Nacht sey. Die Reminiscenz wird demnach durch die Verknüpfung erzeugt, die die Folge unsrer Perzeptionen zusammen erhält. Ich werde die Wirkungen dieser Verknüpfung in den folgenden Kapiteln immer mehr und mehr entwickeln. Frägt man aber; wie kann diese Verknüpfung selbst, durch die Aufmerksamkeit gebildet werden: so dient zur Antwort, daß der Grund davon einzig und allein in der Natur der Seele und des Körpers liegt. Eben deswegen halte ich diese Verknüpfung für eine erste ursprüngliche Erfahrung, die zur Erklärung aller übrigen hinreichen muß.

Um die Reminiscenz so genau als möglich zu zergliedern, müßte man ihr zwey Namen geben; Einen, in so fern sie uns unser Wesen erkennen macht; den andern, in so fern sie uns zur Kenntniß der Perzeption verhilft, die in der Seele von neuem wiederholt werden. Denn dieses sind Ideen, die sehr von einander verschieden sind. Allein die Sprache hat keinen Ausdruck, dessen ich mich bedienen könnte; und das Ersinnen neuer Ausdrücke würde bey meinem Zweck unnüz seyn. Ich begnüge mich, angemerkt zu haben, aus welchen

einfachen Ideen der zusammengesezte Begrif dieser Operation besteht.

§. 16. Das Wachsthum der Operationen, deren Analyse ich eben angezeigt, und deren Erzeugung ich erklärt habe, ist fühlbar. In der Seele ist anfänglich nichts, als eine einfache Perzeption, die weiter nichts ist, als die Impression, die sie bey der Gegenwart der Gegenstände von ihnen erhält. Hieraus entspringen, in ihrer Ordnung, die drey übrigen Operationen. Betrachtet man diesen Eindruck in so fern er die Seele von seiner Gegenwart benachrichtiget: so hat man die Operation, die ich das Bewußtseyn nenne. Ist die Kenntniß, die man von ihrer Gegenwart überkömmt, so beschaffen, daß es die bloße Perzeption ist, deren man sich bewußt ist; so hat man die zwote Operation, die Aufmerksamkeit. Sieht diese Kenntniß hingegen so aus, als wenn sie die Seele schon vorher afizirt habe; so hat man die dritte Operation, die Reminiscenz. Das Bewußtseyn spricht, so zu sagen, zur Seele: Siehe da eine Perzeption! Die Aufmerksamkeit sagt ihr: Siehe da eine Perzeption, die du jezt allein hast! Die Reminiscenz spricht zu ihr: Siehe da eine Perzeption, die du schon gehabt hast.

Zweytes Kapitel.

Von der Imagination, dem Betrachten, und vom Gedächtniß.

§. 17. Die Erfahrung lehrt, daß folgendes der erste Effekt der Aufmerksamkeit ist: Sie erhält, bey der Abwesenheit der Objekte, die Perzeptionen in der Seele, die die Gegenstände in ihr erzeugt haben. Diese Perzeptionen bleiben auch gewöhnlich in der Ordnung in der Seele, in welcher sie sich damals befanden, wie die Objekte gegenwärtig waren. Dadurch kommen sie untereinander in eine gewisse Verbindung, woraus mehrere Operationen, so wie auch das Erinnern, entstehn. Die erste davon ist die Imagination, wenn sich eine Perzeption, durch die bloße Kraft der durch die von der Aufmerksamkeit unter ihr, und einem Gegenstand hervorgebrachten Verknüpfung, beym Anblick dieses Gegenstandes wieder erneuert. So ist es, z. B. bisweilen genug, daß man den bloßen Namen eines Dinges hört, um es sich so vorzustellen, als wenn man es vor Augen hätte.

§. 18. Es hängt indessen nicht von uns ab, daß wir die gehabten Perzeptionen beständig aufwecken können. Es giebt Fälle, in welchen sich alle unsre Bemühungen darauf beschränken, daß wir uns den Namen, einige gleichzeitige Umstände, und eine abstrakte Idee der Perzeption zurückrufen können; eine Idee, die wir alle Augenblicke haben können, weil wir nie denken, ohne uns ir-

gend einer Perzeption bewußt zu seyn, wobey es blos auf uns ankömmt, daß wir sie allgemein machen. Man denke z. B. an eine Blume, deren Geruch nicht sehr gemein ist; man wird sich ihren Namen zurückrufen; man wird sich der Umstände erinnern, unter welchen man sie gesehn hat; man wird sich den Geruch, unter der allgemeinen Idee einer Perzeption denken, die den Geruch affizirt: aber man wird nicht die Perzeption selbst wieder aufwecken. Die Operation, die diesen Effekt hervorbringt, nenne ich Gedächtniß.

§. 19. Noch entsteht aus der Verknüpfung, die die Aufmerksamkeit in unsre Ideen bringt eine Operation, nämlich das Betrachten, (Contemplation) welches in einer ununterbrochenen Erhaltung der Perzeption, des Namens, oder der Umstände eines Objekts besteht, das uns eben ausfallen will. Mittelst dieser Operation können wir in dem Augenblick an einen Gegenstand fortzudenken fortfahren, in welchem er aufhört, uns gegenwärtig zu seyn. Man kann das Betrachten, nach Belieben, zur Imagination so gut, als zum Gedächtniß ziehn. Zu jener, wenn es die Perzeption selbst; zu diesem, wenn es nur den Namen oder die Umstände gegenwärtig erhält.

§. 20. Es liegt viel daran, daß man den Punkt genau auszeichnet, wodurch die Imagination vom Gedächtniß geschieden wird. Davon wird ein jeder selbst urtheilen können, wenn er bemerken wird, daß diese Verschiedenheit, die viel-

leicht zu gering scheint, als daß man sie für wesentlich halten sollte, ein sehr großes Licht über die ganze Erzeugung der Seelenoperationen verbreitet. Was die Philosophen bisher hierüber gesagt haben, ist so verworren, daß man das, was sie von der Imagination lehren, sehr oft auf das Gedächtniß, und was sie von diesem lehren, wieder auf die Einbildungskraft anwenden kann. Locke selbst läßt das Gedächtniß im Vermögen der Seele bestehn, die schon gehabten Perzeptionen wieder aufzuwecken, und zwar mit einer gewissen Empfindung, die die Seele in eben demselben Augenblick überzeugt, daß sie diese Perzeptionen schon vorher gehabt habe. Diese Bestimmung ist nicht genau genug; denn es ist gewis, daß man sich oft einer Perzeption erinnern kann, die man nicht wieder aufzuwecken vermag.

Alle Weltweisen sind in diesem Stück in Locke's Irrthum gerathen; selbst diejenigen nicht ausgenommen, die da behaupten, eine jede Perzeption lasse in der Seele ein Bild von ihr zurück, ohngefähr wie ein Pettschaft seinen Abdruck zurückläßt. Denn was würde wohl das Bild einer Perzeption seyn, welches nicht die Perzeption selbst wäre? Der Grund dieses Irrthums liegt darinnen, daß man, aus Mangel einer gehörigen Untersuchung, statt der Perzeption des Gegenstandes selbst, einige Umstände, oder irgend eine allgemeine Idee angenommen hat, die einander wirklich aufwecken. Um ähnliche Fehler zu vermeiden, will ich einen Unterschied unter den verschiedenen Perzeptionen,

die wir haben können, festsezen, und ich will eine jede nach der Reihe untersuchen.

§. 21. Die Ideen von der Ausdehnung lassen sich am leichtesten wieder aufwecken; und das deswegen, weil die Sensationen, wodurch wir sie erhalten, so beschaffen sind, daß wir uns, so lang wir wachen, unmöglich von ihnen losreißen können. Der Geschmack und der Geruch kann zuweilen auch nicht gerührt werden; wir können auch Töne nicht hören, und auch gar keine Farbe sehen; aber die Perzeptionen des Gefühls kann uns nur der Schlaf allein rauben. Unser Leib muß nothwendig auf irgend etwas ruhn, und seine Theile müssen einander nothwendig drücken. Daraus entsteht eine Perzeption, die uns diese Theile als von einander abliegend, und als begränzt vorstellt, und die folglich auch die Idee von der Ausdehnung in sich schließt.

Nun können wir diese Idee generalisiren, indem wir sie als unbestimmt betrachten; wir können sie hierauf modifiziren, und z. B. die Idee von einer geraden oder krummen Linie aus ihr bilden. Die Perzeption der Größe eines Körpers können wir hingegen nicht genau aufwecken; weil wir davon keine absolute Idee haben, die wir als ein bestimmtes Maas gebrauchen könnten. In solchen Fällen ruft sich die Seele nur die Namen von Fuß, Ruthe, u. s. w. nebst einer Idee von Größe zurück, die um so viel schwankender ist, je beträchtlicher die Idee der Größe ist, die sie sich vorstellen will.

Mit Hülfe dieser ersten Ideen können wir uns die simpelsten Figuren, z. B. die Dreyecke, und die Vierecke, bey der Abwesenheit der Gegenstände, genau vorstellen. Sobald die Anzahl der Seiten sehr wächst, bemühen wir uns umsonst, genaue Vorstellungen von dergleichen Figuren zu haben. Wenn ich an eine hundertseitige, und wiederum an eine neun und neunzigseitige Figur denke: so unterscheide ich beide nicht durch die Perzeptionen, sondern blos durch die Benennungen, die ich ihnen gegeben habe. So verhält es sich auch mit allen komplexen Notionen. Es kann ein jeder bemerken, daß er, wenn er sie gebrauchen will, blos ihre Namen wiederaufweckt. Was die in ihnen enthaltenen einfachen Ideen betrift: so kann diese nur eine nach der andern wieder lebendig machen; und man muß dieses Lebendigmachen einer von der Memorie verschiedenen Operation zuschreiben.

§. 22. Die Einbildungskraft hilft sich natürlicher Weise mit allem, was ihr einige Hülfe leisten kann. Durch Vergleichung mit unsrer eignen Gestalt stellen wir uns die Figur eines abwesenden Freundes vor; und wir werden uns ihn groß oder klein vorstellen, weil wir seine Tritte gewissermassen nach der Unsrigen messen werden. Ordnung aber und Symmetrie sind die hauptsächlichsten Hülfsmittel für die Imagination. Denn an diesen Verhältnissen findet sie verschiedene Punkte, worauf sie sich heftet, und worauf sie das Ganze bezieht. Wenn ich an ein hübsches Gesicht denke: so werden sich die Augen und die übrigen Züge,

die

die mir gefielen, zuerst darstellen, und in Rücksicht auf diese ersten Züge werden nun die übrigen in meiner Einbildungskraft Plaz nehmen. Daher imaginirt man sich eine Figur leichter, je regelmäßiger sie ist. Man könnte sogar sagen, daß eine regelmäßige Figur leichter gesehn werden könne. Denn der erste Blick auf dieselbe reicht schon zu, daß man sich eine Idee von ihr machen kann. Ist die Figur hingegen sehr unregelmäßig: so wird man sie nicht eher übersehen können, man habe denn die verschiedenen Theile lange betrachtet.

§. 23. Wenn die Gegenstände, die die Sensationen des Geschmacks, des Schalls, des Geruchs, der Farbe, und des Lichts verursachen, abwesend sind: so hat die Seele keine Perzeption mehr, die wir modifiziren könnten, um aus ihr etwas der Farbe, dem Geruch und den Geschmack Aehnliches, z. B. einer Orange, zu bilden. Eben so wenig ist hier Ordnung, und Symmetrie, die der Imagination zu Hülfe kommen könnte. Diese Ideen können daher auch nicht wieder erweckt werden; man habe sie sich denn geläufig gemacht. Eben deswegen müssen die Ideen des Lichts und des Geruchs am leichtesten wieder hervorgebracht werden können; und auf diese folgen die Ideen von Tönen. Was die Gerüche und die Gouts betrift: so kann man nur diejenigen wiederaufwecken, die man auszeichnend liebt. Es bleiben also noch sehr viele Perzeptionen übrig, deren man sich erinnern kann, wenn man sich gleich nur ihre Namen wieder zurückruft. Wie oft ist das nicht

der Fall mit den gewöhnlichsten Perzeptionen, besonders wenn man in Gesellschaft ist, wo man sich oft begnügt, von Dingen zu reden, ohne sie sich zu imaginiren?

§. 24. Man kann die Verschiedenheit in der Entwickelung der Imagination leicht bemerken.

Wenn wir eine Perzeption, die uns nicht sehr geläufig ist, wieder aufwecken wollen, z. B. die Perzeption des Geschmacks einer Frucht, die wir nur ein einziges Mal gegessen haben: so werden wir mit aller Anstrengung höchstens eine Erschütterung der Fibern des Gehirns und des Mundes verursachen, und die Perzeption wird dem Geschmack der Frucht nicht ähnlich seyn. Die Perzeption des Geschmacks einer Melone, einer Pfirsche, oder auch einer Frucht, die wir nie gekostet haben, wird ohngefähr eben so aussehn. Eben dieses gilt auch von den übrigen Sinnen.

Wenn uns eine Perzeption geläufig ist: so lassen sich die Fibern, die bey der Einwirkung des Gegenstandes zur leichtern Erschütterung angewöhnt wurden, durch unsere Anstrengung leichter erschüttern. Bisweilen kommen unsre Ideen sogar wieder, wenn wir auch keinen Antheil an ihrem Erwachen haben, und sie stellen sich uns oft mit einer solchen Lebhaftigkeit dar, daß wir durch sie hintergangen werden, und daß wir glauben, die Gegenstände vor Augen zu haben. Das ist der Fall mit den Narren und mit allen träumenden Menschen. Diese große Zerrüttungen haben wahrscheinlich blos die große Aehnlichkeit der Erschütterungen, die der physische Grund der Ima-

gination sind; mit den andern Erschütterungen zur Ursache, die uns die gegenwärtigen Gegenstände wahrnehmen machen *).

§. 25. Es findet sich bey der Imagination, dem Gedächtniß und der Erinnerung ein Umstand, woran diese drey Operationen einzig unterschieden werden können. Die Einbildungskraft weckt die Perzeptionen selbst wieder auf. Das Gedächtniß ruft nur die Zeichen oder die Umstände wieder zurück, und die Erinnerung hilft uns zur Kenntniß solcher Perzeptionen, die man schon gehabt hat. Hiebey muß ich anmerken, daß dieselbige Operation, die ich in Rücksicht auf die Perzeptionen, deren Zeichen und Umstände sie wieder auffrischt, Gedächtniß nenne, in Absicht auf die Zeichen und die Nebenumstände, die wieder aufgeweckt werden, die Einbildungskraft ist; weil diese Zeichen und diese Umstände Perzeptionen sind. Was das Betrachten anlangt: so nimmt dieses entweder an

*) Ich seze hier und in andern Stellen voraus, daß die Erschütterung der Fibern des Gehirns die physische Ursache von den Perzeptionen der Seele ist. Ich sehe diese Hypothese zwar nicht als bewiesen an. Sie scheint mir aber zur Erklärung meiner Gedanken die bequemste zu seyn. Geht dieses Geschäfte nicht so vor: so geschieht es auf eine andere Art, die eben nicht sehr von dieser verschieden seyn kann. Im Gehirn kann nichts anders, als Bewegung vorgehn. Man mag also sagen, die Perzeptionen werden durch die Erschütterung der Fibern, durch die Bewegung der Lebensgeister, oder durch irgend eine andre Ursache hervorgebracht: so ist mir das, zu meiner Absicht, alles gleich.

der Einbildungskraft, oder am Gedächtniß Theil; nachdem es entweder die Perzeptionen selbst eines abwesenden Gegenstandes, an welchen man zu denken fortfährt, erhält; oder nachdem es nur den Namen oder die Umstände erhält, unter denen man den Gegenstand gesehn hat. Das Betrachten ist von der Imagination und der Memorie nur darinn unterschieden, daß es keinen Zwischenraum zwischen der Gegenwart eines Gegenstandes, und zwischen der Aufmerksamkeit, die man ihm noch jezt, da er abwesend ist, widmet, voraussezt. Diese Unterschiede werden vielleicht sehr unbedeutend zu seyn scheinen. Man muß sie aber nothwendig festsezen. Es geht hier, wie mit den Zahlen, wo ein vernachläßigter Bruch, den man für unbedeutend hält, nothwendig irrige Rechnungen veranlaßt. Man kann mit Grund behaupten, daß diejenigen, die diese Genauigkeit als Subtilität ansehn, nicht dazu gemacht sind, daß sie, um glücklich in den Wissenschaften fortkommen zu können, die gehörige Genauigkeit in dieselben bringen werden.

§. 26. Wenn man, wie ich eben gethan habe, die Verschiedenheit unter den Perzeptionen, die uns nur erst im Schlaf verlassen, und unter den Perzeptionen, die wir auch wachend, nicht anders, als nach Zwischenzeiten haben können, bemerkt: so sieht man gleich, wie weit sich unser Vermögen, sie wieder aufzuwecken, erstreckt. Man sieht ein, warum die Imagination, nach unserm Belieben, gewisse nicht sehr zusammengesezte Figuren wieder erneuert; da wir die übrigen

nicht anders, als durch die Namen unterscheiden können, die uns das Gedächtniß zurückruft. Man sieht ein, warum uns die Perzeptionen der Farbe, des Geschmacks, u. s. w. nicht zu Gebot stehn, sie mögen uns denn sehr geläufig seyn. Man begreift, wie die Lebhaftigkeit, mit welcher die Ideen wieder hervorgebracht werden, der Grund von den Träumen und von der Narrheit ist. Man bemerkt endlich unversehens den Unterschied, den man zwischen der Einbildungskraft und dem Gedächtniß festsezen muß.

Drittes Kapitel.

Von der Art, wie die durch die Aufmerksamkeit gebildete Verknüpfung der Ideen, die Einbildungskraft, das Betrachten und das Gedächtniß in sich faßt.

§. 27. Zwo Fragen könnte man mir über das, was ich im vorigen Kapitel gesagt habe, vorlegen. Einmal; warum sind wir im Stand einige von unsern Perzeptionen wieder aufzuwecken? Fürs zweyte; warum können wir, wenn uns jenes Vermögen auch abgeht, doch oft wenigstens die Namen und die Umstände derselben zurückrufen?

Um zuerst auf die zwote Frage zu antworten: so bemerke ich, daß wir uns weder Namen noch Umstände wieder zurückrufen können; wofern sie uns nicht sehr geläufig sind. In dem Fall treten sie in die Klasse derer Perzeptionen, die uns zu Gebot stehn, von denen wir, um die erste Frage, die

ein ausführlicheres Detail erfordert, zu erörtern, weitläuftiger handeln müssen.

§. 28. Keinen andern Grund kann die Verknüpfung mehrerer Ideen haben, als die Aufmerksamkeit, die wir ihnen widmeten, wie sie sich uns zusammen darstelleten. Da nun die Dinge unsre Aufmerksamkeit nur durch ihre Beziehung auf unser Temperament, unsre Leidenschaften, unsern Zustand, oder kurz, auf unsere Bedürfnisse, auf sich ziehn: so folgt daraus, daß die Aufmerksamkeit auf einmal die Ideen von Bedürfniß, und von den Dingen, die auf dasselbe Beziehung haben, und die die Aufmerksamkeit verbindet, in sich schließt.

§. 29. Alle unsre Bedürfnisse hängen aneinander, und man könnte die Perzeptionen derselben, als eine Folge der Grundideen ansehn, worauf man alles, was einen Theil unsrer Erkenntniß ausmacht, zurückführen könnte. Bey einem jeden Theil unsrer Erkenntniß würden neue Ideenreihen zum Vorschein kommen, die eine Art Ketten ausmachen würden, deren Stärke ganz allein in der Analogie der Zeichen, in der Ordnung der Perzeptionen und in der Verbindung liegen müßte, die die Umstände gebildet haben, die oft die allerverschiedensten Ideen zusammengesellen. An einem Bedürfniß hängt die Idee des Dings, wodurch das Bedürfniß befriedigt werden kann; an dieser Idee ist die Idee des Orts angeknüpft, worinnen sich das Ding befindet; mit dieser Idee ist die Idee der Personen vergesellschaft, die man daselbst gesehn; und mit dieser lezten Idee sind wie-

derum die Ideen vom Vergnügen und Schmerz, den man etwa dabey empfunden hat, und noch viele andre Ideen verknüpft. Ich kann noch anmerken, daß die Kette in eben dem Maas, in welchem sie länger wird, in viele kleinere Glieder zerfällt, dergestalt, daß, je mehr man sich vom ersten Glied entfernt, desto mehr diese kleineren Kettchen vermehrt werden. Eine erste Grundidee ist mit zween oder dreyen andern verbunden; eine jede von diesen mit einer Grundidee verknüpften Ideen hängt wiederum an ein Paar oder an mehrern andern Ideen, u. so fort.

§. 30. Die verschiedenen Ketten und Kettchen, von denen ich annehme, daß sie an einer Fundamentalidee hangen, müssen wiederum durch die Reihe der Grundideen und durch einige Glieder mit einander verbunden seyn, die wahrscheinlich mehreren unter ihnen gemeinschaftlich zugehören; weil dieselbigen Gegenstände, und folglich auch dieselbigen Ideen sehr oft auf mehrere Bedürfnisse Beziehung haben. Auf solche Weise würde unsre ganze Erkenntniß nur eine einzige Kette werden, deren Ringe an gewissen Gliedern gemeinschaftlich zusammenhangen, von andern Gliedern aber sich einzeln entfernen.

§. 31. Sind diese Vorausſezungen richtig: so muß es zur Wiedererweckung der Ideen, die man sich geläufig gemacht hat, zureichen daß man seine Aufmerksamkeit auf einige von den Grundideen, woran sie angeknüpfet sind, richten könne. Das aber geht beständig sehr wohl an: weil es, so lang wir wachen, keinen Augenblick giebt, in wel-

chem unsre Leidenschaften und unser Zustand nicht einige von den Ideen erzeugen sollten, die ich Grundideen nenne. Daher werden wir in diesem Geschäfte leichter oder schwerer fortkommen, nachdem die Ideen, die wir uns wieder zurückrufen wollen, mit einer grösern oder kleinern Anzahl von Bedürfnissen verknüpft sind, und nachdem sie unmittelbarer an ihnen anhangen.

§. 32. Diese Voraussezungen sind nicht ungegründet. Ich berufe mich zum Beweis auf die Erfahrung; und ich bin überzeugt; jedermann muß es bemerken, daß er sich nie eine Sache anders zurück zu rufen bemühen wird, außer in Rücksicht auf die Beziehung, die sie auf die gegenwärtigen Umstände hat, unter denen er sich befindet, und daß er diesen Zurückruf um so viel leichter wird bewerkstelligen können, je zahlreicher die Umstände sind, und je unmittelbarer der Zusammenhang der Sache mit diesen Umständen ist. Die Aufmerksamkeit, die wir auf eine gegenwärtige Perzeption wenden, ruft uns ihr Zeichen zurück; dieses weckt wiederum andre Zeichen auf, mit denen es einige Aehnlichkeit hat; diese leztern frischen wiederum diejenigen Ideen von neuem auf, mit denen sie zusammenhangen; diese Ideen erwecken andre Zeichen oder andre Ideen: und so läuft die Kette weiter fort. Es begegnen sich, z. B. ein Paar Freunde, die einander lang nicht gesehn haben. Die Aufmerksamkeit, die sie der Verwunderung und der Freude widmen, die sie jezt empfinden, bringt sie sogleich auf die Sprache, in welcher sie mit einander reden müssen. Sie beklagen sich

über ihre beyderseitige lange Abwesenheit; sie unterhalten sich von den Vergnügungen, die sie ehedem zusammengenossen und von allem, was sich seit ihrer Trennung, mit ihnen zugetragen hat. Man sieht leicht ein, wie alle diese Stücke untereinander, und mit noch vielen andern Dingen verbunden sind. Hier ist noch ein Beyspiel.

Ich will annehmen, es macht jemand über mein Buch eine Einwendung, die ich nicht sogleich zu heben vermag. Ist der Einwurf nicht gegründet: so muß er mir nothwendig selbst meine Antwort darbieten. Ich betrachte also seine Theile genauer, und bemerke einige unter ihnen, die mit gewissen Ideen, die in meine Antwort mit hineinkommen, in Verbindung stehn, und die jene Stücke des Einwurfs auch wirklich aufwecken. Durch die genaue Verknüpfung dieser Ideen mit den übrigen werden diese mit nach und nach wieder aufgeweckt, und ich habe am Ende meine ganze Antwort fertig.

Mehrere Beyspiele findet man hievon, wenn man darauf Acht giebt, was in großen Gesellschaften vorgeht. Man mag noch so plözlich im Gespräch einen Gegenstand verlassen, und auf einen andern überspringen: so wird doch derjenige, der mit kaltem Blut aufmerkt, und der den Charakter derer, die mit einander reden, ein wenig kennt, allemal die Verbindung der Ideen einsehn, mittelst welcher man von einer Materie auf eine andre übergeht. Ich glaube demnach hieraus mit Grund schließen zu können, daß das Vermögen der Wiedererweckung unsrer Perzeptionen, ihrer

Benennungen und ihrer Umstände einzig und allein von der Verknüpfung herrührt, die die Aufmerksamkeit unter diesen Dingen und den Bedürfnissen, worauf sie einige Beziehung haben, hervorgebracht hat. Man hebe diese Verknüpfung auf, und man wird zu gleicher Zeit die Einbildungskraft und das Gedächtniß vernichten.

§. 33. Nicht alle Menschen können ihre Ideen mit gleicher Kraft, auch nicht in gleicher Anzahl, mit einander verbinden. Daher kömmt es, daß die Imagination und das Gedächtniß nicht bey allen gleich vortreflich ist. Dieses Unvermögen zur Aneinanderkettung der Ideen rührt vom verschiedenen Bau der Organen, oder auch von der Natur der Seele selbst her. Die Ursachen davon sind demnach alle physisch, und gehören nicht in mein Werk. Ich will blos anmerken, daß die Organen bisweilen blos deswegen zur Verbindung der Ideen ungeschickt sind, weil man sie nicht hinlänglich geübt hat.

§. 34. Das Vermögen, unsre Ideen verknüpfen zu können, hat seine Nachtheile, aber auch seine Vortheile. Um beyde recht fühlbar zu machen, denke man sich ein Paar Menschen; einen, bey dem sich die Ideen nie haben verknüpfen können, und einen zweyten, der sie so leicht und so stark mit einander hat verbinden können, daß er nicht mehr im Stand ist, sie zu trennen. Jener würde kein Gedächtniß und keine Einbildungskraft haben, und er würde folglich zu Vollbringung aller Operationen unfähig seyn, die aus ihnen fliessen. Reflektiren würde er eben so wenig können;

und er würde daher ein Narr seyn. Der zweyte hingegen würde zu viel Gedächtniß und zu viel Imagination haben; dieses Ueberflüßige würde beynahe denselbigen Effekt hervorbringen, den die gänzliche Beraubung eines von beyden Vermögen erzeugen kann. Er würde den Gebrauch seiner Reflexion schwerlich haben: er würde toll seyn. Da sich die allerungleichartigsten Ideen in seiner Seele sehr genau mit einander verküttet haben, und zwar blos dadurch, daß er sie zusammengedacht hat: so hält er sie für Ideen, die ganz natürlich mit einander verbunden sind, und er reihet sie, als richtige Schlußfolgen, an einander an.

Es ließe sich zwischen diesen beyden äußersten Gränzen ein Mittel denken, wobey eine zu starke Einbildungskraft, und ein zu starkes Gedächtniß der Gründlichkeit des Verstandes nicht schaden, und wobey der zu geringe Grad derselben ihren Annehmlichkeiten keinen Abbruch thun würde. Vielleicht ist aber dieser mittlere Grad so ungewöhnlich, daß sich ihm die größten Genies nur einigermaßen genähert haben. Nachdem sich verschiedene Denker von diesem Mittel entfernen, und nach den äußersten entgegengesezten Gränzen hinhangen, nachdem haben sie Eigenschaften, die mehr oder weniger mit einander unverträglich sind; weil sie mehr oder weniger von den äußersten Punkten haben müssen, die einander völlig ausschließen. Diejenigen also, die sich der Extremität nähern, wo die Einbildungskraft und das Gedächtniß die Oberhand haben, verliert verhältnißmäßig dieje-

nigen Eigenschaften, die einen richtigen, geordneten und methodischen Verstand ausmachen. Die andern hingegen, die sich wieder der andern Extremität nähern, verlieren in eben dem Verhältniß die Qualitäten, die zum Vergnügen das ihrige beytragen. Jene schreiben mit mehr Grazie; diese mit mehr Zusammenhang und Tiefsinn.

Hieraus sieht man nicht nur ein, wie die Leichtigkeit der Ideenverknüpfung die Einbildungskraft, das Betrachten und das Gedächtniß erzeugt: sondern man erkennt auch, wie sie das wahre Prinzipium von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit dieser Operationen ist.

Viertes Kapitel.

Der Gebrauch der Zeichen ist der wahre Grund von der Entwickelung der Einbildungskraft, des Betrachtens und des Gedächtnisses.

Will man die Eigenschaften der Einbildungskraft, des Betrachtens und des Gedächtnisses von Grund aus entwickeln: so muß man untersuchen, welche Beyhülfe diese Operationen vom Gebrauch der Zeichen erhalten.

§. 35. Ich unterscheide drey Gattungen von Zeichen. 1) Die zufälligen Zeichen, oder die Gegenstände, die einige besondere Umstände mit einigen von unsern Ideen verknüpft haben, so daß sie nun diese Ideen aufwecken können. 2) Die

natürlichen Zeichen, oder diejenigen Laute, die die Natur zur Bezeichnung der Empfindungen der Freude, der Furcht, des Schmerzes u. s. w. bestimmt hat. 3) Die willkührlichen Zeichen, oder diejenigen Zeichen, die wir selbst ausgewählt, und die nur eine willkührliche Beziehung auf unsre Ideen haben.

§. 36. Diese Zeichen sind zur Vollbringung der Operationen, die vor der Erinnerung vorhergehn, gar nicht nothwendig. Denn die Perzeption und das Bewußtseyn können einem im Zustand des Wachens gar nicht abgehn. Da nun die Aufmerksamkeit nichts weiter ist, als das Bewußtseyn, welches uns näher von der Gegenwart einer Perzeption Nachricht giebt: so reicht es zur Erzeugung der Aufmerksamkeit zu, daß ein Gegenstand etwas lebhafter, als andre Objekte, auf die Sinne wirke. Bis dahin würden die Zeichen zu weiter nichts taugen, als daß sie uns häufigere Gelegenheiten zur Uebung der Aufmerksamkeit verschaffen könnten.

§. 37. Man denke sich aber einmal einen Menschen, der keinen Gebrauch von irgend einem willkührlichen Zeichen kennt. Die Imagination und die Reminiscenz dieses Menschen werden schon beym bloßen Gebrauch der zufälligen Zeichen, einigermaßen geübt werden können; das heißt, die Perzeption wird beym Anblick eines Gegenstandes, womit sie verknüpft worden ist, wieder aufgeweckt werden, und der Mensch wird sie als eine Perzeption ansehn können, die er schon gehabt hat.

Ich muß indessen anmerken, daß dieses nur dann zutreffen wird, wenn ihm irgend eine äußere Ursache dieses Objekt vor die Augen rückt. Denn ist dieses Objekt abwesend: so hat der Mensch, so wie ich ihn voraussetze, kein Mittel, womit er sich dasselbe eigenmächtig von selbst zurückrufen könnte: eben weil er keines von den Dingen nach seiner Willkühr gebrauchen kann, mit welchen der Gegenstand etwa verknüpft seyn könnte. Es hängt also nicht von ihm ab, daß er die Idee aufweckt, die daran angeknüpft ist; und folglich steht auch die Ausübung der Einbildungskraft noch nicht in seiner Gewalt.

§. 38. Was die natürlichen Laute betrift: so wird sie dieser Mensch sogleich hervorbringen, sobald er dergleichen Empfindungen hat, wodurch diese Laute herausgepreßt werden. Allein, in Rücksicht auf ihn, werden sie nur zum erstenmal, und dann nicht wieder, Zeichen seyn; weil sie, statt ihm Perzeptionen wieder aufzuwecken, bloße Folgen derselben seyn werden.

Wenn er dieselbige Empfindung oft gehabt, und wenn er eben so oft den Laut von sich gegeben hat, der jene Empfindung natürlicher Weise begleiten muß: so werden sich Laut und Empfindung so genau in seiner Imagination mit einander verbinden, daß er in der Folge den Laut nicht wieder hören wird, er habe denn auch einigermaaßen die Empfindung dabey. Alsdenn wird dieser Laut ein Zeichen seyn. Allein die Einbildungskraft dieses Menschen wird dabey nie geübt werden; der Zufall mache es denn, daß er den

Laut hört. Daher steht die Uebung der Einbildungskraft hiebey eben so wenig in seiner Gewalt, als im vorigen Fall.

Man wende mir nicht ein, daß er sich doch auf die Länge dieser Laute bedienen könne, um sich die Empfindung, die sie ausdrücken, nach seinem Gefallen wieder aufzuwecken. Denn da antworte ich, daß sie alsdenn aufhören würden, natürliche Zeichen zu seyn, deren Charakter darinnen liegt, daß sie uns die Impreßion, die wir haben, durch sich selbst, und unabhängig von unsrer Wahl, zu erkennen geben, indem sie bey andern etwas Aehnliches verursachen. Sie würden nur Töne seyn, die dieser Mensch sich würde ausgesucht haben: so wie wir etwa die Töne von Furcht, Freude u. s. w. auswählten. Er würde sich folglich willkührlicher Zeichen bedienen; und dieses ist meiner Voraussezung zuwider, worüber ich gegenwärtig philosophire.

§. 39. Das Gedächtniß besteht, wie wir gesehn haben, in dem Vermögen uns die Zeichen unsrer Ideen oder die sie begleitenden Umstände wieder zurückzurufen. Dieses Vermögen hat nur in so fern Statt, in so ferne die Gegenstände, die wir uns zurückrufen wollen, durch die Analogie der gewählten Zeichen, und durch die Ordnung in unsern Ideen, an einigen von unsern gegenwärtigen Bedürfnissen hangen. Kurz, wir können uns keine Sache wieder zurückrufen, außer in so fern sie, an irgend einem Ende an solche Dinge, die in unsrer Gewalt stehn, angeknüpft ist. Ein Mensch aber, der keine zufällige und keine natür-

liche Zeichen hat, hat gar nichts, worüber er gebieten könnte. Folglich können seine Bedürfnisse nur die Uebung seiner Einbildungskraft veranlassen; und er wird Gedächtnißlos seyn.

§. 40. Hieraus folgt: die Thiere haben kein Gedächtniß, und sie haben nur eine Einbildungskraft, worüber sie nicht Herren sind. Sie stellen sich keinen abwesenden Gegenstand vor, das Bild desselben möchte denn ganz innigst mit einem gegenwärtigen Objekt, in ihrem Gehirn, verknüpft seyn. Nicht das Gedächtniß bringt sie an den Ort wieder hin, wo sie gestern ihre Speise fanden; sondern sie kommen an diesen Ort wieder, weil die Empfindung des Hungers so genau mit den Ideen dieses Orts, und mit dem Weg, der an diesen Ort hinführt, verküttet ist, daß diese Idee alsobald wieder aufgeweckt wird, sobald sie jene Empfindung wieder haben. Nicht das Gedächtniß ist es, welches ihnen die Flucht für ihren Raubthieren anempfiehlt; sondern, da einige Thiere ihrer Art, vor ihren Augen, zerfleischt wurden: so haben die Laute, die sie bey dergleichen Vorfällen vernahmen, die Empfindungen des Schmerzes in ihrer Seele wiederaufgeweckt, von denen dergleichen Laute die natürlichen Zeichen sind; und so kömmt es, daß die Thiere ihre Feinde fliehen. Wenn diese sich wieder sehn lassen: so machen sie selbst dieselbige Empfindung wieder rege; denn, da diese Empfindungen zum Erstenmal bey der Gelegenheit, da diese Raubthiere zum Vorschein kamen, in ihnen erzeugt wurden: so ist nun die

Verbindung sogleich fertig. Sie nehmen also wieder die Flucht.

Was diejenigen Thiere betrift, die kein anders Individuum ihres Geschlechts auf eine solche Art haben umkommen gesehn: so kann man mit Grund annehmen, daß ihre Mutter oder irgend ein anderes Thier ihres Geschlechts sie anfänglich nöthigten, sich mit ihnen auf die Flucht zu begeben; und das dadurch, daß sie ihnen durch Laute die Gefahr und das Schrecken beybrachten, welches sie behalten haben, und welches sich beym Anblick des Feindes allemal verneuert. Verwirft man alle diese Erklärungen und Vorausfezungen: so seh' ich nicht ein, was sie dazu bewegen kann, daß sie die Flucht ergreifen.

Vielleicht frägt man: wer hat sie denn die Laute kennen gelehrt, die die natürlichen Zeichen des Schmerzes sind? An.wort, die Erfahrung. Es giebt kein Thier, welches nicht frühe Schmerz empfunden, und welches folglich nicht Gelegenheit gehabt hätte, die Laute mit der Empfindung zu verknüpfen. Man darf sich nicht vorstellen daß sie etwa nicht fliehen könnten, sie hätten denn eine bestimmte Idee von der Gefahr, die ihnen drohet. Es ist genug, wenn das Geschrey der Individuen ihrer Art die Idee von irgend einem Schmerz in ihnen wieder aufweckt.

§. 41. Es ist leicht einzusehn, daß, wenn sich die Thiere, wegen des Mangels des Gedächtnisses, nicht wie wir, die Perzeptionen, die

in ihrem Gehirn verknüpft sind, von selbst und nach ihrem eignen Belieben wieder aufwecken können, dieser Mangel durch die Imagination vollkommen ersezt wird. Denn, indem die Einbildungskraft ihnen die Perzeptionen, selbst der abwesenden Gegenstände, von neuem rege macht: so kommen die Thiere gerade in den Fall, daß sie sich so betragen, als wenn sie diese Gegenstände vor Augen hätten, und daß sie weit schleuniger und sicherer für ihre Erhaltung sorgen, und sich vorsehn, als wir bisweilen selbst, mit Hülfe der Vernunft, zu thun im Stande sind. Wir können etwas Aehnliches bey uns, bey solchen Gelegenheiten bemerken, wo die Reflexion zu spät seyn würde, um uns einer Gefahr zu entreißen. So erweckt die Imagination, z. B. beym Anblick eines fallenden Körpers, der uns zerschmettern will, plözlich die Idee vom Tod, oder von etwas, was sich dem Tod nähert; und diese Idee bewegt uns sogleich, daß wir dem Unglück entfliehen, welches uns drohet. Wir würden zuverläßig umkommen, wenn wir in solchen Augenblicken nur die Hülfe des Gedächtnisses und der Reflexion gebrauchen könnten.

§. 42. Oft erzeugt die Einbildungskraft auch solche Wirkungen in uns, von denen man glauben sollte, daß sie der allergegenwärtigsten Reflexion zugehören. Wenn uns eine Idee gleich sehr beschäftiget: so wirken die uns umgebenden Gegenstände doch immerfort auf unsre Sinne. Die Perzeptionen, die sie verursachen, wecken andre Perzeptionen auf, mit denen sie verbunden sind,

und diese verursachen gewisse Bewegungen in unserm Körper. Wenn uns alle diese Dinge weniger lebhaft affiziren, als die Idee, die uns beschäftiget, so können sie uns von der Idee nicht abziehn, und davon rühret es denn her, daß wir, ohne darüber nachzudenken, was wir verrichten, so handeln, als wenn unser Betragen ganz räsonnirt wäre. Dies muß jedermann erfahren haben. Es geht einer durch Paris; er weicht allen Hindernissen, die ihm im Wege liegen, mit eben der Vorsicht aus, als wenn er nur einzig an das gedacht hätte, was er wirklich thut. Und doch ist er versichert, daß er mit einer ganz andern Sache beschäftigt war. Noch mehr: es trift sich oft, daß wir auf Fragen richtig antworten, wenn gleich unsre Seele an die Frage gar nicht dachte. Der Grund davon liegt darinnen, daß die Ausdrücke, aus denen die Frage besteht, mit den Wörtern der Antwort zusammenhangen, und die leztern die Bewegungen der Organe bestimmen, wodurch sie artikulirt werden. Die Verbindung der Ideen ist das Prinzipium von allen diesen Phänomenen.

Wir wissen es also aus unsrer eignen Erfahrung, daß die Imagination, selbst alsdenn, wenn wir ihre Thätigkeit nicht als Herren anordnen können, zur Erklärung der Handlungen zureicht, die ausgedacht zu seyn scheinen, wenn sie es gleich nicht sind. Man hat eben deswegen Grund zu glauben, daß bey den Thieren keine andre Operation vorgeht. Die Fakta, die man von ihnen erzehlt, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen;

die Menschengeschichte giebt uns eben so wunderbare Fakta an die Hand, die aus dem Prinzipium der Ideenverknüpfung erklärt werden können.

§. 43. Wenn man den Erklärungen folgt, die ich eben gegeben habe: so macht man sich einen bestimmten Begrif von dem, was man Instinkt nennt. Der Instinkt ist eine Imagination, die, bey Gelegenheit eines Gegenstandes, die Perzeptionen aufweckt, die unmittelbar an den Gegenstand angeknüpft sind, und die hiedurch, ohne Beyhülfe der Reflexion alle Arten von Thieren leitet.

Da die Philosophen die Analysen, die ich eben mitgetheilt habe, und besonders meine Bemerkungen über die Verknüpfung der Ideen nicht gekannt haben: so sind sie bey der Erklärung des Instinkts der Thiere stets in Verlegenheit gewesen. Es ist ihnen gegangen, wie es einem allemal gehn muß, wenn man räsonnirt, ohne auf den Ursprung der Dinge zurück zu gehn. Sie konnten die Mittelstraße nicht fortwandeln und entfernten sich nach den beyden äußersten Enden hin. Einige haben den Instinkt der Vernunft zur Seite gesezt, oder ihn gar über die Vernunft erhoben. Andre verwarfen den Instinkt, und hielten die Thiere für bloße Automate. Beyde Meynungen sind, um glimpflich von ihnen zu urtheilen in gleichem Grad lächerlich. Die Aehnlichkeit zwischen den Thieren und uns beweiset, daß sie eine Seele haben; und die Verschiedenheit unter ihnen und uns zeigt, daß ihre Seele der unsrigen nachsteht. Durch meine Zergliederung wird die Sache einleuchtend: denn

die Operationen der Thierseelen sind auf die Perzeption, das Bewußtseyn, die Reminiscenz und auf eine gewisse Imagination eingeschränkt, die sich nicht nach ihren Befehlen richtet; die menschliche Seele hat hingegen noch andre Operationen, deren Erzeugung ich nun erklären will.

§. 44. Das, was ich von der Imagination und vom Gedächtniß gesagt habe, muß man auch auf das Betrachten anwenden, nachdem man es entweder zu jenem oder zu diesem rechnet. Läßt man es im Behalten der Perzeptionen bestehn: so hängt die Ausübung desselben, vor dem Gebrauch der willkührlichen Zeichen, nicht von uns ab. Läßt man es hingegen im Erhalten der Zeichen selbst bestehn: so kann es, vor ihrem Gebrauch, gar nicht geübt werden.

§. 45. In so fern Einbildungskraft, Betrachten und Gedächtniß gar nicht geübt werden; oder in so fern die beyden erstern nur auf eine Art geübt werden, worüber man aber nicht nach seiner Willkühr gebieten kann: in so fern kann man auch selbst über seine Aufmerksamkeit nicht herrschen. Wie sollte man auch über sie herrschen können, da die Seele noch keine Operation in ihrer Gewalt hat? Die Seele geht nicht anders von einem Gegenstand zum andern über; sie werde denn durch die Kraft des Eindrucks, den die Dinge auf sie machen, dazu gezwungen.

§. 46. Sobald aber ein Mensch anfängt, Ideen mit den Zeichen zu verbinden, die er sich selbst ausgewählt hat; sobald bildet sich das Gedächtniß in ihm aus. Ist einmal das Gedächt-

niß da: so fängt er an über seine Imagination zu herrschen, und ihr eine neue Uebung zu verschaffen; weil er mit Hülfe der Zeichen, nach seinem Belieben, die an die Zeichen geknüpften Ideen aufweckt, oder doch wenigstens aufwecken kann. In der Folge wird er in eben dem Verhältniß mehr Gewalt über seine Einbildungskraft überkommen, je mehr er sich Zeichen erfinden wird, weil er sich dadurch eine größere Anzahl von Mitteln zu ihrer Uebung verschaft.

Hier zeigt sich zuerst der Vorzug unsrer Seele vor den Thierseelen. Denn es ist auf der einen Seite gewiß, daß das Anknüpfen ihrer Ideen an willkührliche Zeichen nicht von ihrer Gewalt abhängt, und auf der andern Seite scheint es wiederum gewiß zu seyn, daß dieses Unvermögen nicht einzig und allein von der Organisation herrührt. Ist ihr Körper denn nicht zur Geberdensprache eben so geschickt, wie der unsrige, und haben nicht einige unter ihnen alles, was zur Artikulation der Töne erforderlich ist? Warum sollten sie denn, wenn sie zu denselbigen Operationen aufgelegt wären, die wir hervorbringen können, nicht Proben davon geben?

Diese genauere Zergliederung der Sache zeigt, wie die verschiedenen Arten von Zeichen zur Ausbildung der Imagination, des Betrachtens und des Gedächtnisses mitwirken. In den folgenden Kapiteln soll dieses alles noch besser entwickelt werden.

Fünftes Kapitel.

Von der Reflexion.

§. 47. Sobald das Gedächtniß da ist, und sobald die Uebung der Einbildungskraft in unsrer Gewalt steht: sobald geschieht es auch, daß die Zeichen, die das Gedächtniß zurückruft, und die Ideen, die die Imagination wieder aufweckt, der Seele aus der Abhängigkeit heraushelfen, in welcher sie in Ansehung aller Gegenstände vorher stund, die auf sie wirkten. Da der Zurückruf der Dinge, die sie gesehn hat, nun in ihrer Gewalt steht: so kann sie ihre Aufmerksamkeit auf diese Dinge richten, und sie hingegen von den Gegenständen wegwenden, die sie jezt sieht. Sie kann sie hierauf in der Folge diesen lezten Gegenständen, oder auch nur einigen unter ihnen widmen, und sie wechselsweise bald diesen bald jenen schenken. So rufen wir uns z. B. beym Anblick eines Gemäldes die Kenntnisse zurück, die wir von der Natur und von den Regeln haben, nach welchen die Natur nachgeahmt werden muß; und wir richten unsre Aufmerksamkeit allmählig von diesem Gemälde auf diese Kenntnisse, und von diesen Kenntnissen auf dieses Gemälde, oder auch wechselsweise auf seine verschiedenen Theile. Es ist aber offenbar, daß wir nur mit Hülfe der Thätigkeit der Einbildungskraft, die durch ein starkes Gedächtniß hervorgebracht wird, auf eine solche Art über unsre Aufmerksamkeit gebieten können. Wir würden ohne dieses Mittel die Aufmerksamkeit nicht lenken

können: sie würde einzig und allein der Einwirkung der Objekte gehorchen.

§. 48. Ich nenne diese Art, seine Aufmerksamkeit eigenmächtig auf verschiedene Gegenstände, oder auf verschiedene Theile eines einzigen Gegenstandes wechselsweise zu richten, das Reflektiren. So sieht man deutlich ein, wie die Reflexion aus der Einbildungskraft und dem Gedächtniß entsteht. Auch hier giebt es ein Wachsthum, welches nicht unbeachtet übergangen werden darf.

§. 49. Ein kleiner Anfang des Gedächtnisses reicht zu, um uns einen Anfang der Gewalt über unsere Einbildungskraft zu verschaffen. Es ist schon genug, wenn ein einziges willkührliches Zeichen da ist, um eine Idee von sich wieder erwecken zu können. Und das ist zuverläßig der erste und der kleinste Grad vom Gedächtniß und von der Gewalt, die man über seine Einbildungskraft erlangen kann. Freylich ist diese Gewalt, die uns ein so kleiner Grad im Gebieten über unsre Aufmerksamkeit verschaft, im höchsten möglichen Grad schwach und klein. So wie sie aber auch seyn mag: so macht sie doch den Vortheil der Zeichen einleuchtend, und sie kann den Menschen doch wenigstens auf einige Gelegenheiten hinweisen, bey denen die Erfindung neuer Zeichen nüzlich oder nothwendig seyn kann. Hiedurch wächst die Uebung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und die Reflexion kann daraus sogleich auch einigen Vortheil ziehn. Indem diese auf die Imagination und auf das Gedächtniß zurückwirkt, woraus sie eigentlich entsprungen ist, sezt sie sie in

eine neue Uebung. Und so helfen diese Operationen, durch ihre wechselseitige Beyhülfe, einander in ihrer Ausbildung wechselsweise fort.

Ist einem, aus der Betrachtung des schwachen Anfangs dieser Operationen, ihr wechselseitiger Einfluß auf einander noch nicht fühlbar genug: so darf man nur meine bisherigen Bemerkungen auf diese Operationen, in dem Grad der Vollkommenheit betrachtet, in welchem wir sie besizen, anwenden. Wie viel Reflexion war nicht z. B. zur Bildung der Sprachen erforderlich; und welche Stüzen sind diese Sprachen nicht für die Reflexion? Doch dieser Materie hab' ich mehrere Kapitel gewidmet.

Es scheint, als wenn man sich der willkührlichen Zeichen nicht zu bedienen wissen würde, wenn man nicht schon der Reflexion mächtig genug wäre, um die willkührlichen Zeichen auszusuchen, und um Ideen an dieselben anzuknüpfen. Hier könnte man mir also einwenden: wie ist es denn, dieser Bemerkung zu Folge möglich, daß die Uebung der Reflexion nur durch den Gebrauch der Zeichen erworben werde?

Ich werde diese Schwierigkeit in der Folge zu heben suchen, wenn ich die Geschichte der Sprache liefern werde. Ich wollte hier nur anzeigen, daß mir diese Bedenklichkeit nicht entwischt sey.

§. 50. Aus allen bisherigen Bemerkungen wird es einleuchtend, daß man die Wirksamkeit der Einbildungskraft, und die Weitläuftigkeit des Gedächtnisses, nicht besser vermehren, und die Uebung der Reflexion nicht besser erleichtern kann,

als wenn man sich mit Gegenständen beschäftiget, die die Aufmerksamkeit sehr üben, und eine größere Anzahl von Zeichen und von Ideen mit einander verbinden. Davon hängt alles ab. Und hieraus erhellet auch, um dieses im Vorbeygehn anzumerken, daß die Gewohnheit, Kinder in ihren ersten Jahren mit der Erlernung solcher Dinge zu beschäftigen, die sie nicht begreifen, und woran sie kein Interesse finden können, zu Entwickelung ihrer Talente sehr wenig nüzt. Denn dadurch wird keine Verknüpfung der Ideen veranstaltet; oder, wenn es auch geschieht: so ist dieser Zusammenhang doch so schwach, daß sie ihn nicht behalten können.

§. 51. Mittelst der Reflexion lernen wir die Fähigkeiten der Seele kennen. Wir haben gezeigt, daß die Seele, so lang man die Aufmerksamkeit nicht auf sich selbst richtet, allem, was sie umgiebt, unterworfen ist, und daß sie in diesem Zustand nichts, ohne eine fremde Kraft, besizt. Ist man aber Herr über seine Aufmerksamkeit, und kann man sie einmal, nach seinem Willen lenken: so macht die Seele, aus eigner Kraft, Anordnungen; sie bildet Ideen, die sie nur sich allein zu verdanken hat und sie bereichert sich, aus ihren eignen Fonds.

Der Effekt dieser Operation ist um so viel beträchtlicher, da wir durch sie über unsre Perzeptionen ohngefähr eben so gebieten, als wenn wir die Kraft hätten, sie hervorzubringen, oder sie zu vernichten. Wenn ich eine von den Perzeptionen, die ich eben habe, aushebe: so wird das

Bewußtseyn derselben so lebhaft, und das Bewußtseyn der übrigen wird so schwach, daß es das Ansehen haben kann, als wenn jene Perzeption die einzige wäre, die ich erkannt habe. Wenn ich sie einen Augenblick nachher verlassen, und mich vornemlich mit einer von den Perzeptionen beschäftigen will, die mich nur ganz leise affizirten: so scheint jene wieder ins Nichts zurückzukehren, während dem die andere aus dem Nichts hervorzutreten scheint. Das Bewußtseyn der erstern wird, um mich eigentlicher auszudrücken, so schwach, und das Bewußtseyn der leztern wird so lebhaft werden, daß es mir scheinen kann, ich habe sie, nur eine nach der andern gehabt. Diese Erfahrung läßt sich leicht machen, wenn man einen sehr zusammengesezten Gegenstand betrachtet. Es ist kein Zweifel, daß man nicht, zu derselbigen Zeit, das Bewußtseyn aller Perzeptionen habe, die die verschiedenen Theile, die auf die Sinne wirken können, erzeugen. Man könnte aber sagen, die Reflexion seze, nach ihrem Belieben, die in der Seele vorgehenden Impreßionen aus, um sich nur eine einzige derselben gegenwärtig zu erhalten.

§. 52. Die Geometrie lehrt uns, daß das beste Mittel zur Erleichterung unsrer Reflexion dieses ist, daß man sich die Gegenstände selbst, mit deren Ideen man sich beschäftigen will, vor Augen stelle; weil alsdenn das Bewußtseyn lebhafter ist. Allein man kann diesen Kunstgrif nicht in allen Wissenschaften anwenden. Das Mittel hingegen, welches in allen Wissenschaften, mit einem glück-

lichen Erfolg anwendbar ist, ist dieses, daß wir in alle unsre Meditationen Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung bringen. Klarheit; denn je klärer die Zeichen sind, desto mehr sind wir uns der Ideen, die sie bezeichnen, bewußt, und desto weniger können sie uns folglich entwischen. Bestimmtheit; damit sich die weniger getheilte Aufmerksamkeit mit geringerer Anstrengung anheften möge. Endlich Ordnung; damit eine erste, bekanntere, geläufigere Idee unsre Aufmerksamkeit auf die folgende Idee vorbereiten möge.

§. 53. Der Fall ereignet sich nie, daß ein Mensch bey allen Materien sein Gedächtniß, seine Einbildungskraft und seine Reflexion auf eine gleiche Art üben sollte. Der Grund liegt darinnen, daß diese Operationen von der Aufmerksamkeit, als von ihrer Ursache abhangen, und daß die Aufmerksamkeit sich mit einem Gegenstand nur im Verhältniß seiner Beziehung auf unser Temperament und auf dasjenige, was uns nahe angeht, beschäftigen kann. Man sieht hieraus ein, warum diejenigen, die allgemeine Gelehrte seyn wollen, Gefahr laufen, in vielen Fällen nicht gut fortzukommen. Es giebt zwo Gattungen von Talenten. Die eine Art erlangt man nur durch eine gewaltsame Anstrengung der Organen: die zwote ist eine Folge einer glücklichen Disposition, und einer großen Leichtigkeit zur Entwickelung derselben. Diese leztere Gattung, die der Natur mehr zugehört, ist lebhafter, thätiger, und ihre Wirkungen sind vorzüglicher. Jene hingegen fühlt die Anstrengung und die Arbeit, und sie erhebt sich nie über das Mittelmäßige.

§. 54. Ich habe die Ursachen der Imagination, des Gedächtnisses und der Reflexion in den Operationen aufgesucht, die vor ihnen hergehn. Denn die Erklärung, wie die Operationen auseinander erzeugt werden, ist der Gegenstand dieses Abschnitts. Nur die Physik würde bis zu andern Ursachen zurückgehn müssen, wenn uns die Kenntniß derselben möglich wäre *).

Sechstes Kapitel.

Von den Operationen, die im Distinguiren, Abstrahiren, Vergleichen, Zusammensezen und Auseinanderlegen unsrer Ideen bestehn.

Wir haben das Schwerste in der Fortbildung der Seelenoperationen bisher entwickelt. Die noch rückständigen Operationen sind so einleuchtend Effekte der Reflexion, daß sich ihre Erzeugung gewissermaßen von selbst erklärt.

§. 55. Aus der Reflexion, oder aus dem Vermögen eigenmächtig über unsre Aufmerksamkeit zu disponiren, erwächst das Vermögen, daß wir unsre Ideen einzeln, eine jede für sich betrachten können. Dasselbige Bewußtseyn, welches uns von der Gegenwart gewisser Ideen näher benachrichtiget, (und dieses ist der Charakter der Aufmerksamkeit,) be-

*) Mein ganzes Werk beruht eigentlich auf diesen fünf Kapiteln; man muß sie also nothwendig durchaus verstehn, ehe man zu den folgenden Kapiteln übergeht.

nachrichtiget uns auch von ihrer Verschiedenheit. Wie die Seele also noch nicht Gebieterinn über ihre Aufmerksamkeit war, war sie auch noch nicht im Stand, aus eignen Kräften, die verschiedenen Impreßionen zu unterscheiden, die sie von den Gegenständen empfieng. Die Erfahrung hierüber machen wir alle Augenblicke, wenn wir uns mit der Untersuchung von Materien abgeben wollen, wozu wir nicht geschickt sind. Da verwechseln wir die Gegenstände so sehr, daß wir bisweilen Mühe haben, um nur diejenigen Objekte zu unterscheiden, die am meisten von einander verschieden sind. Weil wir nämlich in diesem Fall nicht reflektiren, oder unsre Aufmerksamkeit nicht auf alle von den Gegenständen erzeugte Perzeptionen richten können; so entwischen uns diejenigen unter ihnen, wodurch sie sich unterscheiden. Hieraus kann man abnehmen, daß wir, wenn wir des Gebrauchs der Reflexion gänzlich beraubt wären, verschiedene Gegenstände nur in so fern unterscheiden würden, in so fern ein jeder derselben einen sehr lebhaften Eindruck auf uns machen würde. Alle übrigen Objekte, die nur ganz leise auf uns wirken, würden für nichts gehalten werden.

§. 56. Ein Paar ganz einfache Ideen sind leicht von einander zu unterscheiden. Die Schwierigkeiten des Unterscheidens nehmen hingegen in eben dem Grad zu, in welchem die Ideen zusammengesezter werden. Denn da sich nun die Notionen in mehreren Stücken ähnlich werden: so ist immer die Gefahr da, daß wir mehrere für eine

einzige halten, oder doch, daß wir sie wenigstens nicht so gut von einander unterscheiden, als sie unterschieden werden müssen. Der Fall ist in der Metaphysik und in der Moral sehr häufig. Selbst die Materie, die wir jezt abhandeln, ist ein einleuchtendes Beyspiel von den Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat. Man kann bey dergleichen Gelegenheiten, in der Bemerkung der geringsten Verschiedenheiten, nicht behutsam genug seyn. Dies ist der Punkt, worauf eigentlich die Bestimmtheit und die Richtigkeit unsers Verstandes beruht; er ist es, der am meisten zur Ordnung und zur Genauigkeit unsrer Ideen beyträgt, die beyde so nothwendig sind, wenn man zu einigen Kenntnissen gelangen will. Diese Wahrheit ist übrigens so wenig bekannt, daß man Gefahr läuft, sich lächerlich zu machen, wenn man sich in etwas feine Analysen einläßt.

§. 57. Indem man seine Ideen unterscheidet, betrachtet man bisweilen die wesentlichsten Beschaffenheiten eines Subjekts so, als wenn sie vom Subjekt ganz abgesondert wären. Dies ist es, was man eigentlich das Abstrahiren nennt, und die auf die Weise erzeugten Ideen, heißen allgemeine Begriffe, weil sie solche Beschaffenheiten darstellen, die mehreren verschiedenen Dingen gemeinschaftlich zukommen. Wenn ich z. B. auf das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, gar nicht, sondern einzig und allein auf das sehe, was beyde mit einander gemein haben: so mache ich eine Abstraktion, die mir die allgemeine Idee vom Thier giebt.

Diese Operation ist für eingeschränkte Geister, die nur wenige Ideen auf einmal betrachten können, und die eben deswegen mehrere Ideen unter eine und eben dieselbe Klasse bringen müssen, schlechterdings nothwendig. Man muß aber zusehn, daß man nicht Dinge, die nur in unsrer Vorstellungsart verschieden sind, für eben so viele wirklich verschiedene Wesen halte. In diesen Irrthum sind viele Weltweisen gerathen. Im fünften Abschnitt werd' ich hievon ausführlicher handeln.

§. 58. Die Reflexion, die uns zum Unterscheiden unsrer Ideen geschickt macht, giebt uns noch nicht auch das Vermögen, sie zu vergleichen, um ihre Beziehungen zu erkennen. Wir vergleichen erst, wenn wir die Aufmerksamkeit entweder von einer Idee auf die andere wechselsweise hinwenden, oder wenn wir sie zu gleicher Zeit auf mehrere Ideen heften. Wenn wenig zusammengesezte Notionen einen Eindruck auf die Seele machen, der stark genug ist, um, ohne Hinzuthun der Seele, die Aufmerksamkeit anzuziehn: so ist das Vergleichen gar nicht schwer. Die Schwierigkeiten werden hingegen in eben dem Maas größer, in welchem die Ideen zusammengesezter werden, und in welchem sie eine schwächere Impreßion machen. So sind z. B. die Vergleichungen, in der Gepmetrie weit leichter, als in der Metaphysik.

Mittelst dieser Operation bringen wir die uns weniger geläufigen Ideen den Begriffen näher, die uns geläufiger sind; und die Beziehungen, die

wir unter ihnen wahrnehmen, bringen solche Verbindungen unter ihnen hervor, die zur Erweiterung und zur Befestigung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und mittelbar auch der Reflexion, sehr geschickt sind.

§. 59. Wenn wir mehrere Ideen von einander unterschieden haben: so sehen wir sie bisweilen so an, als wenn sie nur eine einzige Notion ausmachten. Zu einer andern Zeit nehmen wir wiederum von einer Notion Ideen weg, aus denen diese Notion zusammengesezt ist. Dies ist es, was man das Zusammensezen und das Auseinanderlegen der Ideen nennt. Mittelst dieser Operationen können wir die Ideen unter allerley Arten von Beziehungen vergleichen, und beständig neue Kombinationen mit denselben veranstalten.

§. 60. Um das Zusammensezen der Ideen richtig anzugreifen, muß man darauf Acht geben, welches die einfachsten von unsern Notionen sind: und wie und in welcher Ordnung sie sich mit den hinzukommenden Ideen vereinigen. Dadurch wird man in den Stand gesezt, auch die Dekomposition der Ideen richtig vorzunehmen; denn man darf nur dasjenige, was man gemacht hat, wieder wegthun. Man sieht hieraus, wie beyde Operationen aus der Reflexion fließen.

Siebentes Kapitel.

Eine Digreßion über die Prinzipien, und über die Operation, die im Analysiren besteht.

§. 61. Das Abstrahiren und das Dekomponiren hat den Gebrauch der allgemeinen Säze frühe eingeführt. Man mußte nämlich sehr bald bemerken, daß, da sie das Resultat mehrerer einzelner Kenntnisse sind, sie zur Unterstüzung des Gedächtnisses, und zur Bestimmtheit der Rede sehr vortheilhaft zu gebrauchen seyn mußten. Sie wurden aber gar bald gemißbraucht, und gaben zu einer sehr unvollkommenen Art zu schließen Gelegenheit Hier ist der Grund davon:

§. 62. Die ersten Erfindungen in den Wissenschaften waren so simpel und so leicht, daß sie die Menschen ohne Beyhülfe irgend einer Methode machten. Regeln konnten sie nicht aussinnen, bis sie nicht schon Fortschritte gethan hatten, die sie bemerken ließen, wie sie zu gewissen Wahrheiten gelangt waren, und die sie lehrten, wie sie zu andern Wahrheiten kommen könnten. Diejenigen, die die ersten Entdeckungen machten, konnten den andern die Bahn nicht vorzeichnen, auf welcher man ihnen folgen müsse; weil sie den Weg selbst nicht kannten, auf welchem sie fortgewandelt waren. Durch kein ander Mittel konnten sie die Gewißheit ihrer Entdeckungen beweisen, als dadurch, daß sie zeigten, ihre Entdeckungen stimmen mit den allgemeinen Säzen überein, die Niemand bezwei-

fele. Das machte die Leute glauben, diese Säze seyen die ächte Quelle unsrer Kenntnisse. Man gab ihnen daher den Namen der Prinzipien; und nun wurd' es, und es ist auch noch ein allgemein gangbares Vorurtheil, daß man nur aus Prinzipien räsonniren dürfe *). Diejenigen, die neue Wahrheiten erfanden, glaubten ein Geheimniß aus der Methode, die sie befolgt hatten, machen zu müssen, um dadurch den Leuten eine um so viel größere Idee von ihrem Scharfsinn zu geben. Sie begnügten sich die neu entdeckten Wahrheiten aus den allgemein angenommenen Grundsäzen herzuleiten; und das Vorurtheil, welches sich immer stärker einnistelte, erzeugte unzählig viele Systeme.

§. 63. In der Synthese leuchtet die Unnüzheit und der Mißbrauch der Grundsäze am meisten hervor. Bey dieser Methode scheint die Wahrheit sich nicht zeigen zu dürfen, wofern man ihr nicht eine große Anzahl von Axiomen, Definitionen und von andern angeblich fruchtbaren Säzen vorangeschickt hat. Die Evidenz der mathematischen Demonstrationen, und der Beyfall, den alle Gelehrte dieser Art zu schließen, geben, könnten meine Leser schon allein überreden, daß ich einen unhaltbaren paradoxen Saz behaupte. Allein es läßt sich ja leicht zeigen, daß die mathematischen Wissenschaften ihre

*) Ich verstehe hier unter Prinzipien nicht solche Beobachtungen, die von der Erfahrung bestätigt werden. Ich nehme das Wort in der bey den Philosophen gewöhnlichen Bedeutung, die diejenigen allgemeinen und abgezogenen Säze Prinzipien nennen, worauf sie ihre Systeme bauen.

Gewißheit nicht der synthetischen Methode zu verdanken haben. Könnten in der That in dieser Wissenschaft eben so viele Irrthümer, Dunkelheiten und Zweydeutigkeiten vorkommen, als in der Metaphysik; gewiß die Synthese würde auch da sehr geschickt seyn, sie zu unterhalten und immer mehr und mehr zu vermehren. Daß die Ideen der Mathematiker bestimmt sind, liegt darinnen; weil sie das Werk der Algebra und der Analyse sind. Die Methode, die ich herunterseze, taugt zur Verbesserung einer schwankenden Idee einer unbestimmten Notion nichts; sie läßt dagegen alle Fehler eines Räsonnements stehn, oder verbirgt sie unter dem Anschein einer großen Ordnung, die aber eben so überflüßig, als trocken und unangenehm ist. Ich verweise einen jeden, der sich hievon überzeugen will, auf die metaphysischen, moralischen und theologischen Werke, in welchen man sich dieser Methode hat bedienen wollen *),

*) Hat z. B. Descartes über seine metaphysischen Meditationen dadurch wohl mehr Licht gebracht, daß er sie nach den Regeln dieser Methode zu demonstriren suchte? Kann man irgend schlechtere Demonstrationen finden, als beym Spinoza? Ich könnte noch den Malebranche anführen, der sich bisweilen dieser Methode bedient hat: ferner den Arnaud, der sie in einer schlechten Abhandlung von den Ideen und auch in andern Werken angewandt hat; so auch den Verfasser des Buchs: *De l'action de Dieu sur les Creatures*, und andre mehr. Diese Schriftsteller haben sich eingebildet, es werde zu einer geometrischen Demonstration nichts weiter erfordert, als daß man nur die mehreren Theile eines Räsonne-

§. 64. Man darf nur bedenken, daß ein allgemeiner Saz weiter nichts ist, als das Resultat unsrer einzelnen Kenntnisse: so wird man einsehn müssen, daß er uns nur zu den Kenntnissen herabführen kann, die uns bis zu demselben emporgeholfen haben, oder bis zu solchen Kenntnissen, die uns eben so gut den Weg dazu gebahnt hätten. Weit gefehlt also, daß ein solcher Saz das Prinzipium dieser Kenntnisse sey, sezt er schon voraus, daß sie uns alle schon vorher auf andern Wegen bekannt geworden, oder daß sie uns doch wenigstens bekannt werden können. Um eine Wahrheit mit dem ganzen Kram von Prinzipien vortragen zu können, den die Synthese erheischt, muß man ja offenbar schon eine Kenntniß derselben haben. Mittelst dieser Methode kann man die höchsten Dinge auf eine sehr abstrakte Weise demonstriren, die man auf eine ungleich simplere Art beweisen könnte, und sie hellet daher um so viel weniger den Geist auf, je mehr sie einem den Weg verhelet, der zu den Entdeckungen hinführt. Man ist dabey auch überdem noch in Gefahr hintergangen zu werden, da die falschesten Säze durch sie einen gewissen Anstrich der Wahrheit erhalten. Denn mittelst abgerissener und oft sehr weit abliegender Säze kann man leicht alles, was man will, beweisen; ohne daß man den Grund der Falschheit eines Räsonnements leicht entdecken kann. In der Metaphysik kann man hievon Beyspiele finden.

ments unter die Titel, Axiom, Definition, Postulatum u. s. w. hinsezen dürfe.

Diese Methode kürzt endlich den Weg gar nicht ab, wie man es sich gemeiniglich einbildet. Denn kein Schriftsteller wiederholt sich häufiger; keiner läßt sich in einen unnüzern Detail ein, als derjenige, der sich dieser Methode bedient.

§. 65. So scheint es mir z. B. zur völligen Einsicht des Sazes: das Ganze ist größer als ein Theil desselben, zuzureichen, daß man über die Art nachdenke, wie man zur Idee eines Ganzen und eines Theils gelangt. Viele neuern Geometer hingegen tadeln den Euklides deswegen, daß er die Demonstration von dergleichen Säzen übergangen hat, und sie suchen diesen Mangel zu ersezen. Die Syntheſe ist in der That allzugewissenhaft, als daß sie das mindeste ohne Beweis hingeben sollte. Sie läßt uns nur einen einzigen Saz hingehn, den sie als das Prinzipium der übrigen ansieht. Und dieser Saz muß noch dazu identisch seyn. Ein Geometer sucht also den Saz: das Ganze ist größer als sein Theil, folgendermaßen zu beweisen.

Er sezt zuerst als Definition fest: Ein Ganzes ist größer, davon ein Theil einem andern Ganzen gleich ist. Als Axiom nimmt er an; Ein Ding ist sich selbst gleich. Diesen einzigen Saz beweiset er nicht. Nun schließt er:

„Ein Ganzes, dessen Theil einem andern Ganzen gleich ist, ist größer als dieses andre Ganze. (Per Defin.) Nun aber ist jeder Theil

eines Ganzen sich selbst gleich. (Per Axioma) Folglich ist ein Ganzes größer als sein Theil" *).

Ich gestehe, dieses Räsonnement würde eines Kommentars dedürfen, um mir einzuleuchten. Mir kömmt es vor, die Definition sey weder klärer, noch einleuchtender als das Theorem; und eben deswegen deucht mir, könne sie nicht zum Beweis desselben gebraucht werden. Und doch führt man diese Demonstration als ein Beyspiel einer vollkommenen Analyse an. Denn man sagt: sie ist in einem Syllogism enthalten, „dessen eine Prämisse eine Definition, und die zwote ein identischer Saz ist. Das aber ist das Kennzeichen einer vollkommenen Analyse."

§. 66. Wenn die Geometer dieses unter der Analyse verstehn: so ist mir nichts bekannt, was unnüzer wäre, als diese Methode. Sie haben ohne Zweifel eine bessere Methode. Die großen Fortschritte, die sie in ihrer Wissenschaft gethan haben, sind davon ein Beweis. Vielleicht scheint auch ihre Analyse von der Analyse, die man auch

*) Diese Demonstration ist aus den mathematischen Anfangsgründen eines berühmten Mannes herausgezogen worden: Hier sind seine eignen Ausdrücke: §. 18. Defin. *Maius est, cuius pars alteri toti aequalis est; Minus vero, quod parti alterius aequale.* §. 73. Axiom. *Idem est aequale sibimet ipsi.* Theorem. *Totum maius est sua parte.* Demonstr. *Cuius pars alteri toti aequalis est, id ipsum altero maius.* (§. 18.) *Sed quaelibet pars totius parti totius, hoc est, sibi ipsi aequalis est.* (§. 73) *Ergo totum qualibet sua parte maius est.*

in andern Wissenschaften anwenden könnte, nur wegen der Zeichen so sehr abzuliegen, die der Geometrie ganz eigen sind. Doch es mag damit seyn, wie es will: so halt' ich das Analysiren für eine Operation, die aus dem Zusammenfluß der vorigen Operationen entsteht. Sie besteht blos im Zusammensezen und im Auseinanderlegen unsrer Ideen, damit wir verschiedene Vergleichungen mit denselben anstellen, und dadurch die Beziehungen, die sie untereinander haben, und die neuen Ideen entdecken mögen, die aus ihnen fließen können. Diese Analyse ist die wahre Kunst zu Entdeckungen zu gelangen; weil sie uns beständig zum Ursprung der Dinge zurückführt. Sie hat den Vortheil, daß sie uns nur wenige Ideen auf einmal vorhält, und zwar allemal unter der einfachsten Gradation. Sie ist eine Feindinn von schwankenden Prinzipien, und von allem, was der Genauigkeit und der Bestimmtheit Abbruch thun kann. Sie sucht die Wahrheit nicht mit Hülfe allgemeiner Säze: sondern allemal mit Hülfe einer Art von Rechnung, nämlich durchs Zusammensezen und durchs Auseinanderlegen der Notionen, damit sie sie auf eine den vorhabenden Entdeckungen durchaus vortheilhafte Art vergleichen möge. Eben so wenig strebt sie durch Definitionen zu ihrem Zweck zu gelangen, die die Zänkereyen gewöhnlich vermehren; sondern sie erklärt die Entstehungsart einer jeden Idee. Aus diesem allen erhellet, daß sie die einzige Methode ist, wodurch Evidenz in unsre Räsonnements gebracht werden kann. Sie ist folglich die einzige Methode, die man

bey der Untersuchung der Wahrheit befolgen muß. So viel aber ist auch gewiß, daß sie bey demjenigen, der sich ihrer bedienen will, eine tiefe Kenntniß der Entwickelung der Seelenoperationen voraussezt.

§. 67. Die Prinzipien sind demnach weiter nichts, als Resultate, die zur Beziehung der Hauptstellen, bey denen man vorübergegangen ist, dienen. Daher sind sie auch, wie der Faden im Labyrinth unbrauchbar, wenn wir vorwärts gehn wollen. Sie erleichtern uns nur die Mühe, daß wir wieder auf unsern vorigen Weg zurückkommen können. Wenn sie auch dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, und die Streitigkeiten abkürzen, indem sie die Wahrheiten in der Kürze anzeigen, worüber man von beyden Seiten einig ist: so sind sie doch gewöhnlich so schwankend, daß, wenn man sie nicht mit Vorsicht gebraucht, die Streitigkeiten durch sie nur noch vermehrt, und in bloße Wortstreite verwandelt werden. Das einzige Mittel zu Kenntnissen zu gelangen ist folglich dieses, daß man auf den Ursprung unsrer Ideen zurückgeht; daß man ihre Erzeugung verfolgt, und daß man sie unter allen möglichen Beziehungen mit einander vergleicht. Das nenne ich Analysiren.

§. 68. Gewöhnlich sagt man: Prinzipien müssen wir haben. Man hat Recht. Allein, entweder irre ich mich sehr, oder die meisten, die diese Maxime wiederholen, wissen eigentlich nicht, was sie wollen. Es kömmt mir auch vor, als wenn wir nur diejenigen Säze für Prinzipien hielten, die wir

selbst angenommen haben, und daß wir dem zu Folge von andern Menschen behaupten, sie haben keine Grundsäze, wenn sie die unsrigen nicht annehmen wollen. Versteht man unter Prinzipien allgemeine Säze, die man zur Noth auf besondere Fälle anwenden kann; wo ist da ein Mensch, der nicht Grundsäze haben sollte? Aber, was ist auch dabey verdienstliches, wenn man dergleichen Prinzipien hat? Es sind ja schwankende Maximen, bey denen einen gar nichts die richtige Anwendung derselben lehrt. Rühmt man von einem Menschen den Besiz von dergleichen Grundsäzen; so sagt man im Grund so viel, er ist nicht vermögend bestimmte Ideen von dem, was er denkt, zu haben. Soll man also Prinzipien haben: so heißt das nicht so viel, daß man bey ihnen anfangen müsse, um sodann auf Kenntnisse herunter zu steigen, die weniger allgemein sind; sondern es heißt so viel, man müsse die partikulären Wahrheiten gehörig studirt, und sich von Abstraktion zu Abstraktionen bis zu allgemeinen Säzen emporgeschwungen haben. Diese Arten von Prinzipien sind durch die besondern Kenntnisse, die zu ihnen geführt haben, bestimmt. In ihnen liegt der ganze Umfang, den sie einschließen, und man kann sich von ihrer Wahrheit dadurch versichern, daß man sie beständig richtig anwendet. Von einem Menschen den Besiz von dergleichen Prinzipien rühmen, heißt anzeigen, er kenne die Künste und die Wissenschaften vollkommen, mit denen er sich beschäftiget, und er denke durchgängig bestimmt und deutlich.

Achtes Kapitel.

Bejahen. — Verneinen. — Urtheilen. — Schließen. — Begreifen. — Der Verstand.

§. 69. Wenn wir unsre Ideen vergleichen: so sagt uns unser Bewußtseyn entweder, sie seyen in Ansehung der Stücke, die wir betrachten, dieselbigen Dinge; (und das drücken wir, durch die Verbindung dieser Ideen, mittelst des Worts ist aus, und das heißt bejahen;) oder es sagt uns, sie seyen nicht dieselbigen. Wir bezeichnen dieses, durch die Absonderung derselben mittelst der Wörter, es ist nicht; und das heißt Verneinen. Diese gedoppelte Operation macht das aus, was wir Urtheilen nennen, welches offenbar eine Folge der vorigen Operationen ist.

§. 70. Aus der Operation des Urtheilen erwächst die Operation des Schließens. Das Schliessen ist eine Verkettung von Urtheilen, die von einander abhangen. Bey diesen leztern Operationen hat man am wenigsten Ursache, sich lang aufzuhalten. Was die Logiker davon in vielen Bänden gesagt haben, scheint mir sehr überflüßig und ganz unbrauchbar zu seyn. Ich werde aus einer Erfahrung den Grund angeben

§. 71. Man frägt, wie kann man, bey Unterredungen sehr weitläuftige Räsonnements, ohne bisweilen im mindesten anzustoßen, entwickeln? Sind denn alle ihre Theile der Seele in demselbigen Augenblick gegenwärtig? Und wenn sie, wie es sehr

wahrscheinlich ist, ihr nicht gegenwärtig sind, da sie zu eingeschränkt ist, als daß sie eine große Anzahl von Ideen auf einmal haben könnte; durch welchen Zufall denkt sie denn so ordentlich? Aus dem, was ich bisher gesagt habe, ist die Erklärung dieses Phänomens leicht.

In dem Augenblick, da sich ein Mensch vornimmt, einen Schluß zu machen, läßt ihn die Aufmerksamkeit, die er dem zu beweisenden Saz widmet, allmählig die Hauptsäze wahrnehmen, die das Resultat der mehreren Theile des Räsonnements sind, welches er machen will. Sind diese Säze genau mit einander verbunden: so läuft er sie so schleunig durch, daß er sich einbilden kann, er übersehe sie alle zugleich. Hat er diese Säze gefaßt: so sieht er nun zu, welcher von ihnen vorangestellt werden müsse. Dadurch wecken die Ideen, mittelst welcher dieser erste Saz in sein gehöriges Licht gestellt werden kann, nach der Ordnung ihrer Verknüpfung untereinander, einander auf. Hierauf geht er zum zweyten Saz fort, und wiederholet dieselbige Operation: und so geht er weiter, bis zum Schlußsaz seines Räsonnements fort. Sein Verstand umfaßt daher nicht alle Theile zu derselbigen Zeit. Allein von der Verknüpfung derselben rührt es her, daß er sie schleunig genug durchläuft, um allemal das Wort vorher auszusprechen; ohngefähr wie das Auge dessen, der etwas laut ablieset, die Wörter vorher erblickt, eh' sie ausgesprochen werden.

Vielleicht frägt man hier: Wie kann man die Resultate eines Räsonnements wahrnehmen, ehe

man die verschiedenen Theile desselben, in ihrem ganzen Detail gefaßt hat? Ich antworte: das geht nur bey Materien an, die uns sehr geläufig sind, oder die uns doch geläufig zu werden gestimmt sind, und zwar durch ihre Beziehung auf Gegenstände, die wir näher kennen. Nur in diesem einzigen Fall kann das Phänomen, welches ich im Sinn habe, bemerkt werden. In einem jeden andern Fall stottert man entweder; weil da die Ideen nur sehr schwach verknüpft sind, und weil sie sich eben deswegen nur langsam aufwecken; oder man schwazt auch unzusammenhangend, welches ein Effekt der Unwissenheit ist.

§. 72. Wenn man sich, durch Ausübung der vorhergehenden oder andrer Operationen, bestimmte Ideen gebildet hat, und wenn man die Beziehungen derselben kennt: so ist das Bewußtseyn davon diejenige Operation, die man das Begreifen nennt. Folglich ist, zum glücklichen Begreifen, das eine wesentliche Bedingung, daß man sich allemal die Dinge unter denen Ideen vorstellt, die ihnen eigenthümlich zukommen.

§. 73. Diese Analysen helfen uns zu einer bestimmtern Idee vom Verstand, als man sich gemeiniglich davon zu machen pflegt. Man sieht ihn für ein von unsern Kenntnissen verschiedenes Vermögen, und für den Ort an, wo sie sich alle vereinigen. Ich glaube hingegen, daß man, wenn man deutlich von der Sache reden will, sagen müsse, der Verstand sey weiter nichts, als die Versammlung oder die Kombination der Seelenoperationen;

Apperzipiren oder Bewußtseyn haben, die Aufmerksamkeit richten, Erkennen, Imaginiren, sich erinnern, Reflektiren, seine Ideen unterscheiden, sie abstrahiren, vergleichen, zusammensezen, auseinanderlegen, sie analysiren, bejahen, verneinen, urtheilen, schließen, begreifen. Das ist der Verstand.

§. 74. Ich habe diese Analysen angestellt, um die Abhängigkeit der Seelenoperationen und ihre sämmtliche Erzeugung aus der erstern Operation zu zeigen. Wir fangen damit an, daß wir Perzeptionen, deren wir uns bewußt sind, empfinden. Hierauf verschaffen wir uns ein lebhafteres Bewußtseyn einiger Operationen. Dieses Bewußtseyn wird Aufmerksamkeit. Sodann verbinden sich die Ideen. Wir erkennen die Perzeptionen wieder, die wir schon gehabt haben, und wir erkennen auch uns, als dasselbige Wesen, welches sie gehabt hat; das ist die Reminiscenz. Wenn die Seele ihre Perzeptionen wieder aufweckt, erhält, oder auch nur die Zeichen derselben wieder zurückruft; so hat man Einbildungskraft, Betrachten, Gedächtniß: und wenn sie eigenmächtig über ihre Aufmerksamkeit gebietet: so hat man die Reflexion. Aus der Reflexion werden alle übrige Operationen erzeugt. Eigentlich ist es die Reflexion, die unterscheidet, vergleicht, zusammensezt, auseinanderlegt und analysirt; weil dieses nur verschiedene Arten der Lenkung der Aufmerksamkeit sind. Hieraus bildet sich, auf eine natürliche Art, das Urtheil, der Schluß, das Begreifen; und hieraus fließt der Verstand. Mir

hat es aber rathsamer geschienen, wenn ich die verschiedenen Arten, nach welchen die Reflexion ausgeübt wird, als eben so viel verschiedene Operationen betrachtete; weil in den daraus erwachsenden Effekten mehr oder weniger liegt. Die Reflexion macht z. B. etwas mehr, wenn sie Ideen vergleicht, als wenn sie sie blos von einander unterscheidet; so auch, wenn sie sie zusammensezt, und auseinanderlegt, thut sie etwas mehr, als wenn sie sie blos so vergleicht, wie sie sind; u. s. f. Man kann die Seelenoperationen ohne Zweifel nach der Art, nach welcher man sich die Dinge vorstellen will, vermehren und vermindern. Man könnte sie auch auf eine einzige, auf das Bewußtseyn, zurückführen. Es giebt aber eine Mittelstraße zwischen dem zu starken Abtheilen, und zwischen dem Versäumen aller Abtheilung. Doch wir müssen um diese Materie in ihr volles Licht zu sezen, zu neuen Analysen übergehn.

Neuntes Kapitel.

Von den Nachtheilen und den Vortheilen der Einbildungskraft.

§. 75. Unser Vermögen, unsre Perzeptionen in der Abwesenheit der Gegenstände wieder aufzuwecken, schließt das Vermögen in sich die fremdesten Ideen mit einander zu verknüpfen. Nichts ist in der Welt, was in unsrer Einbildungskraft nicht eine neue Form erhalten könnte. Dadurch, daß sie die Beschaffenheiten eines Subjekts in ein an-

deres überträgt, versammlet sie in einen einzigen Gegenstand alles, was der Natur zur Verschönerung vieler Gegenstände zureichte. Nichts scheint beym ersten Anblick, der Wahrheit mehr zuwider zu seyn, als diese Art, wie die Imagination unsre Ideen anordnet. In der That, wenn wir nicht Herr über diese Operation werden, kann sie uns zuverläßig irre führen. Können wir sie hingegen in der Ordnung erhalten: so kann sie ein Hauptzweig unsrer Kenntnisse werden *).

§. 76. Auf eine gedoppelte Weise werden die Verbindungen der Ideen in der Einbildungskraft veranstaltet; bisweilen geschieht es nach der Willkühr der Seele; bisweilen aber sind sie blos ein Effekt eines fremden Eindrucks. Jene Ideenverknüpfungen sind gewöhnlich schwächer; so, daß wir sie leichter wieder zerreißen können. Man ist

*) Ich habe die Einbildungskraft bisher blos für die Operation gehalten, die die Perzeptionen in der Abwesenheit der Gegenstände aufweckt. Jezt aber, da ich die Wirkungen dieser Operation betrachte, finde ich keine Bedenklichkeit, warum ich dem Sprachgebrauch nicht näher rücken dürfte. Ja ich bin so gar genöthigt, es zu thun. Daher seh' ich in diesem Kapitel die Imagination als eine Operation an, die beym Aufwecken der Ideen allemal, nach unserm Belieben, neue Verknüpfungen derselben veranstaltet. Das Wort Einbildungskraft wird demnach künftig eine gedoppelte verschiedene Bedeutung bey mir haben. Dadurch aber soll keine Zweydeutigkeit verursacht werden. Denn ich werde jedesmal, durch die Umstände, unter welchen ich das Wort gebrauche, den Sinn bestimmen, den ich mir dabey denke.

darüber einig, daß sie vom Unterricht abhangen. Diese hingegen sind oft so genau mit einander verküttet, daß wir sie unmöglich wieder von einander scheiden können. Man hält sie gern für natürlich. Beyde haben ihr Gutes, aber auch ihr Böses. Die leztern aber sind um so viel brauchbarer oder gefährlicher, da sie mit größerer Lebhaftigkeit auf die Seele wirken.

§. 77 Die Sprache ist das deutlichste Beyspiel von den Ideenverknüpfungen, die wir willkührlich veranstalten. Sie allein stellt uns die Vortheile dar, die uns diese Operation zuwege bringt; und aus der Vorsicht, die man anwenden muß, um richtig zu sprechen, kann man abnehmen, wie schwer die gehörige Anordnung dieser Operation seyn müsse. Doch, da ich mir vorgenommen habe, in der Folge von der Nothwendigkeit, dem Nuzen, dem Ursprung und der Fortbildung der Sprache ausführlicher zu handeln: so will ich mich hier nicht bey der Darstellung der Vortheile und der Nachtheile dieses Stücks der Imagination verweilen. Ich gehe vielmehr zu den Ideenverbindungen über, die eine Wirkung irgend einer fremden Impreßion sind.

§. 78. Ich habe gesagt, sie seyen nüzlich und nothwendig. So mußte z. B. der Anblick eines Abgrundes, in den wir hinabzustürzen, in Gefahr sind, die Idee des Todes in uns aufwecken. Die Aufmerksamkeit muß daher bey der ersten Gelegenheit diese Verknüpfung veranstalten, die um so viel fester ausfallen muß, da die Aufmerksamkeit

durch den dringendesten Bewegungsgrund dazu bestimmt wird, nämlich durch die Erhaltung unsers Wesens.

Malebranche hat diese Verknüpfung für natürlich gehalten, oder sie doch so angesehn, als wenn sie seit unsrer Geburt da wäre. „Die Idee von einer beträchtlichen Höhe, sagt er, die man unter sich wahrnimmt, von welcher man herunter zu fallen in Gefahr ist: oder auch die Idee von irgend einem großen Körper, der eben auf uns herabfallen will, ist von Natur mit der Idee, die uns den Tod darstellt, und mit einer Erschütterung der Lebensgeister verknüpft, die uns die Flucht und das Verlangen zu fliehen, einflößt. Diese Verknüpfung ändert sich niemals ab; denn es war nothwendig, daß sie beständig dieselbige bliebe; und sie besteht in einer Disposition der Fibern des Gehirns, die wir von unsrer Kindheit an haben.“ *).

Hätte es uns die Erfahrung nicht gelehrt, daß wir sterblich sind; so ist es einleuchtend, daß wir, weit davon entfernt, eine Idee vom Tod zu haben, beym Anblick desjenigen, der zuerst stürbe, sehr in Verwunderung gesezt werden würden. Dieses ist demnach eine erworbene Idee, und Malebranche hat sich darinnen geirrt, daß er das, was uns natürlich ist, oder was sich seit der Geburt bey uns findet, mit demjenigen verwechselt hat, was allen Menschen gemeinschaftlich zukömmt. Dieser Irrthum ist allgemein. Man will nicht einsehn,

*) Recherche de la Verité. *Liv. II. Chap. 2.*

daß dieselbigen Sinne, dieselbigen Operationen und dieselbigen Umstände, überall dieselbige Wirkung erzeugen müssen *). Man will schlechterdings zu irgend etwas angebohrnem oder natürlichem seine Zuflucht nehmen, was vor der Thätigkeit der Sinne, vor der Ausübung der Operationen der Seele und den gewöhnlichen Umständen vorhergeht.

§. 79. Sind die Ideenverknüpfungen, die durch fremde Impreßionen in uns veranlaßt werden, nüzlich: so sind sie auch oft gefährlich. Wenn uns die Erziehung zur Verknüpfung der Idee von Schimpf oder Schande mit der Idee vom Ueberleben einer Beschimpfung, ferner der Idee von Seelengröße oder von Herzhaftigkeit mit der Idee vom Selbstmorde, oder vom Hingeben seines Lebens in Gefahr, um es nur dem Beleidiger rauben zu können, angewöhnt hat: so hat man zwey Vorurtheile. Das eine war der Point d'Honneur der Römer; das zweyte ist eben dasselbe im größten Theil von Europa. Diese Ideenverknüpfungen erhalten und unterstüzen einander mehr oder weniger bey zunehmendem Alter.

*) Man nimmt an, ein ausgewachsener aber ganz unerfahrner kindischer Mensch komme an einen Abgrund, und nun frägt man, ob's wahrscheinlich sey, daß er sich nicht in denselben hinabstürzen werde? Ich glaube, er wird es nicht thun; zwar nicht, weil er etwa den Tod fürchten möchte; denn man kann nichts fürchten, was man nicht kennt; sondern weil es mir natürlich zu seyn scheint, daß er an der Seite fortgehn wird, an welcher sich seine Füße auf etwas stüzen können.

Die Macht, die das Temperament erhält; die Leidenschaften, denen man unterthänig wird, und die Lebensart, die man ergreift, ziehen entweder die Bande der Ideen mehr zusammen, oder sie reißen sie von einander.

Da diese Vorurtheile die ersten Eindrücke sind, die wir gehabt haben: so geschieht es, daß sie uns unleugbare Prinzipien zu seyn scheinen. In dem angezogenen Beyspiel ist der Irrthum ganz fühlbar, und der Grund desselben ist bekannt. Vielleicht giebt es aber keinen Menschen in der Welt, der nicht bisweilen sonderbare Schlüsse sollte gemacht haben, deren lächerliche Beschaffenheit er am Ende ganz auffand, ohne begreifen zu können, wie er sich nur einen Augenblick habe können berücken lassen. Dergleichen Räsonnements sind oft eine bloße Wirkung einer sonderbaren Verknüpfung der Ideen. Sehr niederschlagend für unsre Eitelkeit! Und eben deswegen kostet uns die Erkenntniß derselben so viele Mühe. Wenn diese Ursache auf eine so geheime Art wirkt: so kann man davon auf das Unstatthafte der Räsonnements schließen, die sie dem großen Haufen einspricht.

§. 80. Die Impreßionen, die wir unter verschiedenen Umständen erhalten, machen uns überhaupt die Ideen so verknüpfen, daß wir sie nicht wieder von einander zu trennen im Stand sind. Man kann z. B. nicht unter Menschen gehn, daß man nicht auf eine unbemerkbare Art die Ideen von gewissen Wendungen des Geistes und von gewissen Charakteren mit den Gestalten verbindet,

die sich am meisten auszeichnen. Das ist der Grund, warum uns Personen, die Physionomie haben, mehr gefallen oder mißfallen, als andre Menschen. Denn die Physionomie ist weiter nichts, als eine Sammlung von Zügen, mit denen wir Ideen verknüpft haben, die einander nicht aufwecken, ohne mit Vergnügen oder mit Abscheu vergesellschaftet zu seyn. Man muß sich demnach nicht wundern, daß wir geneigt sind, andre nach ihrer Physionomie zu beurtheilen, und daß wir gleich beym ersten Anblick Zuneigung oder Abneigung gegen sie in uns gewahr werden.

Es ist eine Wirkung dieser Verknüpfungen, daß wir bisweilen bis zur Ausschweifung für gewisse Personen eingenommen, und daß wir gegen andre ganz ungerecht sind. Das rührt davon her, daß sich dasjenige, was uns an unsern Freunden und Feinden auffällt, mit den angenehmen oder unangenehmen Empfindungen verbindet, die sie uns gewähren, und daß folglich auch die Fehler unsrer Freunde allemal etwas Angenehmes von demjenigen annehmen, was wir Liebenswürdiges an ihnen wahrnehmen; so wie hingegen auf der andern Seite uns die besten Eigenschaften unsrer Feinde an ihren Fehlern Theil zu nehmen scheinen. Dadurch haben diese Ideenverbindungen auf unser ganzes Betragen Einfluß. Sie unterhalten unsre Liebe und unsern Haß; unsre Hochschäzung und unsre Verachtung andrer; sie erwecken unsre Erkenntlichkeit und unsern Unwillen, und sie erzeugen diejenigen Sympathien und Anthipathien, und alle die sonderbaren Neigungen, von

welchen man sich oft keinen Grund angeben kann. Ich habe irgendwo gelesen, Descartes habe immer an schielenden Augen Geschmack gefunden: weil die erste Person, die er geliebt, diesen Fehler hatte.

§. 81. Locke hat den vornehmsten Nachtheil der Ideenverbindungen gezeigt, da er bemerkte, sie seyen die Quelle der Narrheit. „Ein sehr kluger und in allen andern Stücken sehr vernünftiger Mensch kann in Ansehung eines gewissen Artikels ein eben so großer Narr seyn, als es diejenigen sind, die man in kleine Narrenhäuschen einsperren muß; wenn sich nämlich unverträgliche Ideen, durch eine sehr lebhafte und plözliche Impreßion, oder durch eine lange Beschäftigung mit einer gewissen besondern Art von Ideen, so genau mit einander in der Seele verbinden, daß sie stets mit einander vereinigt bleiben.“ *).

§. 82. Um die Richtigkeit dieser Bemerkung einzusehn, darf man nur bedenken, daß die Imagination und die Narrheit, in Ansehung des Physischen, nur im Mehr oder im Wenigen von einander verschieden seyn können. Alles rührt von der Lebhaftigkeit her, mit welcher die Lebensgeister in großer Menge nach dem Gehirn zuströmen. Eben deswegen werden die Perzeptionen im Traume so lebhaft, daß man im wachenden Zustand

*) Locke. Buch II. Kap. 11. §. 13. Fast völlig dasselbe sagt er im dreyzehnten Kapitel, §. 4. desselbigen Buchs seines Versuchs über den menschlichen Verstand.

bisweilen Mühe hat, seinen Irrthum einzusehn. Das ist gewiß ein Augenblick der Narrheit. Um auch ein Narr immer fort zu bleiben, dürfte man nur annehmen, daß die Fibern des Gehirns mit zu vieler Lebhaftigkeit erschüttert worden, um wieder in ihre vormalige Lage kommen zu können. Eben dieser Effekt kann auch auf eine allmäligere Art erzeugt werden.

§. 83. Es giebt, glaub' ich, keinen Menschen in der Welt, der nicht in den Augenblicken, da er nichts zu thun hat, einen Roman dichten sollte, in welchem er den Helden macht. Diese Fiktionen, die man Luftschlösser nennt, verursachen im Gehirn gewöhnlich nur ganz leise Eindrücke: weil man sich ihnen nur eine ganz kurze Zeit überläßt, und weil sie bald durch reellere Gegenstände zerstreuet werden, mit denen man sich abzugeben, gezwungen ist. Kömmt aber ein trauriges Ereigniß hinzu, daß wir unsre besten Freunde meiden, und an allem was uns gefallen hat, Abscheu finden müssen: so wird in diesem Zustand, da wir uns ganz unserm Mißvergnügen überlassen, unser Lieblingsroman alsdenn die einzige Idee seyn, die uns von der Quaal unsers Zustandes abziehn kann. Unsre Lebensgeister werden mit nach und nach für dieses Luftschloß die Grundlage ausgraben, die um so viel tiefer seyn muß, je weniger irgend etwas den Lauf derselben abändert: wir werden, während dem wir daran bauen, einschlafen; wir werden im Traum in demselben wohnen: und wenn endlich die Impression der Lebensgeister auf eine unmerkliche Art die-

selbige wird, als wenn wir wirklich das seyen, was wir erdichtet haben: so werden wir, beym Erwachen, alle unsre Chimären für Realitäten halten. Vielleicht hatte die Narrheit jenes Athenienfers, der sich einbildete, alle ins Piräeum einlaufende Schiffe gehörten ihm zu, keine andre Ursache, als diese.

§ 84. Hieraus kann man abnehmen, wie gefährlich die Lektüre der Romanen jungen Personen des andern Geschlechts, dessen Gehirn ganz zart ist, werden könne. Ihre Seele, die gewöhnlich durch die Erziehung wenig beschäftiget wird, nimmt die Fiktionen begierig auf, die den natürlichen Leidenschaften ihres Alters schmeicheln. Sie finden an denselben Materialien zu Luftschlössern. Sie bauen sie mit so viel größerm Vergnügen aus; da sie durch ihre Beeiferung zu gefallen, und durch die Galanterien, die man ihnen von Zeit zu Zeit erweiset, in diesem Geschmack erhalten werden. Alsdenn darf nur ein kleiner Unfall hinzukommen, um einem jungen Mädchen den Kopf zu verrücken, um es zu überreden, es sey Angelika, oder eine andre Helvin, die ihr gefallen hat, und um alle Mannspersonen für Medors anzusehn, die ihre Bekanntschaft suchen.

§. 85. Es giebt Werke, die in ganz andrer Absicht geschrieben worden; und die demohngeachtet einen ähnlichen Schaden stiften können. Ich meine gewisse Andachtsbücher, die eine starke und ansteckende Einbildungskraft verfertigt hat. Diese können zuweilen das Gehirn eines Frauenzimmers so sehr verstimmen, daß sie es können glauben

machen, es habe Visionen, es unterhalte sich mit den Engeln, oder es befinde sich sogar bey ihnen im Himmel. Es wäre zu wünschen, daß junge Personen beyderley Geschlechts bey der Lektüre dieser Art von Schriften allemal von einsichtsvollen Männern geleitet würden, die die Beschaffenheit ihrer Einbildungskraft kennen.

§. 86. Diese Arten von Wahrheiten werden von aller Welt dafür angesehn. Es giebt aber noch gewisse Zerrüttungen der Seele, die man noch nicht mit diesem Namen belegt. Alle Zerrüttungen, die ihren Grund in der Imagination haben, müßten indessen in diese Klasse gebracht werden. Bestimmt man die Narrheit nur nach den Irrthümern: so kann man keinen festen Punkt ansezen, wo sie sich anhebt. Man lasse sie daher in einer Einbildungskraft bestehn, die, ohne daß man es merken kann, Ideen auf eine ganz unordentliche Art assoziirt, und die bisweilen auch auf unsre Urtheile und auf unser Betragen Einfluß hat. Nach dieser Bestimmung ist kein Mensch davon ausgenommen. Der weiseste Mann wird vom närrischsten Menschen nur darinnen unterschieden seyn, daß die Verirrungen seiner Einbildungskraft nur solche Dinge zum Gegenstand haben, die in das gewöhnliche Leben wenig Einfluß haben, und die ihn auf eine weniger in die Augen fallende Art mit den übrigen Menschen in Widerspruch sezen. In der That, wo ist ein Mensch, den nicht irgend eine Lieblingsleidenschaft unaufhörlich, bey gewissen Begebenheiten, dringen sollte, daß er sich nur nach Maasgabe der lebhaf-

ten Impreßion betrage, die die Gegenstände auf die Einbildungskraft machen, und daß sie ihn nicht wieder in dieselbigen Fehler zurückstürzen sollte? Man beobachte insbesondre einen Menschen in Ansehung seiner Projekte für sein Betragen: denn dieses ist der Fels, woran die Vernunft der meisten scheitert. Wie viel falscher Wahn, ja wie viel Verblendung nimmt man nicht selbst an dem wahr, der den meisten Verstand hat? Der unglückliche Erfolg mag es ihn immerhin lehren, daß er Unrecht gehabt; er wird sich doch nicht bessern. Dieselbige Einbildungskraft, die ihn verführt hat, wird ihn noch weiter verführen, und man wird ihn einen dem vorigen ähnlichen Fehler begehn sehn, ohne daß man ihn davon wird überzeugen können.

§. 87. Die Eindrücke auf ein kaltes Gehirn erhalten sich lange in demselben. Personen also, deren Aeußerliches gesezt und fest ist, haben keinen andern, als diesen Vortheil (wenn es anders ein Vortheil ist.) daß sie beständig dieselbigen Wege wandeln. Eben deswegen können diejenigen, die sie einige Zeit hindurch zu beobachten Gelegenheit haben, ihre Narrheit, die man beym ersten Anblick nicht vermuthete, sehr leicht gewahr werden. In einem Gehirn hingegen, welches viel Feuer und Thätigkeit hat, löschen die Eindrücke einander aus, erneuern sich wieder, und die Narrheiten folgen auf einander. Man sieht gleich beym ersten Anblick, daß ein solcher Mensch einige Chimären hat; allein er verändert sich so plözlich, daß man sie kaum erkennen kann.

§. 88. Die Macht der Imagination hat keine Gränzen. Sie vermindert oder verscheucht unser Unglück, und sie allein kann unsern Vergnügungen die Würze geben, die ihren ganzen Werth ausmacht. Bisweilen aber ist sie der fürchterlichste Feind, den wir kennen: sie vergrößert unser Unglück; sie schaft uns Uebel, wenn wir keine haben, und ihre Tyranney endigt sich damit, daß wir uns den Dolch in die Brust stoßen.

Um von diesen Wirkungen Rechenschaft zu geben, bemerke ich, daß, wenn die Sinne auf das Organ der Imagination wirken, dieses Organ wieder auf die Sinne zurückwirkt. Daran läßt sich gar nicht zweifeln; da die Erfahrung ein ähnliches Rückwirken ganz unelastischer Körper lehrt. Ich bemerke ferner: das Rückwirken dieses Organs ist lebhafter, als das Wirken der Sinne; weil die Imagination nicht blos mit der einzigen Kraft auf die Sinne zurückwirkt, die die mittelst der Sinne entstandene Perzeption voraussezt: sondern weil dieses mit allen vereinigten Kräften aller Perzeptionen geschieht, die mit dieser Perzeption genau verbunden sind, und die einander eben deswegen nothwendig aufwecken mußten. Da das ist: so lassen sich auch die Effekte der Einbildungskraft ohne viele Schwierigkeit begreifen. Wir wollen es an Beyspielen zeigen.

Die Perzeption eines Schmerzes weckt in meiner Einbildungskraft alle die Ideen auf, mit welchen jene Idee in genauer Verbindung steht. Ich sehe die Gefahr; Schrecken ergreift mich; es

schlägt mich nieder; mein Körper kann kaum widerstehn; mein Schmerz wird lebhafter; mein Unglück nimmt zu, und es kann leicht kommen, daß mich eine anfänglich sehr unbedeutende Krankheit ins Grab bringt, weil meine Einbildungskraft heftig gerührt worden ist.

Eben so weckt ein Vergnügen, welches ich gesucht habe, alle angenehme Ideen wieder auf, mit denen es verknüpft seyn kann. Die Imagination sendet den Sinnen, statt einer empfangenen Perzeption, viele derselben zu. Meine Lebensgeister finden sich in einem solchen Lauf, wodurch alles, was mich aus den Empfindungen, die ich eben habe, herausfezen könnte, weggescheucht wird. In diesem Zustand, in welchem ich die durch die Sinne kommenden Perzeptionen, und die Perzeptionen, die die Imagination wieder aufweckt, empfinde, genieße ich die lebhaftesten Vergnügungen. Man halte nun jezt die Thätigkeit meiner Einbildungskraft auf einmal auf: so trete ich sogleich gleichsam aus einer Bezauberung heraus. Ich sehe die Gegenstände vor Augen, denen ich meine Glückseligkeit zuschrieb; ich suche sie, und finde sie nicht wieder.

Aus dieser Erklärung erhellet, daß die Vergnügen der Einbildungskraft völlig so reell, und so physisch sind, als die andern Vergnügungen, wenn gleich gewöhnlich das Gegentheil behauptet wird. Ich will nur noch ein einziges Beyspiel anführen.

Man stelle sich einen Menschen vor, der von Gichtschmerzen verzehrt wird; er sieht in dem

Augenblick, da er am allerwenigsten daran dachte, einen Sohn wieder, den er für verloren hielt. Sein Schmerz wird desto heftiger. Gleich darauf kömmt Feuer in seinem Hause aus. Er wird desto schwächer. Er ist schon außer aller Gefahr, wenn man erst daran denkt, ihm zu Hülfe zu kommen. Denn seine plözlich und lebhaft gerührte Einbildungskraft wirkt auf alle Theile seines Körpers zurück, und sie bringt in demselben die Revolution hervor, die ihn rettet.

Dieses sind, wie ich glaube, die merkwürdigsten Effekte der Einbildungskraft. Ich will im nächsten Kapitel noch mit ein Paar Worten die Reize berühren, die sie der Wahrheit gewähren kann.

Zehntes Kapitel.

Wo schöpft die Einbildungskraft die Reize, die sie der Wahrheit giebt?

§. 89. Die Einbildungskraft zieht ihr Angenehmes aus ihrem Recht, die Natur ihrer schönsten und liebenswürdigsten Beschaffenheiten zu berauben, um den Gegenstand damit auszurüsten, den sie bearbeitet. Nichts ist ihr fremd; alles ist ihr eigen, sobald sie sich mit demselben im größten Glanz zeigen kann. Sie ist eine Biene, die ihren Schaz aus den schönsten Blumen eines Blumengartens zusammenträgt. Sie ist eine Koquette, die einzig der Begierde sich gefällig zu machen, nachhängt, und daher mehr ihrem Eigensinn, als der

Vernunft folgt. Beständig gleich willfährig bequemt sie sich nach unserm Geschmack, unsern Leidenschaften und unsern Schwachheiten. Den einen zieht sie durch ihr lebhaftes und reizendes Aussehn an sich; den andern sezt sie, durch ihre schöne und edle Manieren in Erstaunen. Bisweilen vergnügt sie durch ihre eigne Reize; bisweilen durch die Kühnheit ihrer Einfälle. Dort affizirt sie die Bequemlichkeit um zu interessiren; hier, die Traurigkeit, um zu rühren; und, wenn sie es nöthig findet, greift sie sogleich wieder nach der Maske, um Lachen zu erregen. Ihrer Herrschaft gewiß, übt sie überall ihre Kaprize aus. Bisweilen findet sie darinnen Vergnügen, daß sie den gemeinsten und alltäglichsten Dingen einen Anstrich von Grösse giebt; bisweilen aber sucht sie die ernsthaftesten und erhabensten Dinge lächerlich zu machen und herab zu stellen. Wenn sie gleich alles, was sie anfaßt, verändert: so glückt es ihr doch oft, sobald sie nämlich blos gefallen will; außerdem aber muß sie zu Schanden werden. Ihre Herrschaft hat da ein Ende, wo das Gebiet der Analyse angeht.

§. 90. Sie schöpft nicht blos aus der Natur, sondern auch aus den ungereimtesten und lächerlichsten Dingen; wofern ihr nur die Vorurtheile dabey zu Hülfe kommen. Daran ist nichts gelegen, daß sie falsch sind; wenn wir nur geneigt sind, sie als wahr zu glauben. Die Einbildungskraft hat überall das Angenehme zur Absicht; deswegen ist sie aber der Wahrheit doch nicht entgegen. Alle ihre Fiktionen sind gut, wenn sie der

Natur unsrer Erkenntniß und unsrer Vorurtheile analog sind. Sobald sie sich aber hievon entfernt, erzeugt sie lauter monströse und ausschweifende Ideen. Daher ist Despreaux Gedanke so richtig: „Nichts ist schön, als was wahr ist. „Das Wahre allein ist liebenswürdig. Ueberall, „sogar in der Fabel muß die Wahrheit herrschen.“

Das Wahre kömmt wirklich der Fabel zu: zwar nicht in der Bedeutung, daß die Dinge völlig so aussehn sollten, wie sie sie vorstellt; sondern deswegen, weil sie sie unter klaren, bekannten Bildern darstellt, die uns folglich gefallen, ohne uns in Irrthum zu führen.

§. 91. Nichts ist schön, als das Wahre. Nicht alles aber, was wahr ist, ist schön. Um die Schönheit zu ersezen, gesellet die Imagination solche Ideen zur Wahrheit, die zur Verschönerung derselben dienen; und durch diese Vereinigung bringt sie ein Ganzes heraus, an welchem sich zugleich Festigkeit und Annehmlichkeit findet. Die Dichtkunst giebt hievon eine Menge Beyspiele. Hier sieht man, wie die Fiktion, die ohne das Wahre allemal lächerlich seyn würde, die Wahrheit verziert, die ohne die Fiktion oft sehr trocken seyn würde. Diese Mischung gefällt beständig, wenn anders die Verzierungen mit Geschmack ausgewählt, und mit Klugheit vertheilt sind. Was der Schmuck bey einem schönen Mädchen thut; das thut die Einbildungskraft bey der Wahrheit. Sie muß ihr alle Hülfe leisten, damit sie sich so vortheilhaft, als möglich, zeigen möge.

Ich will mich nicht länger bey diesem Stück der Imagination aufhalten. Hier wäre Stoff zu einem eignen Werk. Für meinen Plan reicht es zu, daß ich die Sache nicht ganz übergangen habe.

Eilftes Kapitel.

Von der Vernunft; — Vom Esprit und dessen verschiedenen Arten.

§. 92. Aus allen Operationen, die wir beschrieben haben, erwächst eine einzige, die, so zu sagen, die Krone des Verstandes ist, die Vernunft. Man mag sich einen Begrif davon machen, welchen man will: so ist man doch allgemein darüber einig, daß man nur durch die Vernunft bürgerliche Geschäfte mit Klugheit ausführen, und nur durch sie in der Untersuchung der Wahrheit glücklich fortkommen kann. Daraus folgt, daß die Vernunft nichts weiter ist, als die Kenntniß der Art, wie wir die Operationen unsrer Seele anzuordnen haben.

§. 93. Ich glaube nicht, daß ich in dieser Erklärung vom Sprachgebrauch abgehe. Ich bestimme blos einen Begrif, der mir gar nicht bestimmt zu seyn schien. Damit weiche ich zu gleicher Zeit allen Vorwürfen aus, die man der Vernunft blos deswegen macht, weil man den Ausdruck in einer zu schwankenden Bedeutung nimmt. Kann man nun wohl sagen, die Natur habe uns ein stiefmütterliches Geschenk gemacht, wie sie uns

die Mittel an die Hand gab, wodurch wir die Operationen unsrer Seele mit Klugheit leiten können? Wem könnte ein solcher Gedanke wohl in den Sinn kommen? Wer wird behaupten, daß die Seele, wenn sie nicht mit allen den Operationen begabt wäre, von denen wir gehandelt haben, deswegen glücklicher seyn würde; weil gerade diese Operationen die Quellen ihres Schmerzes werden, wenn sie sie mißbraucht? Warum tadeln wir denn die Natur nicht auch deswegen, daß sie uns einen Mund, Hände und andre Organe gegeben hat, die sehr oft die Instrumente unsers eignen Unglücks sind? Vielleicht wollen wir nur so viel Leben haben, als zur Empfindung unsrer Existenz erforderlich ist; vielleicht wollen wir von freyen Stücken, alle Operationen ausziehn, die uns so sehr über die Thiere erheben; um blos ihren Instinkt zu haben?

§. 94. Man möchte aber fragen: welches ist der Gebrauch, den wir von den Operationen der Seele machen müssen? Mit wie viel Anstrengung, und mit wie wenig glücklichem Erfolg hat man dieses nicht untersucht? Kann man wohl hoffen, daß man heut zu Tage darinnen glücklicher seyn werde? Ich antworte: wir müßten uns also beklagen, daß uns die Vernunft nicht als Erbtheil zugefallen. Doch wir wollen lieber nichts übertreiben. Wir wollen die Operationen der Seele gehörig studiren; ihren Umfang kennen lernen, ohne uns ihre Schwächen zu verheelen; genau müssen wir sie unterscheiden; ihre Beschaffenheiten auffin-

chen; die Vortheile und die Nachtheile derselben beobachten; wir wollen zusehn, was für Hülfe sie einander wechselseitig leisten, endlich uns hüten, sie nur bey Gegenständen anzuwenden, die in unsern Erkenntnißkreis gehören: und ich wette, wir finden am Ende, wie wir sie benuzen sollen. Wir werden einsehn, daß uns so viel Vernunft zu Theil geworden, als unser Zustand erheischt, und daß, wenn derjenige, von dem wir alles, was wir sind, erhalten haben, seine Wohlthaten nicht verschwendet, er sie doch mit Weisheit auszutheilen weis.

§. 95. Es giebt drey Operationen, die wir einander näher bringen müssen, um ihre Verschiedenheiten um so viel deutlicher darzustellen; der Instinkt, die Narrheit und die Vernunft. Der Instinkt ist weiter nichts, als eine Imagination, deren Gebrauch nicht ganz in unsrer Gewalt steht, die aber durch ihre Lebhaftigkeit zur Erhaltung unsers Wesens vollkommen mitwirkt. Der Instinkt schließt das Gedächtniß, die Reflexion und die übrigen Seelenoperationen aus. Bey der Narrheit findet hingegen die Ausübung aller dieser Operationen statt; nur ist es eine ungeordnete Einbildungskraft, die sie leitet. Die Vernunft endlich entspringt aus allen wohlgeordneten Seelenoperationen. Hätte sich Pope von diesem allem deutliche Begriffe zu machen gesucht: so würde er nicht so oft gegen die Vernunft deklamirt, am allerwenigsten würde er so geschlossen haben: „Umsonst rühmt ihr die Vortreflichkeit der Vernunft: wie kann sie vor dem Instinkt einen Vorzug haben? Was findet zwischen diesen beyden

Vermögen für eine Vergleichung statt? Gott ist es, der den Instinkt, und der Mensch, der die Vernunft lenkt."

§. 96. Leicht läßt sich hier übrigens auch der Unterschied auseinandersezen, den man sich unter den Redensarten, über die Vernunft, der Vernunft gemäs, und wider die Vernunft, denken muß. Eine jede Wahrheit ist über die Vernunft, die einige Ideen in sich faßt, die kein Gegenstand der Operationen unsrer Seele seyn können; weil man sie weder mittelst der Sinne erhalten, noch aus den Sensationen ableiten konnte. Eine Wahrheit ist der Vernunft gemäs, wenn sie nur solche Ideen in sich schließt, die unsre Seele bearbeiten kann. Ein jeder Saz endlich ist der Vernunft zuwider, der einer Idee widerspricht, die aus den richtig geleiteten Operationen der Seele entspringt.

§. 97. Jedermann hat leicht bemerken können, daß in die Notion der Vernunft, und in die neuen Zergliederungen der Einbildungskraft, die ich im vorhergehenden Kapitel angestellt habe, keine andre Ideen, als die Begriffe von den Operationen hineinkommen, die den Gegenstand der acht ersten Kapitel dieses Abschnitts ausmachten. Es war indessen zuträglich, daß wir diese Dinge einzeln, ein jedes für sich betrachteten, theils um beym Gewöhnlichen zu bleiben; theils um die verschiedenen Objekte der Operationen des menschlichen Verstandes desto genauer auszuzeichnen. Ich halte es für meine Pflicht der Gewohnheit der Philosophen auch darinnen zu folgen, daß ich den gesunden Menschenverstand, den Esprit, das Ver-

ständniß, den Scharfsinn, den Tiefsinn, die Sagacität, den Geschmack, die Erfindungskraft, das Talent, das Genie und den Enthusiasm von einander unterscheide. Mit wenigem will ich dieses alles abthun.

§. 98. Der gesunde Menschenverstand und das Verständniß (Intelligence) sind nichts anders, als das Begreifen oder das Imaginiren, und sie sind blos durch die Natur des Gegenstandes, der sie beschäftigt, von einander unterschieden: z. B. Begreifen, daß zweymal zwey vier sind, oder einen ganzen mathematischen Kursus begreifen, ist beydes Begreifen, nur mit dem Unterschied, daß man jenes den gemeinen Menschenverstand, dieses aber das Verständniß, oder die Einsicht nennt. Eben so braucht man, um sich gemeine Dinge, die einem alle Tage in die Augen fallen, zu imaginiren, weiter nichts, als den gemeinen Menschenverstand; um sich hingegen neue Dinge, besonders wenn sie etwas ausgebreitet sind, zu imaginiren, braucht man Verständniß, Einsicht. Das Objekt des gemeinen Menschenverstandes scheint also blos im Leichten und Gewöhnlichen zu liegen. Zum Begreifen und Imaginiren zusammengesezterer, und neuerer Gegenstände ist hingegen das Verständniß erforderlich.

§. 99. Aus Mangel einer guten Methode, nach welcher wir unsre Ideen analysiren könnten, begnügen wir uns oft damit, daß wir sie so ohngefähr verstehn. Davon ist das Wort Esprit ein Beyspiel, mit welchem man gewöhnlich eine sehr

schwankende Notion verknüpft, wenn es gleich jedermann im Mund führt. Die Bedeutung desselben mag indessen seyn, welche sie will: so kann sie sich nicht weiter erstrecken, als die Operationen gehn, die ich analysirt habe. Nachdem man aber die Operationen einzeln betrachtet, und mehrere derselben vereinigt; oder nachdem man sie alle zusammennimmt, bildet man sich verschiedene Notionen, die man gewöhnlich mit dem Namen Esprit bezeichnet. Nur die Bestimmung muß noch hinzukommen, daß wir die Operationen auf eine höhere Art leiten, so daß die Thätigkeit des Verstandes dabey sichtbar ist. Diejenigen Operationen, über welche die Seele nicht eigenmächtig gebietet, verdienen diesen Namen nicht. Daher machen das Gedächtniß und die Operationen, die vor demselben vorhergehn, den Esprit nicht aus. Auch dann, wenn die Wirksamkeit der Seele nur gemeine Dinge zum Gegenstand hat, ist weiter nichts da, als der gemeine Menschenverstand, wie ich schon bemerkt habe. Geist folgt unmittelbar darauf, und er würde sich in seinem höchsten Glanz bey einem Menschen finden, der alle Operationen seines Verstandes, bey allen Gelegenheiten, gehörig zu ordnen, und sich derselben mit der möglichsten Leichtigkeit zu bedienen wüßte. Zu dieser Notion wird man nie das Modell finden. Man muß es aber annehmen, damit man einen festen Punkt haben möge, von welchem man sich von verschiedenen Seiten mehr oder weniger entfernen, und sich so einige Idee von den Unterarten machen

könne. Ich schränke mich auf diejenigen Unterarten ein, denen man Namen gegeben hat.

§. 100. Der Scharfsinn sezt voraus, daß man eines zureichenden Grades von Aufmerksamkeit, Reflexion und Analyse fähig sey, um in das Innere der Dinge eindringen zu können. Der Tiefsinn sezt voraus, daß man so weit eindringe, bis man alle Beschaffenheiten der Dinge entwickeln könne, daß man einsehe, wo sie herrühren, was sie sind, und was sie werden werden.

§. 101. Das Unterscheidungsvermögen und die Urtheilskraft vergleichen die Dinge; sie zeichnen ihre Verschiedenheit aus, und wiegen ihren Werth genau ab. Man braucht aber die erstere Benennung mehr bey Dingen, die die Spekulation betreffen; die zwote ist hingegen mehr da gewöhnlich, wo von Dingen die Rede ist, die die Praxis angehn. Unterscheidungskraft braucht man bey philosophischen Untersuchungen, und Urtheilsvermögen braucht man zum glücklichen Leben.

§. 102. Sagacität ist die Fertigkeit, sein Objekt auf die leichteste Art zu fassen, oder es andern auf die leichteste Art faßlich zu machen. Das läßt sich blos durch die mit der Reflexion und mit der Analyse verbundene Imagination bewerkstelligen.

§. 103. Der Geschmack ist eine so glückliche Art zu empfinden daß man den Werth der Dinge ohne Beyhülfe der Reflexion, oder besser, ohne daß man sich irgend einer Regel für das Urtheil über dieselben bedient, ausfündig macht. Der Ge-

schmack ist der Effekt einer Imagination, die sich die Gegenstände stets gegenwärtig erhält, nachdem sie früh an auserlesenen Gegenständen geübt worden, und die sich Vergleichungsmodelle von denselben macht. Daher kömmt es, daß der gute Geschmack gemeiniglich das Eigenthum der Weltleute ist.

§. 104. Eigentlich schaffen wir keine Ideen. Wir vergleichen blos diejenigen Ideen, die wir mittelst der Sinne erhalten, durch Zusammensezung und durch Auseinanderlegung derselben. Erfindung bestehet darinnen, daß man neue Kombinationen zu machen weis. Es giebt davon zweyerley Arten; Talent und Genie.

Das Talent verbindet die Ideen einer Kunst oder einer bekannten Wissenschaft auf eine solche Art, daß die Wirkungen, die man davon natürlicher Weise erwarten kann, wirklich erfolgen. Bisweilen wird dazu mehr Imagination; bisweilen mehr Analyse erfordert. Genie sezt zum Talent noch die Idee von Esprit hinzu, und ist gewissermaaßen Schöpfer. Es erfindet neue Künste, oder auch in derselbigen Kunst erfindet es neue Kogenera, oder bisweilen auch Gattungen, die weit höher stehn, als die schon bekannten Gattungen. Es sieht die Gegenstände aus Gesichtspunkten an, die ihm eigenthümlich sind. Es giebt einer neuen Wissenschaft ihr Daseyn, oder bahnet in den Wissenschaften, die man schon kultivirt, eine Bahn zu Wahrheiten, zu deren Erkenntniß man zu gelangen nicht gehoft haben würde. Es verbreitet über die bekannten Wahrheiten eine solche Klarheit

und Leichtigkeit, als man nie vermuthet hätte, daß sie derselben fähig seyen. Ein Mann mit Talenten hat einen Charakter, der auch andern Menschen zukommen kann. Er findet seines Gleichen, oder er wird auch bisweilen von andern übertroffen. Ein Mann von Genie hat einen originellen und unnachahmlichen Charakter. Schriftsteller, die ihn nachahmen, wagen es selten, sich in eben dem Fach hervorzuthun, in welchem er sich gezeigt hat. Corneille, Moliere und Quinault haben keine Nachahmer gehabt. Einige Schriftsteller unsers Zeitalters werden ebenfalls keine Nachahmer finden.

Man nennt das Genie ausgebreitet und fest. Als ausgebreitet thut es große Fortschritte in einer Art von Kenntnissen; als fest vereinigt es so viele Arten derselben in einem so hohen Grad, daß man Mühe hat, es sich als begränzt vorzustellen.

§. 105. Wenn man eben im Enthusiasm ist, kann man ihn nicht analysiren; weil man da nicht Herr über seine Reflexion ist. Wie will man ihn aber analysiren, wenn man ihn nicht mehr spürt? Antwort, dadurch, daß man die Wirkungen, die er erzeugt hat, betrachtet. Hier muß also die Kenntniß der Wirkungen zur Kenntniß der Ursachen führen; und diese Ursache kann keine andre seyn, als eine von den Operationen, die wir schon analysirt haben.

Wenn uns die Leidenschaften so sehr erschüttern, daß sie uns den Gebrauch der Reflexion rauben: so haben wir tausend verschiedene Em-

pfindungen. Nachdem nämlich die Imagination, durch die größere oder mindere Lebhaftigkeit der Leidenschaften mehr oder weniger gerührt wird; nachdem weckt sie auch mit mehr oder mit weniger Kraft die Empfindungen auf, die auf sie einige Beziehung haben, und die folglich auch mit unserm gegenwärtigen Zustand in einiger Verbindung stehn.

Wir wollen ein Paar Menschen sezen, die sich in denselbigen Umständen befinden, und die dieselbigen Leidenschaften haben, aber in einem ungleichen Grad ihrer Stärke. Wir wollen uns auf der einen Seite den alten Horaz, so wie ihn Corneille schildert, mit der römischen Seele gedenken, die es ihm zur Pflicht machte, seine eignen Kinder, für das Wohl der Republik aufzuopfern. Der Eindruck bey der Nachricht von der Flucht seines Sohns ist ein konfuses Gemisch aller Empfindungen, die die höchste Liebe fürs Vaterland und die Ruhmbegierde erzeugen kann: so daß er den Verlust seiner zwey Söhne nicht betrauern, sondern blos wünschen darf, daß auch der dritte gleichfalls sein Leben eingebüßt hätte. Dies sind die Empfindungen, die in ihm vorgehn; aber, wird er sie wohl in ihrem ganzen Detail ausdrücken? Nein; denn das ist nicht die Sprache heftiger Leidenschaften. Eben so wenig wird er auch nur eine von den weniger lebhaften Empfindungen ausdrücken; sondern er wird natürlicher Weise diejenige hervorziehn, die ihn mit der größten Lebhaftigkeit erschüttert; und bey dieser wird er stehn bleiben; weil er die übrigen, durch die Ver-

knüpfung, in welcher jene heftige Empfindung mit diesem steht, hinlänglich verbergen kann Und welches ist denn nun diese Empfindung? Der Wunsch, daß sein Sohn tod sey; weil eine solche Empfindung sonst entweder nie in der Seele eines Vaters vorhanden seyn kann, und weil sie seine Seele, wenn sie einmal vorhanden ist, gewissermaaßen ganz ausfüllen muß. Eben deswegen muß er auf die Frage: Was denn sein Sohn gegen drey Menschen hätte ausrichten sollen, antworten: er hätte sterben müssen.

Nun stelle man sich auf der andern Seite einen Römer vor, der, wenn ihm gleich der Ruhm seiner Familie und das Wohl der Republik am Herzen lag, doch weit schwächere Empfindungen, als der alte Horatius dabey hatte. Mir kömmt's vor, daß dieser sein kaltes Blut fast völlig würde behalten haben. Die durch den Ruhm und die Liebe für sein Vaterland in ihm erzeugten Empfindungen würden ihn ungleich schwächer gerührt haben, und das vielleicht fast in einem gleichen Grade. Dieser Mann würde keinen Grund gehabt haben, lieber die eine, als die andre Empfindung auszudrücken. Er würde sie also alle natürlich in ihrem vollen Detail an den Tag gelegt haben. Er würde etwa gesagt haben, wie sehr er beym Anblick des Ruins der Republik und dem Schimpf seines Sohnes leide. Er würde es diesem verboten haben, daß er es nie wieder wagen solle, ihm vor die Augen zu kommen, und statt ihm den Tod zu wünschen, würde er blos das Urtheil gefällt haben, daß es besser für ihn

gewesen wäre, wenn er gleichfalls das Schicksaal seiner Brüder gehabt hätte.

Was man auch unter dem Enthusiasm verstehn mag: so ist es genug, daß man weis, er sey dem kalten Blut entgegengesezt, um einzusehn, daß man sich nur im Enthusiasm an die Stelle des alten Horaz beym Corneille versezen kann. Das braucht man nicht, um sich in die Stelle des Mannes, den ich mir ausgedacht habe, zu versezen. — Hier ist ein anderes Beyspiel.

Wäre Moses, wie er von der Schöpfung des Lichts handelte, weniger von der Größe Gottes durchdrungen gewesen: so würde er sich mehr über die Macht dieses höchsten Wesens ausgebreitet haben. Auf der einen Seite würde er das Lob der Vortreflichkeit des Lichts nicht versäumt, und auf der andern Seite würde er die Finsterniß als ein Chaos vorgestellt haben, in welchem die ganze Natur begraben lag. Er war aber zu sehr von den Empfindungen durchdrungen, die der Anblick der Herrschaft des höchsten Wesens und die Abhängigkeit der Geschöpfe erwecken kann, als daß er sich in diesen Detail hätte einlassen können. Da auf solche Weise die Ideen von Befehl und Gehorsam mit den Ideen von der Herrschaft und von Abhängigkeit mit einander verknüft waren: so mußten sie sich nothwendig in seiner Seele aufwecken, und er mußte bey ihnen stehn bleiben, gleich als wenn sie für den Ausdruck aller übrigen zureichten. Er sagt also weiter nichts, als: Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht.

Die Vielheit und die Schönheit der Ideen, die diese abgebrochene Ausdrücke in demselbigen Augenblick aufwecken rührt die Seele auf eine bewundernswürdige Art, und die Ausdrücke sind eben deswegen erhaben.

Diesen Analysen zu Folge hab' ich mir folgenden Begrif vom Enthusiasm gemacht. Es ist der Zustand eines Menschen, der bey einer angestrengten Betrachtung der Umstände, in die er sich versezt, von allen Empfindungen, Die diese Umstände erzeugen müssen, lebhaft erschüttert wird, und der, um dasjenige, was er empfindet, auszudrücken, natürlicher Weise die allerlebhafteste Empfindung auswählt, die allen übrigen, durch die genaue Verbindung mit denselben, das Gleichgewicht hält. Ist dieser Zustand blos übergehend: so veranlaßt er einen einzigen Zug; dauert er hingegen einige Zeitlang: so kann er ein ganzes Stück hervorbringen. Man könnte den Enthusiasm, bey kaltem Blut nachmachen, wenn man sich in der Analyse schöner Stücke, die die Dichter ihm zu verdanken haben, einige Fertigkeit erworben hätte. Allein würde auch wohl die Kopie dem Original allemal gleich seyn?

§. 106. Eigentlich ist der Esprit das Instrument, womit man zu Ideen gelangt, die von den gemeinen Begriffen abweichen. Eben deswegen sind unsre Ideen, nach Maasgabe der Art von Operationen, die eigentlich den Geist des Menschen ausmachen, von sehr verschiedener Beschaffenheit. Bey ein Paar Menschen, von welchen der eine mehr Analyse, aber weniger Einbildungskraft,

der andre hingegen mehr Einbildungskraft, aber weniger Analyse hat, können die Effekte nicht dieselbigen seyn. Schon die Imagination allein ist einer großen Mannigfaltigkeit fähig, und sie allein kann schon viele Arten von Geistern verursachen. Wir haben in unsern Schriftstellern von einer jeden Art dergleichen Modelle; allein nicht alle Arten haben Namen. Es ist übrigens, wenn man den Esprit in allen seinen Wirkungen betrachten will, mit der Analyse der Operationen des Verstandes nicht genung. Man müßte noch auch die Analyse der Leidenschaften anstellen. Man müßte ferner bemerken, wie sich alle diese Dinge mit einander verbinden, und in eine einzige Ursache zurückfallen. Der Einfluß der Leidenschaften ist so beträchtlich, daß der Verstand ohne sie oft keine Uebung haben würde, und daß einem Menschen bisweilen, außer den Leidenschaften gar nichts abgeht, um auch Geist zu haben. Zu gewissen Talenten sind sie auch schlechterdings nothwendig. Doch eine Analyse der Leidenschaften würde mehr in ein Werk gehören, in welchem man von der Fortbildung unsrer Kenntnisse handelt als in einem Versuch über ihr n Ursprung.

§. 107. Der Hauptvortheil, der aus der Art, wie ich die Operationen der Seele betrachtet habe, erwächst, ist dieser, daß man so deutlich einsieht, wie Menschensinn, Geist, Vernunft und die entgegengesezten Beschaffenheiten aus demselbigen Prinzipium, nämlich der gegenseitigen Verknüpfung der Ideen entstehn, und daß man, wenn man noch weiter zurückgeht, findet, daß diese

Verknüpfung durch den Gebrauch der Zeichen erzeugt wird. Dies ist das Prinzipium. Ich will mit einer kurzen Wiederholung dessen schließen, was ich bisher vorgetragen habe.

Man ist in eben dem Verhältniß einer größern Reflexion fähig, in welchem man mehr Vernunft hat. Dieses leztere Vermögen bringt demnach die Vernunft hervor. Von der einen Seite macht uns die Reflexion zum Herrn über unsre Aufmerksamkeit, und sie schließt folglich die Aufmerksamkeit in sich. Von der andern Seite macht sie, daß wir unsre Ideen mit einander verbinden; sie erzeugt folglich das Gedächtniß. Aus diesem entspringt die Analyse; aus dieser die Erinnerung. Diese veranlaßt die Imagination: (ich nehme dieses Wort hier in der Bedeutung, die ich ihm gegeben habe).

Mittelst der Reflexion geräth die Imagination in unsre Gewalt; wir haben aber die Ausübung des Gedächtnisses noch lange nicht in unsrer Gewalt, wenn wir gleich schon Herr über unsre Einbildungskraft sind. Diese beyden Operationen bringen das Begreifen hervor.

Der Verstand ist von der Imagination eben so verschieden, wie die Operation, die im Begreifen besteht, von der Analyse verschieden ist. Was die Operationen betrift, die im Unterscheiden, Vergleichen, Zusammensezen, Auseinanderlegen, Urtheilen, Schließen bestehn: so entstehn sie wechselsweise aus einander, und sie sind unmittelbare

Wirkungen der Einbildungskraft und des Gedächtnisses. Dies ist die Erzeugung der Seelenoperationen.

Es ist viel daran gelegen, daß man alles dieses richtig fasse; daß man vorzüglich auf die Operationen achte, die den Verstand ausmachen, (man weis, daß ich dieses Wort nicht in der Bedeutung nehme, die es bey andern Schriftstellern hat,) und daß man ihn von den Operationen unterscheide, die er hervorbringt. Alles, was ich in diesem Werk noch zu sagen habe, läuft auf diesen Unterschied hinaus, der der Grund von allem folgenden ist. Diejenigen, die ihn nicht gefaßt haben, werden nichts als Verwirrung in meinem Buch finden.

Dritter Abschnitt.

Von den einfachen und von den zusammengesezten Ideen.

§. 1.

Die Vereinigung, oder die Sammlung mehrerer Perzeptionen nenne ich eine komplexe Idee; eine einfache Idee ist eine einzige, als einzig betrachtete Perzeption.

„Wenn gleich die Beschaffenheiten der Dinge, sagt Loke, so sehr mit einander vereinigt, und so genau in den Dingen selbst untereinander gemischt sind, daß keine Trennung oder Entfernung unter ihnen statt findet: so ist doch so viel gewiß, daß die von diesen verschiedenen Beschaffenheiten der Dinge in der Seele erzeugten Ideen durch die Sinne auf eine ganz einfache und unvermischte Art zur Seele gelangen. Denn wenn schon der Anblick und das Befühlen desselbigen Gegenstandes bisweilen verschiedene Ideen hervorbringen, als z. B. wenn man die Bewegung und die Farbe zu gleicher Zeit sieht, und wenn die Hand die Weichheit und die Wärme eines Stückchen Wachs fühlt: so sind die einfachen Ideen, die auf eine solche Art in demselbigen Gegenstand vereinigt sind, demohngeachtet eben so von einander unterschieden, als die Ideen, die durch verschiedene Sinne in die Seele kommen. So sind z. B. Kälte und Härte, die man an einem Stückchen Eis fühlt, eben so ganz verschiedene Ideen in der Seele, als

der Geruch und die Weiße einer Lilie, oder als der Geruch des Zuckers, und der Geruch einer Rose. Nichts ist leichter zu erkennen, als die klare und deutliche Perzeption dieser einfachen Ideen, wovon jede für sich genommen, unzusammengesezt ist, und folglich in der Seele nur eine ganz einförmige Vorstellung verursacht, die nicht in verschiedene Ideen abgetheilt werden kann.“ *).

Wenn schon unsre Perzeptionen mehrerer oder minderer Lebhaftigkeit fähig sind: so würde man sich doch irren, wenn man sich deswegen vorstellen wollte, daß eine jede aus mehrern andern zusammengesezt sey. Man mische einmal Farben zusammen, die blos darinnen unterschieden sind, daß sie nicht gleich lebhaft sind: sie werden zuverläßig nur eine einzige Perzeption hervorbringen.

Wahr ist's, man sieht alle Perzeptionen, die weniger abweichende Aehnlichkeiten mit einander haben, als eben so viel verschiedene Grade einer und eben derselben Perzeption an. Das thut man aber deswegen, weil man nicht so viele Namen, als Perzeptionen hat, und weil man folglich genöthigt war, alle Perzeptionen unter gewisse Klassen zu bringen. Nimmt man eine jede einzeln für sich: so sind sie alle einfach. Wie wollte man z. B. die von der Weiße des Schnees verursachte Perzeption zerlegen? Wird man etwa mehrere Weißen

*) Buch II. Kap. 2. §. 1.

in derselben unterscheiden, woraus die Schneeweiße und ihre Perzeption erwachsen?

§. 2. In ihrem Ursprung betrachtet sind alle Operationen der Seele gleich einfach; weil da eine jede weiter nichts ist, als eine Perzeption. In der Folge hingegen verbinden sie sich, um gemeinschaftlich zu wirken, und so entstehn zusammengesezte Operationen. Das ist bey den Operationen einleuchtend, die man Scharfsinn, Unterscheidungskraft, Sagacität u. s. w. nennt.

§. 3. Außer den Ideen, die wirklich einfach sind, sieht man auch eine Sammlung mehrerer Perzeptionen als einfach an, wenn man sie mit einer noch größeren Sammlung vergleicht, wovon sie einen Theil ausmachen. Es giebt auch keine Notion, sie mag noch so sehr zusammengesezt seyn, die man nicht als einfach betrachten könnte, wenn man die Idee der Einheit an sie anknüpft.

§. 4. Unter den komplexen Ideen sind einige aus verschiedenen Perzeptionen zusammengesezt, z. B. die Idee vom Körper. Andere hingegen bestehn aus einförmigen Perzeptionen, oder besser, sie sind weiter nichts als eine und eben dieselbe mehrmals wiederholte Perzeption. Bisweilen ist diese Zahl nicht bestimmt. Das ist der Fall bey der abstrakten Idee von der Ausdehnung. Bisweilen aber ist sie bestimmt; so ist, z. B. der Fuß die Perzeption eines zwölfmal genommenen Zolls.

§. 5. Was die Notionen betrift, die aus verschiedenen Perzeptionen gebildet werden: so giebt es zweyerley Arten derselben; nämlich die Notio-

nen von Substanzen und die Notionen, die aus einfachen Ideen zusammengesezt sind, die man auf verschiedene Handlungen der Menschen bezieht. Sollen die erstern brauchbar seyn: so müssen sie nach den Modellen der Substanzen gebildet seyn, und sie dürfen nichts weiter vorstellen, als die an den Substanzen befindlichen Eigenschaften. Bey den Notionen der zwoten Art verhält man sich ganz anders. Oft ist es sehr wichtig, daß man diese bildet, ehe man noch Beyspiele davon gesehn hat. Diese Beyspiele würden übrigens auch nichts Fixes haben, was uns zur Regel dienen könnte. Eine auf eine solche Art gebildete Notion von Tugend oder von Gerechtigkeit würde sich stets nach Maasgabe der besondern Fälle verändern, nach dem diese gewisse Umstände zulassen oder verstossen würden. Die Verwirrung würde am Ende so groß werden, daß man den Gerechten und den Ungerechten nicht mehr würde unterscheiden können. Ein bey den Philosophen sehr gemeiner Fehler. Wir müssen demnach bey dieser Art von Notionen nach unserm Belieben mehrere einfache Ideen sammlen, und diese einmal bestimmten Sammlungen als das Modell ansehn, nach welchem wir von den Dingen urtheilen müssen. Von dieser Art sind die mit den Wörtern, Ruhm, Ehre, Muth, verknüpften Ideen. Ich will sie urbildliche (archetypes) Ideen nennen; da die neuern Metaphysiker diesen Ausdruck schon in den Gang gebracht haben.

§. 6. Weil nur unsre eignen Perzeptionen die einfachen Ideen sind: so ist die Reflexion über das,

was man bey den Gegenständen empfindet, das einzige Mittel, wodurch sie erkannt werden können.

§. 7. Eben so verhält es sich mit denen zusammengesetzten Ideen, die weiter nichts, als eine unbestimmte Wiederholung derselbigen Perzeption sind. Um z. B. die abgezogene Idee von Ausdehnung zu haben, ist es genug, daß man die Perzeption derselben betrachtet, ohne daß man auf irgend einen bestimmten Theil derselben in der Rücksicht sehn darf, daß er einigemal wiederholt worden.

§. 8. Da ich die Ideen nur in Ansehung der Art, wie sie zu unsrer Erkenntniß gelangen, zu betrachten habe: so will ich aus diesen beyden Gattungen nur eine einzige Klasse machen. Wenn ich also von komplexen Ideen rede: so muß man die Ideen darunter verstehn, die aus verschiedenen Perzeptionen oder auch aus derselbigen, auf eine bestimmte Art wiederholten Perzeption, gebildet werden.

§. 9. Nach der Bedeutung, worauf ich eben die komplexen Ideen eingeschränkt habe, kann man sie, ohne daß man sie analysirt, nicht gut kennen lernen; d. h. man muß sie auf einfache Ideen, aus denen sie zusammengesezt sind, zurückführen, und ihrer Fortbildung nachspüren. Auf diese Weise haben wir uns die Notion von Verstand gebildet. Kein Philosoph wußte bisher, daß diese Methode in der Metaphysik anwendbar sey. Die Mittel, deren sie sich bedient haben, um sie zu ersetzen, haben die Verwirrung nur vermehrt, und die Streitigkeiten vervielfältigt.

§. 10. Hieraus läßt sich die Unnützheit der Definitionen, d. h. der Sätze abnehmen, wodurch man die Eigenschaften der Dinge mittelst eines Genus, und einer Differenz erklären will. Denn fürs erste ist der Gebrauch derselben unmöglich, wenn von einfachen Ideen die Rede ist. Locke hat dieses bewiesen, (B. III. K. 11.) und es ist merkwürdig genug, daß er der erste ist, der dieses bemerkt hat. Da die Philosophen vor ihm die Ideen, die man definiren muß, von den Ideen, die nicht definirt werden dürfen, nicht zu unterscheiden wußten: so läßt sich schon zum voraus die Verwirrung vermuthen, die in ihren Schriften herrscht. Die Cartesianer wußten wohl, daß es weit klärere Ideen giebt, als alle Definitionen sind, die man von denselben geben kann. Sie kannten aber den Grund nicht, so leicht er auch zu finden war. Daher bemühen sie sich sehr, einfache Ideen zu definiren, während daß sie es für unnütz halten, sehr zusammengesezte Ideen mittelst einfacher zu definiren. Hieraus erhellet, wie schwer der kleinste Schritt in der Philosophie ist.

Die Definitionen taugen fürs zweyte dazu nicht sehr, daß sie uns von Dingen, die nicht sehr zusammengesezt sind, bestimmte Begriffe geben sollten. Die besten sind nicht einmal so gut, als eine unvollkommene Analyse, und zwar deswegen, weil allemal etwas unbewiesenes in dieselben hineinkömmt, wenigstens hat man keine Regel, um sich vom Gegentheil versichern zu können. Bey der Analyse ist man gezwungen der Erzeugung des

Dings selbst nachzugehn. Wenn daher diese vollkommen ist: so muß sie zuverläßig alle Stimmen versammlen, und dadurch die Streitigkeiten endigen.

§. 11. Wenn die Meßkünstler gleich diese Methode gekannt haben: so haben sie sich doch gewisser Vorwürfe schuldig gemacht. Es trift sich bisweilen, daß sie die wahre Erzeugung der Dinge nicht fassen, und das zwar bey Gelegenheiten, wo sie leicht zu fassen war. Eine Probe davon findet man gleich zu Anfang der Geometrie. Sie sagen z. B. der Punkt begränze sich selbst auf allen Seiten, er habe keine andre Gränzen, als sich selbst, oder er sey etwas, was weder Länge, noch Breite, noch Dicke hat: und doch lassen sie ihn sich bewegen, um die Linie zu erzeugen. Sie lassen hierauf die Linie sich bewegen, um die Fläche, und die Fläche, um das Solidum zu erzeugen.

Ich merke hier fürs erste an, daß sie dadurch vollkommen in den Fehler der Philosophen fallen. Sie wollen nämlich etwas sehr einfaches definiren. Dieser Fehler ist eine von den Folgen der Synthese, die ihnen so nahe am Herzen liegt, und die es einem zur Pflicht macht, daß man alles definiren müsse.

Fürs zweyte: so zeigt der Ausdruck Gränze so nothwendig das Verhältniß zu einem ausgedehnten Ding an, daß man sich unmöglich ein Ding vorstellen kann, welches sich von allen Seiten terminirt, oder welches keine andre Gränzen hat, als sich selbst. Uebrigens ist auch die Beraubung aller Länge, Breite und Dicke keine so

leichte Notion, daß man sie gleich vorn hinstellen könnte.

Drittens kann man sich die Bewegung eines Punkts ohne Ausdehnung nicht vorstellen, und noch weniger läßt sich die Spur gedenken, die er zurücklassen soll, um die Linie hervorzubringen. Was die Linie betrift: so kann man sich diese zwar recht gut in der Bewegung vorstellen, nämlich in so fern sie eine Länge hat; nicht aber nach der Bestimmung, wodurch sie die Fläche erzeugen soll. Denn das ist alsdenn derselbige Fall, wie mit dem Punkt. Eben das läßt sich auch gegen die bewegte Fläche erinnern, die das Solidum hervorbringen soll.

§. 12. Man sieht hieraus leicht ein, daß die Meßkünstler sich an die Erzeugung der Dinge oder der Ideen halten wollten. Es hat ihnen aber nicht geglückt.

Man kann seine Sinne nicht gebrauchen, man habe denn sogleich auch die Idee von der Ausdehnung nach allen ihren Dimensionen. Der Begriff vom Solidum ist demnach der erste, den uns die Sinne zuführen. Nun nehme man ein Solidum, und betrachte an demselben eine Extremität, ohne an seine Dicke zu denken, oder eine Ausdehnung nach der Länge und Breite, ohne Dicke; denn in der Reflexion ist ja weiter nichts enthalten, als die Idee von dem Ding, mit dem man sich beschäftigt.

Hierauf nehme man diese Fläche, und denke an ihre Länge, ohne auf die Breite zu achten: so

wird man die Idee einer Linie, oder einer Ausdehnung haben, ohne Länge, Breite und Tiefe.

Endlich reflektire man auf eine Extremität dieser Linie, ohne auf ihre Länge zu merken; so wird man sich die Idee von einem Punkt, oder von dem bilden, was man in der Geometrie als so etwas ansieht, was weder Länge, noch Breite noch Dicke hat.

Auf diesem Weg wird man ohne Mühe zu den Ideen vom Punkt, von der Linie, und der Fläche gelangen. Es kömmt alles darauf an, daß man die Erfahrung studire, um die Erzeugung der Ideen in eben der Ordnung zu finden, in welcher sie sich gebildet haben. Diese Methode ist besonders in den Fällen schlechterdings nothwendig, wo von abstrakten Notionen die Rede ist. Sie ist das einzige Mittel, wodurch sie deutlich erklärt werden können.

§. 13. Zwo wesentliche Verschiedenheiten sind unter den einfachen und unter den komplexen Ideen sichtbar. 1) Bey den erstern ist die Seele durchaus blos leidend. Sie würde sich die Idee von einer Farbe, die sie nie gesehn hat, nie verschaffen können. Bey der Erzeugung der zusammengesezten Ideen ist sie hingegen thätig. Sie ist es, die die einfachen Ideen entweder nach Modellen, oder nach ihrem Belieben, vereinigt; kurz, sie sind das Werk einer reflektirten Erfahrung. Ich will sie insbesondre Notionen nennen. 2) Wir haben kein Maas, wornach wir den Ueberschuß einer einfachen Idee über eine andre einfache Idee beurtheilen könnten; weil sie untheilbar sind. Ganz

anders verhält es sich mit den komplexen Ideen. Man erkennt die Verschiedenheit von ein Paar Zahlen mit der schärfsten Genauigkeit; weil ihr Maas, die Einheit beständig gleich bleibt. Man kann so gar diejenigen einfachen Ideen komplexer Notionen zehlen, die aus verschiedenen Perzeptionen bestehn, und kein so genaues Maas haben, als die Einheit ist. Giebt es Beziehungen, die man nicht ergründen kann: so sind es einzig und allein die Beziehungen der einfachen Ideen. Man weis z. B. genau, was für Ideen man mehr mit dem Wort Geld als mit dem Ausdruck Tombak verbunden hat. Man kann aber die Verschiedenheit der Farbe dieser Metalle nicht abmessen; weil die Perzeption derselben einfach und untheilbar ist.

§. 14. Die einfachen und die komplexen Ideen kommen darinnen überein, daß man sie beyde als absolute und relative Ideen betrachten kann. Sie sind absolute Ideen, wenn man bey ihnen stehn bleibt, und wenn man sie zum Objekt seiner Reflexion macht, ohne die Beziehungen auf andre Ideen in Anschlag zu bringen. Betrachtet man sie hingegen als Ideen, die einander untergeordnet sind: so nennt man sie Relationen.

§. 15. Die urbildlichen Notionen haben einen gedoppelten Vortheil. Der erste ist dieser, daß sie komplet sind. Sie sind feste Modelle, von denen sich die Seele eine so vollkommene Kenntniß erwerben kann, daß nichts mehr übrig bleibt, was sie noch daran entdecken könnte. Dieses erhellet daraus, weil diese Notionen keine andre, als solche einfache Ideen in sich fassen können, die die Seele

selbst gesammlet hat. Der zweyte Vortheil ist eine Folge aus dem ersten. Er besteht darinnen, daß alle Beziehungen, die unter ihnen statt finden, wahrgenommen werden können. Denn, da wir alle einfache Ideen, woraus sie bestehn, kennen: so können wir auch alle mögliche Analysen mit ihnen vornehmen.

Die Notionen der Substanzen haben hingegen nicht dieselbigen Vorzüge. Sie müssen nothwendig unvollständig seyn; weil wir sie auf Modelle beziehn, woran wir täglich neue Eigenschaften entdecken können. Folglich können wir auch nicht alle Beziehungen kennen, die zwischen ein Paar Substanzen statt finden. So lobenswürdig es ist, nach der allmäligen Vermehrung unsrer Kenntniß in Ansehung dieses Stücks, mit Hülfe der Erfahrung zu streben: so lächerlich ist es, wenn man sich schmeichelt, daß diese Kenntniß doch einmal ganz vollkommen werden könne.

Man muß sich indessen vor der gemeinen Vorstellung wohl in Acht nehmen, daß diese Kenntniß dunkel und undeutlich sey. Sie ist blos eingeschränkt. Es hängt von uns ab, daß wir von den Substanzen mit der schärfsten Bestimmtheit reden können; wofern wir nur in unsre Ideen und Ausdrücke nichts einmischen, als was uns eine durchgängige Erfahrung lehrt.

§. 16. Die synonymischen Ausdrücke, Gedanke, Operation, Perzeption, Sensation, Bewußtseyn, Idee, Notion werden so häufig in der Metaphysik gebraucht, daß ich die Anzeige ihres Unterschieds für nothwendig halte. Gedanke

nenne ich alles, was die Seele empfindet, es mag nun von äussern Eindrücken, oder vom Gebrauch ihrer Reflexion herrühren. Operation ist der Gedanke, in so fern er einige Veränderung in der Seele hervorbringen, und in so fern er die Seele dadurch aufklären und leiten kann. Perzeption ist der in uns bey der Gegenwart der Gegenstände hervorgebrachte Eindruck. Sensation ist eben dieser Eindruck, in so fern er durch die Sinne geschicht. Bewußtseyn ist die Erkenntniß desselben. Idee ist die Erkenntniß des Eindrucks, als Bild betrachtet. Notion ist eine jede Idee, die unser eignes Werk ist. Dieses ist die Bedeutung, in welcher ich mich dieser Ausdrücke bediene. Man kann ein Wort nicht statt des andern gebrauchen, ausser wenn man nur der Hauptidee bedarf, die sie sämtlich bezeichnen. Man kann die einfachen Ideen ohne Unterschied Perzeptionen oder Ideen nennen; man kann sie hingegen nicht Notionen nennen, weil sie nicht ein eigenmächtiges Produkt der Seele sind. Man kann nicht sagen: die Notion des Weissen, sondern die Perzeption des Weissen. Die Notionen hingegen können als Bilder betrachtet werden. Man kann ihnen folglich den Namen Ideen; nie aber den Namen Perzeption geben. Denn dadurch würde man anzeigen, sie seyen nicht unser Werk. Man kann sagen, die Notion der Kühnheit; nicht aber, die Perzeption der Kühnheit; oder, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will, so muß es heissen: die Perzeptionen, woraus die Notion von Kühnheit besteht. Kurz, da wir uns der Impreßio-

nen, die in der Seele vorgehn, blos als etwas einfaches und untheilbares bewußt sind: so muß der Name Perzeption den einfachen, oder doch solchen Ideen vorbehalten werden, die man in Rücksicht auf zusammengesezte Notionen als einfach ansieht.

Noch muß ich über die Wörter Idee und Notion eine Anmerkung machen. Da der erstere Ausdruck eine Perzeption, als Bild betrachtet; der zweyte hingegen eine Idee, die die Seele selbst gebildet hat, bezeichnet: so können Ideen und Notionen nur solchen Wesen zukommen, die der Reflexion fähig sind. Was die übrigen Geschöpfe, z. B. die Thiere betrift: so haben sie nur Sensationen und Perzeptionen. Was für sie nur Perzeption ist, wird für uns Idee, und zwar durch die hinzukommende Reflexion, daß diese Perzeption etwas vorstellt.

Vierter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Von der Operation, mittelst welcher wir unsern Ideen Zeichen geben.

Diese Operation entspringt aus der Imagination, die der Seele Zeichen vorhält, deren man sich vorher noch nicht bedient hatte, und aus der Aufmerksamkeit, die diese Zeichen mit den Ideen verbindet. Sie ist eine von den wesentlichsten Operationen der Seele bey der Untersuchung der Wahrheit; allein sie gehört zu denen, die am wenigsten bekannt sind. Ich habe schon den Nutzen und die Nothwendigkeit der Zeichen, bey den Operationen der Seele gezeigt. Ich will nun eben dieses dadurch zu beweisen suchen, daß ich die Zeichen in Beziehung auf die verschiedenen Arten von Ideen betrachte. Man kann diese Wahrheiten nicht von zu vielen verschiedenen Seiten darstellen.

§. 1. Die Arithmetik giebt uns ein deutliches Beyspiel von der Nothwendigkeit der Zeichen. Wenn wir der Einheit einen Namen gegeben haben, und uns nun nicht für alle die Ideen Namen dächten, die wir aus der Multiplikation dieser ersten herausbringen: so würden wir unmöglich auch nur einen einzigen Schritt in der Erkenntniß der Zahlen thun können. Wir unterscheiden verschiedene Mengen nur dadurch, daß wir Ziffern haben, die selbst von einander sehr verschieden sind. Man nehme die Ziffern; man nehme alle Zeichen

weg; so wird man finden, daß wir die Ideen derselben unmöglich behalten können. Kann man sich auch nur von der kleinsten Zahl einen Begriff machen, wenn man nicht mehrere Gegenstände betrachtet, wovon ein jeder als das Zeichen angesehen werden muß, woran man die Einheit knüpfet? Ich kann mir die Zahlen zwey und drey nicht denken, ausser ich muß mir zwey oder drey Gegenstände vorstellen. Geh' ich zur Zahl vier fort: so muß ich mir, um mehrerer Leichtigkeit willen, zwey Objekte auf der einen, und zwey auf der andern Seite denken. Bey der Zahl sechs muß ich schon die Gegenstände zu zweyen und zweyen, oder zu dreyen und dreyen zusammenstellen. Will ich noch weiter fortgehen: so werde ich mir bald mehrere Einheiten, als eine einzige denken, und sie folglich in ein einziges Objekt vereinigen müssen.

§. 2. Locke redet von einigen Amerikanern, die keine Idee von der Zahl, tausend, hatten; weil sie nur so viel Namen erfunden hatten, um bis auf zwanzig zehlen zu können *). Ich setze hinzu, daß sie Mühe würden gehabt haben, um sich von der Zahl ein und zwanzig einen Begriff zu machen, und zwar aus folgendem Grund:

Es ist uns, nach der Natur unsers Rechnens genug, wenn wir von den ersten Zahlen Ideen haben, um uns von allen Zahlen, die man bestimmen kann, einen Begriff machen zu können.

*) Buch II. Kap. 16. §. 6. Er erzehlt, er habe sie gesprochen.

Das rührt davon her, daß wir, nachdem uns die ersten Zeichen gegeben worden, Regeln kennen, wornach wir andre Zeichen finden können. Diejenigen, denen diese Methode unbekannt ist, so daß sie eine jede Menge an Zeichen knüpfen müssen, die keine Analogie unter einander haben, haben auch keine Hülfe, wodurch sie in der Erfindung der Zeichen geleitet werden könnten. Die Bildung neuer Ideen wird ihnen daher nicht so leicht, als sie uns wird. In dem Fall waren wahrscheinlich jene Amerikaner. Sie hatten folglich nicht allein keine Idee von der Zahl tausend; sondern sie konnten sich auch nicht leicht einen Begriff von einer Zahl machen, die um eine einzige Einheit größer war, als die Zahl zwanzig *)

§. 3. Die Fortschritte unsrer Kenntnisse der Zahlen rührt daher einzig und allein von der Genauigkeit, mit welcher wir die Einheit zur Einheit zugesezt haben; indem wir einer jeden Progreßion einen Namen geben, wodurch sie von der unmittelbar vorhergehenden und von der unmittelbar auf sie folgenden Zahl unterschieden wird.

*) Seit dem uns H. de la Condamine die Sache berichtet hat, läßt sich an dieser meiner Behauptung nicht länger zweifeln. Er redet (S. 67.) von einem Volk, welches zum Ausdruck der Zahl drey kein ander Zeichen hat, als dieses, poellarrarorincourae. Da gleich der Anfang des Zehlens bey diesem Volk so äusserst unbequem war: so konnte es nicht leicht über die Zahl drey hinaufgehn. Es läßt sich also leicht begreifen, daß dieses die Gränzen seiner Arithmetik waren, welches uns auch von ihm berichtet wird.

Ich weiß, daß hundert um eine Einheit größer, als neun und neunzig, und um eine Einheit kleiner ist, als hundert und eins; denn ich weiß, daß dieses drey zur Bezeichnung dreyer unmittelbar auf einander folgender Zahlen dienliche Zeichen sind.

§. 4. Man täusche sich nicht mit der Einbildung, daß die von ihren Zeichen abgesonderten Ideen von Zahlen klar und bestimmt seyen *). Nur der Name allein, woran man die mehrerern Einheiten geknüpft hat, verbindet sie in der Seele zusammen. Frägt mich jemand, was ist Tausend? so kann ich nichts anders darauf antworten, als dieses, das Wort fixirt in meiner Seele eine gewisse Menge von Einheiten. Will er von dieser Menge noch mehr wissen: so kann ich sie ihm unmöglich nach allen ihren Theilen begreiflich machen. Ich habe kein anderes Mittel, als daß ich ihm mit nach und nach alle Namen vorhalte, die man zur Bezeichnung der vor der Zahl tausend vorhergehender Progreßionen erfunden hat. Ich muß ihn lehren, wie man eine Einheit zur andern hinzusezt, und sie mittelst des Zeichens zwey vereiniget; wie man zu den vorigen noch eine Einheit beyfügt, und sie dann sämtlich an das Zeichen drey knüpfet, u. s. w. Auf diesem Weg, und dieses ist der einzige, den man

*) Malebranche glaubte, die Zahlen, die sich der reine Verstand vorstellt, seyen etwas Höheres, als die Zahlen, die in die Sinne fallen. Augustin, die Platoniker und alle Vertheidiger der angebohrnen Begriffe hegten dasselbe Vorurtheil.

hier betreten kann, werde ich ihn von Zahlen zu Zahlen, bis auf tausend hinaufführen.

Nun untersuche man, was in seiner Seele klar ist? da wird man drey Stücke finden. Die Idee der Einheit; die Idee der Operation, mittelst welcher man mehrmalen die Einheit zur Einheit hinzugesezt hat; endlich das Besinnen, daß man das Zeichen tausend nach den Zeichen neun und neunzig, acht und neunzig, u. s. w. gedacht habe. Diese Zahl ist weder durch die Idee der Einheit, noch durch die Idee der Operation, wodurch die Einheit vermehrt wurde, determinirt worden; indem sich diese Stücke auch bey allen übrigen Zahlen finden; sondern weil das Zeichen tausend dieser einzigen Menge allein zukömmt: so wird die Zahl blos durch dasselbe determinirt, und von andern unterschieden.

§. 5. Es ist demnach außer Zweifel, daß ein Mensch, der nur bey sich selbst rechnen wollte, eben so viel Zeichen erfinden müßte, als wenn er seine Rechnungen andern bekannt machen wollte. Warum sollte nun das, was in der Arithmetik wahr ist, nicht auch in den übrigen Wissenschaften wahr seyn? Würden wir wohl je über Gegenstände der Metaphysik und der Moral nachdenken können, wenn wir nicht, zur Festhaltung unsrer Ideen, Zeichen erfunden hätten, nachdem wir neue Sammlungen veranstalteten? Müssen die Wörter nicht für die Ideen aller Wissenschaften das seyn, was die Ziffern für die Ideen der Arithmetik sind? Es ist sehr wahrscheinlich, daß

die Mißkenntniß dieser Wahrheit eine von den Ursachen der Verwirrung ist, die man in metaphysischen und moralischen Schriften gewahr wird. Um diese Materie in einer gewissen Ordnung abzuhandeln, muß ich die Ideen nach der Reihe durchlaufen, die ein Gegenstand unsrer Reflexion seyn können.

§. 6. Ich glaube zu dem, was ich von den einfachen Ideen gesagt habe, nichts zusezen zu müssen. Es ist gewiß, daß wir oft über unsre Perzeptionen reflektiren, ohne daß wir uns etwas anders, als ihren Namen, oder auch die Umstände zurückrufen, unter welchen wir sie empfunden haben. Daß sie unsre Imagination, nach unserm Gefallen, wieder aufwecken kann, rührt blos von ihrer Verknüpfung mit diesen Zeichen her.

Die Seele ist so sehr beschränkt, daß sie sich nicht eine große Anzahl von Ideen zurückrufen kann, um sie auf einmal zum Gegenstand ihrer Reflexion zu machen. Es ist indessen doch oft nothwendig, daß sie mehrere derselben zusammen betrachtet. Das kann sie mit Hülfe der Zeichen thun, die sie, durch Vereinigung derselben, so ansehn kann, als wenn sie nur eine einzige Idee wären.

§. 7. Es giebt zwey Fälle, in welchen wir einfache Ideen unter ein einziges Zeichen zusammenfassen können. Wir haben nämlich entweder Modelle vor uns, oder nicht.

Ich finde z. B. einen Körper, und sehe, daß er ausgedehnt, figurirt, theilbar, solid, hart, der Bewegung und der Ruhe fähig, gelb, schmelz-

bar ist, daß er breit geschlagen, und gehämmert werden kann, daß er sehr schwer, fest, und in Königswasser auflösbar ist, u. s. w. Könnte ich nun nicht einem auf einmal einen Begrif von allen diesen Beschaffenheiten geben: so würde ich mir sie selbst auf keine andre Weise zurückrufen können, außer ich müßte sie meiner Seele einzeln darstellen. Wenn ich sie nun nicht alle zugleich fassen könnte, und nur an eine einzige Beschaffenheit, z. B. an die Farbe denken wollte: so würde mir eine so unvollständige Idee ganz unbrauchbar seyn, und ich würde dadurch diesen Körper sehr oft mit andern verwechseln, die jenem in dem Stück ähnlich sind. Um mir aus dieser Verwirrung zu helfen, erfinde ich das Wort Gold, und ich gewöhne mich alle Ideen an dasselbe zu knüpfen, die ich aufgezehlt habe. Wenn ich nun in der Folge an die Notion des Goldes gedenke: so werde ich blos den Schall, Gold wahrnehmen, nebst der Erinnerung, daß ich an dieses Wort eine gewisse Anzahl einfacher Ideen geknüpfet, die ich nicht alle auf einmal wieder aufwecken kann, die ich aber in einem und eben demselben Subjekt habe koexistiren gesehn, und die ich mir nun, wenn ich will, alle nach einander zurückrufen werde.

Wir können demnach nur in so fern über Substanzen reflektiren, in wie fern wir Zeichen haben, die die Zahl und die Verschiedenheit der Eigenschaften determiniren, die wir an den Substanzen wahrgenommen haben, und die wir in komplexe Ideen so zusammen vereinigen wollen, wie sie sich außer uns in den Gegenständen selbst fin-

den. Man vergesse, auf einen Augenblick, alle diese Zeichen, und man versuche sich die Ideen derselben zurückzurufen: so wird man finden, daß die Wörter oder andre gleichbedeutende Zeichen so äußerst nothwendig sind, daß sie in unsrer Seele, so zu sagen, die Stelle einnehmen, die die Gegenstände außer uns ausfüllen. So wie die Beschaffenheiten der Dinge außer uns, ohne Subjekt, in welchen sie vereinigt sind, nicht koexistiren würden: eben so würden auch ihre Ideen ohne Zeichen, wodurch sie gleichfalls vereinigt werden, nicht in unsrer Seele koexistiren können.

§. 8. Noch fühlbarer wird die Nothwendigkeit der Zeichen bey komplexen Ideen, die wir ohne Modelle bilden. Wenn wir Ideen versammlet haben, die wir nirgends beysammen finden, welches denn gewöhnlich der Fall mit den urbildlichen Notionen ist; was wird wohl die Sammlungen derselben festhalten, wenn wir sie nicht an Wörter knüpften, die gleichsam die Bande sind, die sie uns nicht entwischen lassen? Glaubt einer die Namen seyen ihm unnüz: so tilge er sie aus seinem Gedächtniß aus, und versuche nun über die bürgerlichen und moralischen Geseze, über Tugenden und Laster, über alle menschlichen Handlungen nachzudenken; und er wird gewiß bald einsehn, daß er sich in seiner Meynung getrret habe; er wird eingestehn, daß, wenn er nicht bey jeder Kombination Zeichen hätte, wodurch er die Anzahl der Ideen, die er sammlen wollte, bestimmen könnte, er kaum einen Schritt würde haben thun können, bey welchem er etwas mehr, als

ein Chaos würde wahrgenommen haben. Er würde eben dieselbigen Schwierigkeiten finden, die einer, der rechnen will, hat; wenn er mehrmalen eins, eins, eins sagt, ohne sich für eine jede Menge, Zeichen zu finden. Dieser würde sich nie eine Idee von zwanzig machen; weil ihm nichts zur Versicherung dienen könnte, daß er alle Einheiten dieser Zahl genau wiederholt habe.

§. 9. Hieraus folgt, daß wir uns, um Ideen zu haben, worüber wir reflektiren können, Zeichen erfinden müssen, die zu Banden der verschiedenen Sammlungen einfacher Ideen dienen; und daß unsre Notionen nicht bestimmt sind, wofern wir nicht, in einer gewissen Ordnung, Zeichen erfunden haben, wodurch sie fixirt werden.

§. 10. Ein jeder, der auf sich selbst aufmerksam seyn will, muß aus dieser Wahrheit einsehn, um wie viel die Anzahl der Wörter, die wir in unserm Gedächtniß haben, größer seyn muß, als die Anzahl der Ideen. Das muß nothwendig so seyn; theils, weil die Reflexion, die erst nach dem Gedächtniß entsteht, nicht allemal die Ideen sorgfältig genug hat untersuchen können, denen man Namen gegeben hat; theils, weil wir einen großen Abstand unter der Zeit, da man das Gedächtniß eines Kindes, durch Erlernung vieler Wörter übt, deren Ideen es noch nicht fassen kann, und unter der Zeit wahrnehmen, da es fähig wird, seine Notionen zu analysiren, um sich von denselben einigermaßen Rechenschaft geben zu können. Wenn diese Operation angeht, sind ihre Fortschritte zu langsam, als daß sie dem Ge-

dächtniß in gleichen Graden folgen könnte, welches durch eine lange Uebung schon eine gewisse Fertigkeit und Leichtigkeit erhalten hat. Was müßte das nicht für eine schwere Arbeit seyn, wenn die Analyse alle Zeichen des Gedächtnisses prüfen wollte? Man gebraucht daher die Zeichen, wie sie sich einem darbieten, und man begnügt sich gemeiniglich, wenn man ihre Bedeutung nur so ohngefähr gefaßt hat. Dies ist der Grund, warum die Analyse unter allen Operationen diejenige ist, deren Gebrauch man am wenigsten kennt. Wie viele Menschen giebt es nicht, die gar nie Gebrauch davon machen? Die Erfahrung lehrt wenigstens, daß sie in eben dem Verhältniß weniger, als das Gedächtniß und die Imagination mehr geübt wird. Ich wiederhole es daher noch einmal: alle diejenigen, die sich auf sich selbst zurückbeugen wollen, werden eine große Menge von Zeichen bey sich finden, woran sie nur sehr unvollkommene Ideen geknüpft haben: und noch eine größere Anzahl von Zeichen werden sie antreffen, mit welchen sie gar keine Idee verknüpfen. Daher das Chaos, in welchem die abstrakten Wissenschaften liegen, und welches die Philosophen nie haben in Ordnung bringen können, weil keiner von ihnen den ersten Grund davon gekannt hat. Loke ist der einzige, bey dem man in diesem Stück eine Ausnahme machen kann.

§. 11. Aus dieser Wahrheit erhellet ferner, wie einfach und bewundrungswürdig die Natur unsrer Kenntnisse ist. Wie wird die Seele eines Menschen, die mit Sensationen und Operationen

ausgerüstet ist, diese Materialien verarbeiten? Geberden, Töne, Ziffern, Buchstaben; dies sind die in Rücksicht auf unsre Ideen so fremde Instrumente, die wir gebrauchen, um uns zu den erhabensten Kenntnissen empor zu schwingen. Die Materialien sind bey allen Menschen die nämlichen; nur die Geschicklichkeit, sich der Zeichen zu bedienen, ist verschieden; und davon rührt die Verschiedenheit der Menschen, in dieser Rücksicht, her.

Man nehme einem höhern menschlichen Geist den Gebrauch der Zeichen; wie viele Kenntnisse sind ihm dadurch nicht versagt, zu denen ein mittelmäßiger Geist leicht gelangen kann? Man nehme ihm auch die Sprache: das Schicksal der Stummen wird es einen lehren, in was für enge Gränzen man ihn dadurch eingeschränkt hat. Man nehme ihm endlich den Gebrauch aller Zeichen, so, daß er auch nicht den geringsten Gestus machen kann, um mittelst desselben die gemeinsten Gedanken auszudrücken; so wird man einen Blödsinnigen aus ihm gemacht haben.

§. 12. Zu wünschen wär's, daß diejenigen, die sich mit der Erziehung der Kinder abgeben, in Ansehung der ersten Getriebe der menschlichen Seele, nicht unwissend wären. Wenn ein Lehrmeister, dem der Ursprung und die Fortbildung unsrer Ideen genau bekannt ist, seinen Lehrling nur mit Dingen unterhielte, die auf seine Bedürfnisse und auf sein Alter die nächste Beziehung haben; wenn er geschickt genug wäre, seinen Lehrling allemal gerade in die vortheilhaftesten Umstände zu versezen, um ihn die Bildung bestimm-

ter Begriffe, und die Fixirung derselben mittelst fester Zeichen zu lehren; wenn er auch bey scherzhaften Unterredungen allemal nur solche Wörter gebrauchte, deren Bedeutung ganz genau bestimmt ist; was für Deutlichkeit, und Ausbreitung würde er nicht in die Seele seines Zöglings bringen? Allein, wie wenig Eltern sind im Stand, ihren Kindern solche Lehrmeister zu verschaffen; und wie weit seltener sind diejenigen Erzieher, die zur Ausführung dieser Absichten geschickt wären? Gut ist es indessen, wenn man nur alles kennt, was zu einer guten Erziehung dienlich seyn kann. Wenn man dergleichen Vorschläge auch nicht ganz ausführen kann; so wird man doch vielleicht das vermeiden, was ihnen durchaus zuwider ist. So sollte man die Kinder z. B. nie mit Paralogismen, mit Sophismen und mit andern fehlerhaften Schlüssen verwirren. Man läuft mit dergleichen Possen Gefahr, ihrem Geist eine konfuse und falsche Wendung zu geben. Nur erst, wenn ihr Verstand schon viele Deutlichkeit und Bestimmtheit erlangt hat, könnte man ihnen, zur Uebung des Scharfsinns, dergleichen verfängliche Fragen vorlegen. Auch da müßte man sehr behutsam seyn, um allen möglichen nachtheiligen Folgen auszuweichen. — Doch dergleichen Bemerkungen möchten mich zu weit von meinem Gegenstand abführen. Im nächsten Kapitel werde ich dasjenige mit Thatsachen zu belegen suchen, was ich in diesem Kapitel demonstrirt habe. Ich werde dabey zu einer nähern Entwickelung meiner Meynung Gelegenheit haben.

Zweytes Kapitel.

Bestätigung der Säze aus Thatsachen, die im vorhergehenden Kapitel bewiesen worden sind.

§. 13. „Zu Chartres fieng ein drey und zwanzig, bis vier und zwanzig jähriger Jüngling, der taub und stumm gebohren wurde, auf einmal, zum großen Erstaunen der ganzen Stadt, zu reden an. Es war der Sohn eines Künstlers. Man weis so viel von ihm, daß er, drey bis vier Monate vorher, den Schall der Glocken gehört, und daß er durch diese neue und ungewöhnliche Sensation in die äußerste Verwunderung gesezt worden. Bald darauf floß eine Art von Feuchtigkeit aus seinem linken Ohr aus, und er hörte nun vollkommen mit beyden Ohren. Drey bis vier Monate giengen hin, daß er blos zuhörte, ohne etwas zu sagen. Während dieser Zeit gewöhnte er sich, die Wörter, die er hörte, heimlich zu wiederholen, um sich in der Aussprache und in den mit den Wörtern verbundenen Ideen fest zu sezen. Endlich glaubte er im Stand zu seyn, das Stillschweigen zu endigen, und er erklärte, er rede nun, wenn seine Sprache gleich etwas unvollkommen war. Geschickte Theologen erkundigten sich gleich bey ihm um seinen vorigen Zustand, und ihre Fragen betrafen hauptsächlich die Gottheit, die Seele, die moralische Güte und Bosheit der Handlungen. Er schien mit seinen Gedanken noch nicht so weit gekommen zu seyn. Wenn er gleich von

katholischen Eltern gebohren war, der Messe beygewohnt, das Kreuzmachen und Kniebeugen gelernt hatte: so hatte er doch auf das alles nie seine Aufmerksamkeit verwandt, noch hatte er das begriffen, was andre dabey gedacht. Er wußte nicht deutlich, was der Tod sey, und nie dachte er an ihn. Er lebte ein blos animalisches Leben, welches sich ganz mit den sinnlichen, gegenwärtigen Gegenständen und mit den wenigen Ideen beschäftigte, die ihm durch die Augen zugeführt wurden. Aus der Vergleichung seiner Ideen folgerte er auch nicht, was er doch aus derselben folgern zu können hätte scheinen sollen. Das rührt nicht davon her, daß er etwa keinen natürlichen Mutterwiz hatte: sondern das ist vielmehr der Grund, daß die Seele eines außer der gesellschaftlichen Verbindung mit andern herausgesezten Menschen so ungeübt, und unausgebildet ist, daß er nur in so fern denkt, in so fern er von den äußern Objekten dazu genöthigt wird. Der größte Fond der menschlichen Ideen liegt in ihren geselligen Unterhaltungen."

§. 14. Dieses Faktum wird in den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften, vom Jahr 1703. S. 18. erzehlt. Es wäre zu wünschen man hätte diesen Jüngling über die wenigen Ideen befragt, die er, wie er noch des Gebrauchs der Sprache beraubt war, hatte; man hätte ihn sodann um die ersten Ideen fragen müssen, die er erhielt, wie er sein Gehör bekam; ferner, um die Beyhülfe zur Bildung neuer Ideen aus jenen, die er entweder von den äußern Gegenständen, oder

von dem, was er von andern hörte, oder von seiner eignen Reflexion empfieng; mit einem Wort, man hätte alles aus ihm ausforschen müssen, was seiner Seele eine Gelegenheit, zur Ausbildung seyn konnte. Die Erfahrung wirkt so früh bey uns, daß man sich gar nicht wundern muß, wenn sie sich bisweilen für die Natur selbst ausgiebt. Bey diesem Menschen wirkte sie hingegen so langsam, daß man sich dabey nicht leicht hätte irren können. Die Theologen aber wollten die Natur an ihm erkennen lernen; und so geschickt sie auch waren, so erkannten sie weder das eine noch das andre. Wir können daher alles nur durch Muthmaßungen ersezen.

§. 15. Ich stelle mir vor, dieser junge Mensch befand sich drey und zwanzig Jahr hindurch ohngefähr in dem Zustand, in welchem ich die Seele vorgestellt habe, wenn sie noch nicht über ihre Aufmerksamkeit gebietet, und wenn sie sie daher den Gegenständen, nicht nach ihrem Belieben, sondern nach der Kraft, mit welcher sie auf sie wirken, widmen kann. Es ist wahr, da er unter Menschen aufgewachsen war: so erhielt er auch von den Menschen einige Beyhülfe, wodurch er einige von seinen Ideen an Zeichen knüpfen konnte. Ohne Zweifel konnte er seine Hauptbedürfnisse, nebst den Dingen, wodurch sie befriediget werden konnten, durch Geberden bezeichnen. Da ihm aber die Namen zur Bezeichnung solcher Dinge mangelten, die nicht eine so genaue Beziehung auf ihn hatten, daß er sie durch etwas anders ersezen mußte, und er auch von außen her keine Hülfe

erhielt: so dachte er an dergleichen Dinge nie, außer wenn er wirklich eine Perzeption derselben hatte. Seine Imagination, die blos von sehr lebhaften Sensationen angezogen wurde, hörte sogleich mit diesen Sensationen auf. Damals wurde das Betrachten noch gar nicht geübt, desto mehr aber das Gedächtniß.

§. 16. Bisweilen ist unser Bewußtseyn, wenn es unter eine große Anzahl von Perzeptionen, die ohngefähr mit einer gleichen Kraft auf uns wirken, vertheilt wird, so schwach, daß uns keine Erinnerung dessen, was wir empfunden haben, übrig bleibt. Da empfinden wir kaum, daß wir existiren: Tage fließen dahin, wie Augenblicke, ohne daß wir ihre Verschiedenheit beobachten, und wir können in diesem Zustand tausendmal dieselbige Perzeption haben, ohne daß wir es bemerken, sie schon gehabt zu haben. Ein Mensch, der sich durch den Gebrauch der Zeichen viele Ideen erworben, und sie sich geläufig gemacht hat, kann nicht lange in dieser Art von Lethargie bleiben. Je größer der Vorrath seiner Begriffe ist, desto glaublicher ist es, daß einer von denselben aufgeweckt zu werden Gelegenheit bekommen, seine Aufmerksamkeit üben, und ihn aus diesem Schlummer wecken werde. Je weniger man folglich Ideen hat, desto gewöhnlicher muß dieser Seelenschlaf seyn. Hieraus läßt sich nun beurtheilen, ob die Seele dieses jungen Menschen, während der drey und zwanzig Jahre, da er stumm und taub war, von ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Re-

miniſcenz und von ihrer Reflexion oft Gebrauch werde haben machen können.

§. 17. Wenn die Ausübung dieſer erſten Operationen ſo eingeſchränkt war, wie viel mehr mußten nicht die übrigen Operationen beſchränkt ſeyn? da er unvermögend war, die Ideen, die er durch die Sinne erhielt, genau zu fixiren und zu beſtimmen: ſo konnte er ſich weder durch Zuſammenſezung, noch durch Auseinanderlegung derſelben, nach ſeinem Gefallen, Notionen bilden. Da er keine bequeme Zeichen zur Vergleichung ſeiner geläufigſten Ideen hatte: ſo machte er ſehr ſelten ein Urtheil. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er während der erſten drey und zwanzig Jahre ſeines Lebens nicht einen einzigen Schluß gemacht hat. Schließen heißt, ſich Urtheile bilden, und ſie, durch die Bemerkung ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit, mit einander verbinden. Das konnte dieſer junge Menſch nicht, da er keine Verbindungszeichen, d. h. Partikeln, die die Beziehungen der verſchiedenen Redetheile bezeichnen, gebrauchen konnte. Es iſt folglich natürlich, daß er aus der Vergleichung ſeiner Ideen nicht alles folgerte, was er aus derſelben zu folgern, ſcheinen konnte. Seine Reflexion, die keine andre, als ſehr lebhafte oder neue Senſationen zum Gegenſtand hatte, hatte auf die meiſten ſeiner Handlungen gar keinen und auf die übrigen nur einen ſehr kleinen Einfluß. Er betrug ſich, beſonders bey Dingen, die auf ſeine Bedürfniſſe wenig Beziehung hatten, nur nach Gewohnheit und Nachahmung. Auf ſolche Weiſe machte er das nach, was die Devotion ſeiner El-

tern von ihm forderte: Nie aber dachte er dem Bewegungsgrund nach, um welches willen man so was verrichten könne, und er wußte nicht, daß man eine gewisse Absicht bey dergleichen Verrichtungen haben müsse. Vielleicht war die Nachahmung so gar um so viel genauer, je weniger Reflexion dabey statt fand; weil die Zerstreuungen bey einem Menschen, der nicht reflektiren kann, selten seyn müssen.

§. 18. Es scheint, als wenn es, um zu wissen, was das Leben sey, zureiche, daß man sey, und daß man sich fühle. Ich will es indessen wagen einen paradoxen Saz zu behaupten, daß nämlich dieser junge Mensch schwerlich eine Idee davon gehabt. Die Sensationen sind bey einem Wesen, welches nicht reflektirt, und bey uns selbst, in den Augenblicken, da wir bey wachendem Leib, so zu sagen, nur vegetiren, weiter gar nichts, als Sensationen, und sie werden nur alsdenn erst Ideen, wenn wir sie durch die Reflexion als Bilder von etwas ansehn. Wahr ist's, die Sensationen leiteten diesen jungen Menschen in der Untersuchung dessen, was zu seiner Erhaltung dienlich war, und in der Vermeidung dessen, was ihm schaden konnte; allein er folgte ihrem Eindruck, ohne darüber zu reflektiren, was das heiße, sich erhalten, oder sich schaden lassen. Ein Beweis von der Wahrheit, die ich behaupte, ist der Umstand, daß er nicht deutlich wußte, was der Tod sey. Hätte er gewußt, was das Leben ist; würde er denn nicht eben so deutlich, wie wir eingesehn haben,

daß der Tod weiter nichts ist, als die Beraubung des Lebens *)?

§. 19. Einige schwache Züge von Seelenoperationen nehmen wir an diesem jungen Menschen wahr; wenn man aber die Perzeption, das Bewußtseyn, die Reminiscenz und die Einbildungskraft, so lang wir sie noch nicht in unsrer Gewalt haben, ausnimmt: so wird man keine Spur von den übrigen Operationen, bey einem Menschen, antreffen, der alles unterhaltenden Umgangs mit Menschen beraubt, und der mit gesunden und wohlgebauten Organen z. B. unter Bären erzogen worden ist. Er wird oft, fast ohne alle Erinnerung, denselbigen Zustand durchgehn, ohne einzusehn, daß er sich schon vorher in eben dem Zustand befunden habe. Ohne Gedächtniß wird er kein Zeichen zur Ersezung der Abwesenheit der Gegenstände haben. Da er nur eine solche Imagination hat, worüber er nicht Herr ist: so werden seine Perzeptionen einander nicht aufwecken, es müßte ihm denn der Zufall einen Gegenstand darstellen, an den gewisse Umstände jene Perzeptionen angeknüpft. Ohne Reflexion wird er endlich die Eindrücke der

*) Man kann den Tod auch durch den Uebergang aus diesem Leben in ein anderes beschreiben. Das ist aber nicht der Sinn, in welchem man den Ausdruck hier nehmen muß. Herr von Fontenelle sagt, dieser junge Mensch habe noch keinen Begrif von Gott und der Seele gehabt. Es ist also offenbar, daß er eben so wenig eine Idee vom Tod haben konnte, wenn das Wort den Uebergang aus diesem in ein anderes Leben bezeichnet.

Dinge auf seine Sinne aufnehmen; und ihnen instinktmäßig gehorsamen. Die Bären wird er in allen Stücken nachahmen; er wird eine ihrem Brummen ähnliche Stimme haben, auf Händen und Füßen fortkriechen. Wir sind zum Nachahmen so sehr geneigt, daß vielleicht auch ein Descartes es, an seiner Stelle, nicht versuchen würde, auf seinen Füßen zu gehn.

§. 20. Sollte aber, möchte man mir hier einwenden, nicht die Nothwendigkeit, für seine Bedürfnisse zu sorgen, und seine Leidenschaften zu befriedigen, zur Entwickelung aller seiner Seelenoperationen zureichen?

Ich antworte mit Nein: weil, so lang er außer dem Umgang mit den übrigen Menschen lebt, er keine Gelegenheit zur Verknüpfung seiner Ideen mit willkürlichen Zeichen haben kann. Er bleibt ohne Gedächtniß; und folglich bekömmt er auch keine Gewalt über seine Einbildungskraft; woraus denn auch folgt, daß er zur Reflexion durchaus unfähig seyn muß.

§. 21. Seine Imagination wird indessen vor der unsrigen einen Vorzug haben, der darinnen liegt, daß sie ihm die Dinge auf eine weit lebhaftere Weise wieder darstellen wird. Mit Hülfe des Gedächtnisses können wir uns unsre Ideen so bequem zurückrufen, daß wir selten unsre Imagination dazu brauchen. Da hingegen diese Operation, bey einem solchen Menschen, die Stelle aller übrigen vertritt: so wird die Uebung derselben eben so häufig seyn, wie seine Bedürfnisse, und sie wird die Perzeptionen mit ungleich größerer

Kraft aufwecken. Dieses bestätigt sich am Beyspiel der Blinden, die gemeiniglich einen weit feinern Takt, als wir, haben. Denn hier findet derselbige Grund statt.

§. 22. Nie wird aber dieser Mensch eigenmächtig über die Operationen seiner Seele herrschen. Um dieses zu beweisen, wollen wir zusehn, unter was für Umständen sie ausgeübt werden können.

Ich seze voraus, ein Ungeheuer kömmt auf ihn zu, welches er schon andre Thiere hat auffressen gesehn, oder wovon ihm doch diejenigen Thiere, unter denen er lebt, gesagt haben, daß er vor ihm fliehen müsse. Dieser Anblick zieht seine Aufmerksamkeit an, weckt die Empfindungen des Schreckens auf, die mit der Idee des Monstrums genau verknüpft sind, und macht ihn die Flucht ergreifen. Er entkömmt diesem Feind; das Zittern aber, welches seinen ganzen Körper erschütterte, erhält die Idee einige Zeitlang in ihm gegenwärtig. Das ist sein Betrachten. Kurz darauf führt ihn der Zufall wieder an diesen Ort. Die Idee des Orts weckt die Idee des Ungeheuers auf, womit sie sich vergesellschaftet hatte. Das ist die Imagination. Weil er sich endlich auch für dasselbige Wesen hält, welches schon ehedem an diesem Ort gewesen: so hat er auch die Reminiscenz. Hieraus erhellet, daß die Ausübung dieser Operationen von einem gewissen Zusammenfluß von Umständen abhängt, die ihn auf eine eigene Art affiziren; und daß folglich diese Ausübung derselbige

ben aufhören muß, sobald diese Umstände nicht mehr da sind. Ist einmal dieses Schrecken ganz vorüber, (wenn man nämlich annimmt, daß dieser Mensch entweder gar nicht wieder an denselben Ort zurückkehrt, oder daß er nur alsdenn erst wieder an diesen Ort hinkömmt, wenn die Idee des Schreckens mit der Idee jenes Ungeheuers nicht mehr vergesellschaftet ist:) so werden wir nichts mehr in ihm antreffen, was ihm das, was er gesehn hat, zurückrufen könnte. Denn wir können unsre Ideen nur in so fern wiederaufwecken, in so fern sie an gewisse Zeichen geheftet sind. Die Ideen dieses Menschen aber sind nur an die Umstände geknüpft, durch die sie erzeugt wurden. Daher kann er sie sich nicht wieder zurückrufen, er befinde sich denn wieder unter denselbigen Umständen. Von diesen hängt die Ausübung der Operationen seiner Seele ab. Er ist, ich wiederhole es noch einmal, nicht Herr über sie, so daß er sie eigenmächtig leiten könnte. Er vermag nichts; sondern muß dem Eindruck folgen, den die Gegenstände auf ihn machen: und man darf gar nicht erwarten, daß er irgend ein Zeichen von Vernunft von sich geben könne.

§. 23. Ich behaupte nicht bloße Muthmaßungen. Im Jahr 1694 fand man in den an Lithauen und Rußland angränzenden Wäldern einen jungen Menschen von ohngefähr zehn Jahren, der unter den Wölfen lebte. Er ließ gar keine Spur von Vernunft an sich bemerken; er kroch auf Händen und Füßen fort; hatte keine Sprache, und bildete solche Töne, die den Tönen eines Ren-

schen nicht im mindesten ähnlich waren. Eine geraume Zeit gieng hin, eh' er einige Wörter aussprechen konnte, und auch die sprach er auf eine ziemlich barbarische Art aus. Sobald er reden konnte, wurde er um die Beschaffenheit seines vorigen Zustandes befragt. Allein er konnte sich desselben eben so wenig erinnern, so wenig wir uns auf das besinnen können, was in der Wiege mit uns vorgegangen ist *)

§. 24. Dieses Faktum beweiset die Wahrheit dessen vollkommen, was ich von der Fortbildung der Seelenoperationen gesagt habe. Das ließ sich leicht vorhersehn, daß sich dieses Kind seinen vorigen Zustand nicht würde zurückrufen können. In dem Augenblick, da es aus diesem Zustand heraustrat, konnte es noch einige Erinnerung desselben haben; diese Erinnerung, die nur durch eine äußerst seltene Aufmerksamkeit hervorgebracht wurde, die die Reflexion nie befestigte, war aber so schwach, daß die Spuren derselben während des kurzen Zwischenraums ganz verloschen, der vom Augenblick, da er sich Ideen zu bilden anfieng, bis zum Augenblick dahinstrich, in welchem man Fragen an ihn thun konnte. Wenn man, um alle Hypothesen zu erschöpfen, voraussezt, er habe sich noch der Zeit erinnert, da er in den Wäldern lebte: so würde er sie sich nicht anders, als durch die Perzeptionen haben vorstellen können, die er sich zurückgerufen haben würde. Diese Perzeptionen konnten nicht anders als sehr klein an der Zahl

*) *Connor*. Evangel. Medic. *Art*. 15. *p*. 133. *seq*.

seyn. Da er sich der vor ihnen vorhergehenden, auf sie folgenden, oder von ihnen unterbrochenen Perzeptionen nicht erinnern konnte; so würde er sich die Aufeinanderfolge der Theile dieser Zeit nicht haben aufwecken können. Daher würde es gekommen seyn, daß er sich es nie würde haben beyfallen lassen, daß diese Zeit einen Anfang gehabt, und er würde sie für einen einzigen Augenblick angesehn haben. Kurz, die undeutliche Erinnerung auf seinen ersten Zustand würde ihn in die Verlegenheit gesezt haben, sich einzubilden, er habe beständig existirt, und sie würde ihn genöthiget haben, sich seine angebliche Ewigkeit, nur als einen Augenblick vorzustellen. Ich zweifele daher nicht, daß er sich nicht sehr würde verwundert haben, wenn man ihm gesagt hätte, er habe einstens angefangen zu seyn; so wie ich zuverläßig glaube, daß er in eine ähnliche Verwunderung würde gerathen seyn, wenn man hinzugefügt hätte, er habe schon verschiedene Stufen durchgegangen. Da er bis zu dieser Zeit der Reflexion unfähig war: so würde er nie dergleichen unmerkliche Veränderungen bemerkt haben, und er würde natürlicher Weise zu glauben geneigt gewesen seyn, er sey beständig so beschaffen gewesen, wie er in dem Augenblick beschaffen war, da man ihn über sich selbst reflektiren machte.

§. 25. Sehr richtig hat der berühmte Sekretair der Akademie der Wissenschaften bemerkt, daß der größte Reichthum der menschlichen Ideen in

dem gesellschaftlichen Umgang der Menschen zu suchen ist. Durch die Entwickelung dieser Wahrheit wird alles, was ich bisher gesagt habe, vollkommen bestätigt werden.

Ich habe dreyerley Arten von Zeichen unterschieden; die zufälligen, die natürlichen und die willkührlichen Zeichen. Ein unter den Bären aufgewachsenes Kind kann sich nur mit der ersten Art helfen. Es ist zwar wahr; man kann ihm die natürlichen Laute bey Gelegenheit einer jeden Leidenschaft nicht absprechen; allein wie würde es errathen können, daß diese Laute die Zeichen der Empfindungen seyen, die es eben hat? Lebte es unter Menschen: so würde es so oft ähnliche Laute von andern ausstossen hören, daß es früher oder später diese Laute an die Empfindungen knüpfen würde, die sie wirklich ausdrücken sollen. Zu dieser Bemerkung können ihm die Bären nicht Gelegenheit geben. Ihr Brummen hat mit der menschlichen Stimme nicht Aehnlichkeit genug. Diese Thiere verbinden wahrscheinlich mit ihrem Geschrey, durch ihren wechselseitigen Umgang, den sie mit einander haben, gerade die Perzeptionen, deren Zeichen es ist. Das aber würde dieses Kind nicht thun können. Diese Thiere haben also, um sich nach der Impreßion der natürlichen Laute richten zu können, eine Beyhülfe, die das unter ihnen sich befindende menschliche Kind nicht haben kann; und es scheint auch, daß die Aufmerksamkeit, die Erinnerung und die Einbildungskraft bey ihnen weit stärker geübt werden, als bey dem

Kind. Das ist es aber auch alles, worauf sich alle Operationen ihrer Seele beschränken *).

Weil sich die Menschen keine Zeichen machen können, wofern sie nicht beysammen leben: so folgt daraus, daß der Fond ihrer Ideen, beym Anfang der Ausbildung ihres Geistes einzig und allein in ihrem wechselseitigen Umgang liegt. Ich sage mit Fleis: beym Anfang der Ausbildung ihrer Seele; denn es ist ja einleuchtend, daß die Seele, wenn sie schon Fortschritte gethan hat, die Kunst sich Zeichen zu finden versteht, und daß sie, ohne irgend einen fremden Beystand, Ideen erlangen kann.

Man darf mir nicht einwerfen, daß die Seele schon vor diesem gesellschaftlichen Umgange Ideen habe; weil sie Perzeptionen hat. Denn Perzeptionen, die nie ein Gegenstand der Reflexion gewesen sind, sind eigentlich nicht Ideen. Es sind bloße in der Seele hervorgebrachte Impres-

*) Locke bemerkt mit Recht, (B. II. K. 11. §. 10. und 11.) daß die Thiere nicht abstrahiren können. Er spricht ihnen folglich auch das Vermögen aus allgemeinen Ideen zu schliessen ab; er hält es aber für ausgemacht, daß sie in gewissen Fällen aus partikulären Ideen räsonniren. Hätte dieser Weltweise eingesehn, daß man unmöglich reflektiren kann, wofern man nicht den Gebrauch der willkührlichen Zeichen kennt: so würde er auch zugegeben haben, daß die Thiere des Räsonnements durchaus unfähig, und daß folglich ihre Handlungen, die uns räsonnirt scheinen, bloße Effekte einer Imagination sind, über die sie nicht gebieten können.

sionen, denen zur Ideenschaft das abgeht, daß sie nicht als Bilder betrachtet werden.

§. 26. Mir scheint es unnütz zu seyn, wenn ich zu diesen Beyspielen und zu den Erklärungen, die ich davon gegeben habe, noch etwas hinzusetzen wollte. Beyde bestätigen den Satz kräftig, daß sich die Seelenoperationen in eben dem Maas mehr oder weniger entwickeln, in welchem man den Gebrauch der Zeichen hat.

Hier entsteht aber eine Schwierigkeit. Wenn nämlich unser Geist seine Ideen blos durch Zeichen fixirt: so laufen ja unsre Räsonnements Gefahr, daß sie oft blos auf Wörtern beruhn. Dadurch aber müssen wir nothwendig in sehr viele Irrthümer gestürzt werden.

Ich antworte: die Gewißheit der Mathematik hebt diese Schwierigkeit. Wenn wir die an die einzelnen Zeichen geknüpften einfachen Ideen so bestimmen, daß wir sie, im Fall der Noth, analysiren können: so dürfen wir nicht mehr befürchten, daß wir uns betrügen werden, als die Mathematiker, wenn sie sich ihrer Ziffern bedienen. Dieser Einwurf lehrt in der That nur so viel, daß man sehr vorsichtig verfahren müsse, um sich nicht, wie doch viele Philosophen thun, in Wortstreite und in unnütze und kindische Untersuchungen zu verwickeln. Dadurch aber wird gerade das bestätigt, was ich selbst angemerkt habe.

§. 27. Hier läßt sich auch die Bemerkung anbringen, wie langsam sich die Seele zur Erkenntniß der Wahrheit erhebt. Locke giebt davon ein Beyspiel, welches mir sonderbar zu seyn scheint.

Wenn ihm gleich die Nothwendigkeit der Zeichen für die Ideen der Zahlen nicht entwischt ist: so redet er doch nicht mit völliger Ueberzeugung davon. Ohne Zeichen, sagt er, mittelst welcher wir eine jede Menge von Einheiten unterscheiden, können wir kaum von den Zahlen einen Gebrauch machen; besonders, wenn es auf sehr zusammengesezte Kombinationen ankömmt (Buch III. Kap. 16. §. 5).

Er sah ein, daß die Namen für die archetypschen Ideen nothwendig seyen; den richtigen Grund aber hat er nicht gefaßt. „Wenn die Seele, sagt er, (B. III. K. 5. §. 10.) die verschiedenen Theile dieser komplexen Ideen mit einander verbunden hat: so würde diese Vereinigung, die gar keinen Grund in der Natur hat, wegfallen, wenn nicht etwas da wäre, wodurch sie erhalten würde.“ — Dieses Räsonnements wegen konnte er die Nothwendigkeit der Zeichen für die Notionen der Substanzen nicht einsehn. Denn, da diese Notionen einen Grund in der Natur haben: so folgte daraus, daß sich die Vereinigung ihrer einfachen Ideen, ohne den Beystand der Wörter, in der Seele erhalte.

Es braucht nur sehr wenig, um die größten Genies in ihren Fortschritten aufzuhalten. Ein kleiner Irrthum, der ihnen selbst in dem Augenblick, da sie die Wahrheit vertheidigen, durchwischt, reicht dazu hin. Das sieht man an Locke's Beyspiel. Dieser einzige Satz hat ihn an der Untersuchung der Nothwendigkeit der Zeichen zur Ausübung der Seelenoperationen gehindert. Er

nimmt an, (B. III. K. 5. §. 3=5.) die Seele mache geistige Sätze, in welchen sie, ohne Darzwischenkunft der Wörter, die Ideen verbindet, oder trennt. Er behauptet so gar, der beste Weg zu Kenntnissen zu gelangen, sey dieser, daß man die Ideen für sich selbst betrachte. Allein er bemerkt, daß man es nur äußerst selten thut. So sehr hat, sagt er, (B. IV. K. 6. §. 1.) die Gewohnheit, Töne statt der Ideen zu gebrauchen, unter uns über Hand genommen. Ich habe nicht nöthig mich, nach meinen bisherigen Anmerkungen, länger dabey aufzuhalten, daß ich zeige, wie wenig dieses alles seine Richtigkeit habe.

Herr Wolf merkt an, es lasse sich schwer denken, daß die Vernunft von einem Menschen gebraucht werden könne, der den Gebrauch willkührlicher Zeichen nicht kennt. Er führt die beyden Fakta, die ich erzählt habe, als Beyspiele davon an; aber er erklärt sie nicht *). Uebrigens hat er auch die unbedingte Nothwendigkeit der Zeichen eben so wenig eingesehn, als er die Art gekannt hat, wie sie zur Fortbildung der Seelenoperationen mitwirken.

Was die Cartesianer und die Malebranchisten betrift: so sind diese so weit als möglich von dieser Bemerkung entfernt. Wie kann man sich die Nothwendigkeit der Zeichen beyfallen lassen, wenn man mit Descartes annimmt, daß uns die Ideen angebohren sind, oder mit Malebranche, daß wir alles in Gott sehn?

*) *Wolfii* Psychol. Rational. §. 461.

Fünfter Abschnitt.

Von den Abstraktionen.

§. 1.

Wir haben gesehn, daß die abstrakten Notionen alsdenn entstehen, wenn man an diejenigen Eigenschaften, wodurch die Dinge von einander unterschieden sind, gar nicht, sondern nur an ihre gemeinschaftlichen Beschaffenheiten denkt. So haben wir z. B. abstrakte Ideen von der Ausdehnung und vom Ganzen, wenn wir darauf, was eine Ausdehnung gerade zu dieser Ausdehnung, und was ein Ganzes gerade zu diesem Ganzen macht, nicht sehn *).

*) Locke erklärt die Fortbildung dieser Ideenarten folgendermaaßen: »Die Ideen, die sich die Kinder von den Personen, mit denen sie umgehn, machen, sind den Personen selbst ähnlich, und sie sind blos partikulair. Die Ideen, die sie von ihrer Amme und Mutter haben, sind in ihrer Seele sehr genau gezeichnet, und sie stellen ihnen, als lauter getreue Gemälde, einzig und allein diese Individuen vor. Die Namen, die sie ihnen anfänglich geben, gehn auch blos auf diese Individuen, z. B. Mama. Wenn sie nach einiger Zeit, durch eine größere Bekanntschaft mit der Welt bemerken, daß es mehrere Dinge giebt, die ihrem Vater, ihrer Mutter, und den übrigen Personen, die sie zu sehn gewohnt waren, in gewissen gemeinschaftlichen Beziehungen der Figur, und anderer Eigenschaften ähnlich sind: so bilden sie sich eine Idee, an welcher alle diese einzelnen Dinge Theil nehmen,

Diese Arten von Ideen sind demnach bloße Benennungen, die wir den Dingen geben, wenn wir sie in den Stücken betrachten, wodurch sie einander ähnlich sind. Eben deswegen werden sie allgemeine Begriffe genannt. Die Kenntniß ihrer Entstehungsart reicht indessen nicht zu. Wir müssen noch einige wichtige Anmerkungen über ihre Nothwendigkeit und über die mit ihnen vergesellschafteten Nachtheile machen.

§. 2. Sie sind, ohne Zweifel, schlechterdings nothwendig. Da die Menschen gezwungen waren von den Dingen, in so fern sie von einander unterschieden oder in so fern sie mit einander übereinkamen, zu reden: so mußten sie sie nothwendig unter gewisse durch Zeichen unterschiedene Klassen bringen können. Hiedurch faßten sie in ein einziges Wort so viel zusammen, was man, ohne Verwirrung, in weitläuftigen Reden nicht würde haben vortragen können. Ein Beyspiel hievon hat man am Gebrauch der Ausdrücke Substanz, Geist, Körper, Thier. Wenn man nur in der Rücksicht von Dingen reden will, in welcher man sich an jedem ein Subjekt denkt, welches die noth-

und sie geben ihnen den Namen Mensch. So gelangen sie zu einem allgemeinen Namen und zu einem allgemeinen Begriff. Sie machen dabey im Grund keine neue Idee, sondern sie räumen blos aus der komplexen Idee, die sie vom Peter, Jakob, Maria und Elisabeth hatten, dasjenige weg, was einer jeden von diesen Personen eigenthümlich zugehört, und nur das behalten sie übrig, was ihnen allen gemeinschaftlich zukömmt. » B. III. K. 3. §. 7.

wendigen und zufälligen Eigenschaften desselben trägt: so braucht man nur das Wort Substanz. Will man noch näher die Art der nothwendigen und zufälligen Eigenschaften der Dinge anzeigen: so bedienet man sich der Ausdrücke Geist und Körper. Verbindet man endlich diese beyden Ideen in der Absicht um von einem lebendigen Ganzen zu reden, welches sich von selbst und durch einen Instinkt bewegt: so hat man das Wort Thier. Nachdem man endlich zu dieser lezten Notion die Ideen hinzufügt, wodurch die verschiedenen Gattungen von Thieren unterschieden werden; nachdem findet man auch gemeiniglich solche Wörter in der Sprache, wodurch wir unsre Gedanken kurz anzeigen können.

§. 3. Man muß aber wohl merken, daß wir die Genera und Spezies der Dinge nicht so sehr in Ansehung ihrer Natur, als vielmehr in Ansehung der Art, wie wir sie erkennen, bestimmen; oder um mich der gemeinen Sprache zu bedienen, daß wir sie in Klassen abtheilen, die einander untergeordnet sind. Hätten wir einen tiefer eindringenden Blick, so daß wir eine größre Anzahl von Eigenschaften an den Gegenständen entdecken könnten: so würden wir bald Verschiedenheiten unter ihnen gewahr werden, die uns jezt Aehnlichkeiten zu seyn scheinen, und wir würden sie daher wieder in neue Klassen unterabtheilen können. Obschon verschiedene Theile eines Metalls z. B. einander in Ansehung der Eigenschaften, die wir an denselben wahrnehmen, ähnlich sind: so folgt doch nicht, daß sie auch durch die andern Eigenschaften,

die wir nicht erkennen, unterschieden sind. Könnten wir die lezte Analyse mit denselben vornehmen: so würden wir vielleicht eine eben so groſse Verschiedenheit unter ihnen finden, als wir jezt unter Metallen bemerken, die zu verschiedenen Arten gehören.

§. 4. Die Eingeschränktheit unsers Verstandes ist es, die die allgemeinen Ideen so nothwendig macht. Gott bedarf ihrer gar nicht. Seine unendliche Erkenntniß umfaßt alle Individua, und es wird ihm nicht schwerer zu derselbigen Zeit an alle, als an ein einziges zu denken. Bey uns hingegen ist schon unsre ganze Seele ausgefüllt, nicht allein, wenn wir nur an einen einzigen Gegenstand denken, sondern sogar, wenn wir ihn nur in einer Rücksicht betrachten. Um also Ordnung in unsre Gedanken hineinzubringen, müssen wir die Dinge in verschiedene Klassen abtheilen.

§. 5. Notionen, die auf eine solche Weise entstehn, können nicht anders als mangelhaft seyn; und wahrscheinlich würde uns der Gebrauch derselben gefährlich werden, wenn wir ihn nicht mit Behutsamkeit machen sollten. Die Philosophen sind in diesem Stück in einen Irrthum verfallen, der wichtige Folgen gehabt hat. Sie haben alle ihre Abstraktionen realisirt, oder sie haben sie als Wesen angesehn, die von der Existenz der Dinge unabhängig eine reelle Existenz haben *). Fol-

*) Im Anfang des zwölften Jahrhunderts theilten sich die Peripatetiker in zwo Sekten, in die Sekte der Nominalisten und der Realisten. Die Lezteren

gendes hat, wie ich glaube, zu dieser ungereimten Meinung, Gelegenheit gegeben.

§. 6. Alle unsre ersten Ideen waren partikulair. Es waren gewisse Sensationen des Lichts, der Farbe u. s. w., oder gewisse Operationen der Seele. Alle diese Ideen aber stellen uns eine wirkliche Realität dar; weil sie eigentlich weiter nichts sind, als unser verschiedentlich modifizirtes Wesen. Denn wir können nichts in uns wahrnehmen, was wir nicht so ansehen sollten, als wenn es zu uns, zu unserm Wesen gehörte, oder als wenn es unser so oder anders modifizirte Wesen sey, z. B. durchs Sehen, Fühlen u. s. w. So sind alle unsre Ideen in ihrem Ursprung beschaffen.

behaupteten, die allgemeinen Notionen, die in der Schule, allgemeine Naturen, Relationen, Formalitäten u. s. w. genannt wurden, seyen wirkliche von den Dingen verschiedene Realitäten. Jene hingegen nahmen an, diese Notionen seyen bloße Namen, wodurch man die verschiedenen Vorstellungsarten ausdrücke. Sie beriefen sich dabey auf das Prinzipium: **die Natur thut nichts umsonst.** Sie behaupteten also einen richtigen Satz aus einem schlechten Grund. Denn sie gaben dadurch zu, diese Realitäten seyen möglich, und man dürfe daher, um sie wirklich zu machen, nur einigen Nutzen derselben auffinden. Dieses Prinzipium wurde das **Scheermesser der Nominalisten** genannt. Der Streit unter diesen beyden Sekten wurde indessen so heftig, daß es in Deutschland unter den Streitern zu Schlägen kam, und daß Ludwig XI. in Frankreich das Lesen der Nominalistischen Bücher verbieten mußte.

Da unsre Seele zu sehr eingeschränkt ist, als daß sie zu derselbigen Zeit über alle die Modifikationen reflektiren könnte, die sie haben kann; so muß sie sie von einander unterscheiden, damit sie eine nach der andern möge betrachten können. Der Grund von dieser Distinktion liegt darinnen, daß ihre Modifikationen abwechseln, und unaufhörlich in ihrem Wesen auf einander folgen, welches ihr aber selbst ein gewisser Fond zu seyn scheint, der beständig derselbige bleibt.

Es ist gewiß, daß diese Modifikationen, wenn sie von dem Wesen, welches das Subjekt derselben ist, abgesondert werden, keine weitere Realität haben. Die Seele kann indessen doch über Nichts nicht reflektiren; denn das hieße eigentlich gar nicht reflektiren. Wie können denn diese Modifikationen in Abstracto, oder von dem Wesen, dem sie zugehören, abgesondert betrachtet, — da sie ihnen nur in so fern zu kommen, in so fern sie in demselben enthalten sind, — das Objekt der Seele werden? Antwort: weil sie die Seele als wirkliche Dinge zu betrachten fortfährt. Da sie sich gewöhnt hat, sie allemal, wenn sie sie als ihr zugehörig betrachtet, mit der Realität ihres Wesens wahrzunehmen, von welcher sie zu dieser Zeit nicht unterschieden sind: so behält sie auch diese Realität so gut, als sie nur immer kann, auch zu der Zeit bey, da sie sie von ihrem Wesen unterscheidet. Sie widerspricht sich; denn von der einen Seite betrachtet sie ihre Modifikationen ohne Rücksicht auf ihr Wesen, und da sind sie nun nichts mehr; von der andern Seite aber sieht sie sie,

da das Nichts nicht empfunden werden kann, als etwas an, und sie fährt fort, ihnen dieselbige Realität zuzuschreiben, mit welcher sie sie anfänglich wahrgenommen hat, wenn sie ihnen gleich nicht mehr zukommen kann. Kurz, diese Abstraktionen haben sich, wie sie noch bloße partikulaire Ideen waren, mit der Idee des Seyns verknüpft, und diese Verknüpfung dauert nun fort.

So fehlerhaft dieser Widerspruch ist: so ist er demohngeachtet nothwendig. Denn, da die Seele zu eingeschränkt ist, als daß sie auf einmal ihr Wesen und auch seine Modifikationen umfassen könnte; so müßte sie beydes nothwendig wohl von einander unterscheiden, wenn sie abgezogene Begriffe bildet; und wenn nun gleich die Modifikationen dadurch alle Realität einbüssen, die sie hatten: so muß sie demohngeachtet dieselbe voraussetzen; weil sie sonst nie einen Gegenstand ihrer Reflexion aus ihnen machen könnte.

Diese Nothwendigkeit ist der Grund, warum viele Philosophen nicht daran gedacht haben, daß die Realität der abstrakten Ideen das Werk der Einbildungskraft ist. Sie sahen, daß wir schlechterdings verbunden waren, diese Ideen, als etwas Reelles anzusehn. Dabey blieben sie stehn; und da sie nicht auf den Grund zurückgiengen, um welches Willen wir sie in diesem falschen Licht betrachten: so machten sie den Schluß, daß sie wirkliche Wesen seyen.

Man hat also alle die Notionen realisirt; freylich mehr oder weniger, nachdem die Dinge,

wovon sie partielle Ideen sind, mehr oder weniger Realität zu haben scheinen. Die Ideen von den Modifikationen haben ein minderes Seyn erhalten, als die Ideen von den Substanzen, und die Ideen von endlichen Substanzen haben wiederum ein minderes Seyn, als die Idee vom unendlichen Wesen *).

§. 7. Nachdem diese Ideen auf eine solche Weise realisirt waren; sind sie äusserst fruchtbar geworden. Ihnen haben wir die glückliche Erfindung der verborgenen Qualitäten, der substantiellen Formen, und der intentionellen Arten zu verdanken; oder auch, um bey dem zu bleiben, was man noch bey den heutigen Philosophen findet, ihnen haben wir diejenigen Genera, Spezies, Essenzen und Differenzen zu verdanken, die alle eben so viel Wesen und Dinge sind, die sich in eine jede Substanz hineinsetzen, um sie das zu seyn zu bestimmen, was sie wirklich ist. Wenn sich die Philosophen dieser Ausdrücke, Wesen, Substanz, Essenz, Genus und Spezies bedienen: so darf man sich nicht vorstellen, daß sie darunter etwa nur gewisse Sammlungen einfacher Ideen verstehn, die wir durch die Sensation und Reflexion erhalten; nein, sie wollen tiefer hineindringen: sie wollen in einem jeden von diesen Wörtern spezifike Realitäten wahrnehmen. Wenn wir uns auch in einen nähern Detail einlassen,

*) Descartes selbst räsonnirt in seinen Meditationen auf diese Weise.

und die Namen der Substanzen, Körper, Thier, Mensch, Metall, Gold, Silber mustern wollen: so werden wir bemerken, daß alle diese Ausdrücke den Augen der Philosophen Wesen darstellen, die den übrigen Menschen unbemerkbar sind.

Ein Beweiß davon, daß sie diese Wörter als Zeichen einer Realität ansehn, ist dieses, daß sie, wenn eine Substanz schon eine Veränderung erlitten hat, doch noch fragen, ob denn diese Substanz noch immer zu derselbigen Art gehört, zu welcher sie, ehe die Veränderung vorgieng, gehörte. Eine Frage, die ganz überflüßig seyn würde, wenn sie die Notionen der Substanzen und die Notionen ihrer Arten in verschiedenen Sammlungen einfacher Ideen suchten. Wenn sie fragen: Ist Eis und Schnee Wasser? Ist ein monströser Fötus ein Mensch? Sind Gott, die Geister, die Körper, oder gar auch der leere Raum Substanzen? so ist es ja offenbar, daß die Frage nicht so viel heißen kann: ob diese Dinge mit den einfachen Ideen übereinstimmen, die unter den Wörtern: Wasser, Mensch, Substanz gefaßt sind; denn da würde sich die Frage selbst beantworten. Sondern, sie wollen eigentlich wissen: ob diese Dinge gewisse Essenzen, gewisse Realitäten in sich schließen, von denen man annimmt, daß sie diese Ausdrücke, Wasser, Mensch, Substanz bezeichnen.

§. 8. Wegen dieses Vorurtheils haben sich alle Philosophen eingebildet, man müsse die Substanzen durch die nächste und zur Erklärung ihrer Natur schicklichste Differenz definiren. Wir ha-

ben aber noch immer ein Beyspiel dieser Art von Definitionen von ihnen zu hoffen. Sie werden, wegen ihres Unvermögens, das Wesen der Dinge zu erkennen, beständig mangelhaft seyn. Aus diesem Unvermögen machen sie sich aber nichts; weil sie sich in abstrakte Ideen verlieben, die sie realisiren, und die sie hernach für das Wesen der Dinge selbst halten.

§. 9. Der Mißbrauch der realisirten abgezogenen Notionen wird darinnen noch sichtbarer, wenn die Philosophen, die sich, nach ihrer Art, nicht begnügten, die Natur desjenigen zu erklären, was ist, auch die Natur dessen, was nicht ist, erklären wollten. Man hat sie von blos möglichen Geschöpfen handeln gesehn; und zwar redeten sie von ihnen völlig so, wie von den existirenden Kreaturen. Alles haben sie realisirt, so gar das Nichts, aus dem sie hervorgegangen sind. Man hat gefragt: Wo waren die Kreaturen, ehe Gott sie schuf? Die Antwort ist leicht; denn die Frage ist ja mit der andern einerley; wo waren sie, ehe sie waren? Hierauf dienet zur Antwort: Sie waren nirgends.

Die Idee von möglichen Kreaturen ist weiter nichts, als eine realisirte Abstraktion, zu welcher wir durchs Abziehn unsrer Gedanken von der Existenz der Dinge und durchs bloße Denken an die übrigen Beschaffenheiten, die wir an ihnen erkennen, gelangten. Wir haben an die Ausdehnung, an die Figur, an die Bewegung und an die Ruhe der Körper gedacht, an ihre Existenz aber haben wir zu denken aufgehört. So haben

wir uns die Idee von möglichen Körpern gebildet; eine Idee, die ihnen alle Realität abnimmt, weil sie sie ins Nichts versezt, und die ihnen die Realität durch einen offenbaren Widerspruch, wieder zuschreibt, weil wir uns sie als eine ausgedehnte, figurirte Sache denken.

Die Philosophen haben diese Idee nur von der lezten Seite betrachtet und angenommen, weil sie diesen Widerspruch nicht bemerkten. Sie haben dem zu Folge dem, was nicht ist, die Realitäten dessen, was existirt, beygelegt, und einige haben dadurch die schwierigsten Fragen über die Schöpfung auf eine einleuchtende Art zu lösen geglaubt.

§. 10. „Ich befürchte, sagt Locke, die Art, wie man von den Seelenkräften redet, möchte vielen die konfuse Idee von eben so vielen verschiedenen wirkenden Dingen in uns eingegeben haben, die verschiedene Verrichtungen und verschiedene Vermögen haben, die befehlen, gehorchen und verschiedenes, als eben so viel verschiedene Wesen, ausführen. Hieraus ist eine Menge unnützer Streitigkeiten, dunkler und ungewisser Antworten auf Fragen erwachsen, die sich auf diese verschiedenen Seelenvermögen beziehn.“

Diese Furcht ist eines weisen Weltweisen würdig; denn, warum würde man sonst folgende Fragen für sehr wichtig halten: Ob die Urtheilskraft dem Verstand, oder dem Willen zugehöre? Ob sie beyde gleich thätig und gleich frey sind? Ob der Wille der Erkenntniß fähig, oder ob er ein blos blindes Vermögen ist? Ob er endlich dem Verstand gebietet; oder ob dieser jenen lei-

tet und bestimmt? Wenn die Philosophen durch Verstand und Willen weiter nichts bezeichnen wollten, als die Seele, in Rücksicht auf gewisse Akte, die sie erzeugt oder erzeugen kann, betrachtet: so ist es offenbar, daß Urtheilskraft, Thätigkeit und Freyheit dem Verstand zukommen müssen; daß sie ihm aber nicht zukommen würden, wenn man bey der Untersuchung dieses Vermögens mehr oder weniger von diesen Akten betrachtet. So verhält es sich auch mit dem Willen. In dergleichen Fällen ist es genug, wenn man die Ausdrücke erkläret, und zwar dadurch, daß man mittelst genauer Analysen die Notionen bestimmt, die man sich von den Dingen macht. Da aber die Philosophen genöthigt waren, sich die Seele durch Abstraktionen vorzustellen: so haben sie das Wesen derselben vermehrt, und der Verstand und der Wille haben das Schicksal aller abstrakten Notionen gehabt. Selbst diejenigen, die ausdrücklich bemerkt haben, die Seelenkräfte seyen nicht verschiedene Wesen der Seele, z. B. die Cartesianer, haben doch alle die angeführten Fragen abgehandelt. Sie haben also, gegen ihre Absicht, alle diese abstrakte Notionen realisirt. Der Grund davon war dieser: Sie kannten die Art, sie zu analysiren, nicht, und sie waren daher auch unvermögend die Fehler derselben einzusehn; und folglich auch unvermögend, dieselben mit der erforderlichen Behutsamkeit zu gebrauchen.

§. 11. Diese Arten von Abstraktionen haben alles, was über die Freyheit geschrieben worden

ist, unendlich verfinstert. Es ist dieses eine Untersuchung, die viele nur deswegen angestellt zu haben scheinen, damit sie sie nur desto mehr verwirren möchten. Einige Weltweisen sagen, der Verstand ist ein Vermögen, welches die Ideen aufnimmt, und der Wille ist ein für sich blindes Vermögen, welches sich nur zu Folge der Ideen bestimmt, die ihm der Verstand vorhält. Es hängt nicht vom Verstand ab, die Ideen und die Verhältnisse der Wahrheit oder der Wahrscheinlichkeiten zu apperzipiren oder nicht zu apperzipiren. Er ist nicht frey; er ist auch nicht thätig; weil er die Ideen von Weis und Schwarz nicht selbst bey sich hervorbringt, und weil er nothwendig einsieht, daß eines nicht das andre ist. Wahr ist's, der Wille ist thätig; da er aber für sich blind ist: so folgt er den Ausspruchen des Verstandes, d. h. er bestimmt sich zu Folge dessen, was ihm eine nothwendige Ursache vorschreibt. Folglich ist auch der Wille nothwendig. Wäre nun der Mensch frey; so müßt' es durch die eine oder durch die andre von diesen Vermögen geschehn. Folglich ist der Mensch nicht frey.

Folgende Bemerkung reicht zur Widerlegung dieses ganzen Räsonnements zu, daß sich nämlich diese Philosophen vom Verstand so wohl als vom Willen Phantome ersinnen, die blos in ihrer Einbildungskraft vorhanden sind. Wären diese Vermögen so beschaffen, wie sie sich dieselben vorstellen: so würde freylich die Freyheit nicht statt haben. Allein ich rathe ihnen, daß sie auf sich

selbst Acht geben, und ich bin ihnen gut dafür, sie werden die Sache ganz anders finden, wenn sie diese abstrakte Realitäten aufgeben, und ihre Gedanken analysiren wollen. Es ist z. B. gar nicht wahr, daß der Verstand weder frey noch thätig ist. Die Analysen, die wir bisher darüber angestellt haben, beweisen das Gegentheil. Man muß aber gestehn, daß diese Schwierigkeit bey der Hypothese der angebornen Ideen groß, wenn sie nicht etwa ganz unauflösbar ist.

§. 12. Ich weis nicht, ob man, nach dem, was ich bisher gesagt habe, nicht endlich alle diese realisirte Abstraktionen wegwerfen soll? Ich befürchte aus mehreren Ursachen das Gegentheil. Man erinnere sich, daß ich im vierten Abschnitt gesagt habe, die Namen von Substanzen nehmen in unsrer Seele den Plaz ein, den die Gegenstände außer uns ausfüllen. Sie sind in der Seele das Band und die Stüze der einfachen Ideen, so wie die Subjekte außer uns die Behälter der Eigenschaften sind. Das ist der Grund, warum wir sie beständig zu diesem Subjekt ziehn und uns einbilden möchten, sie drücken die Realität desselben selbst aus.

Ich habe ferner im dritten Abschnitt angemerkt, daß wir alle einfache Ideen erkennen können, deren archetypsche Notionen gebildet sind. Da nun die Essenz eines Dinges, nach der Behauptung der Philosophen, das ist, was das Ding zu diesem Ding macht: so folgt daraus, daß wir, bey solchen Gelegenheiten, Ideen von Essenzen

haben können. Daher haben wir ihnen auch Namen gegeben. So bedeutet z. B. der Ausdruck Gerechtigkeit, die Essenz des Gerechten; der Ausdruck Weisheit, das Wesen des Weisen, u. s. w. Dieses mag vielleicht einer von den Gründen seyn, der die Scholastiker glauben machte, man dürfe, um Namen zur Bezeichnung der Wesen der Substanzen zu haben, nur der Analogie der Sprache folgen. So haben sie die Wörter Körperlichkeit, Animalität und Menschheit gemacht, um die Essenz, von Körper, Thier und Mensch zu bezeichnen. Da ihnen diese Ausdrücke einmal geläufig worden waren: so ließen sie sich schwer überzeugen, daß sie sinnlos seyen.

Es giebt drittens nur zwey Mittel, sich der Wörter zu bedienen. Man bedienet sich derselben entweder, nachdem man in seiner Seele schon alle einfache Ideen fixirt hat, die sie bezeichnen sollen: oder nachdem man blos voraussezt, daß sie Zeichen von der Realität der Dinge selbst sind. Der erste Weg ist gewöhnlich schwierig: weil der Sprachgebrauch nicht allemal entschieden ist. Da die Menschen die Dinge, nach Maasgabe ihrer Erfahrung, verschiedentlich ansehn: so können sie sich über die Anzahl und über die Beschaffenheit der Ideen vieler Wörter schwer vereinigen. Wenn aber auch diese Einigkeit einmal da ist: so ist es nicht allemal leicht die Bedeutung eines Ausdrucks in seinem ganzen Umfang zu fassen. Es braucht zu so was Zeit, Erfahrung und Reflexion. Weit bequemer ist es, daß man in den Dingen

eine Realität vorausſezt, und die Namen als die wahren Zeichen dieſer Dinge betrachtet. Bequemer iſt es, z. B. daß man unter den Namen Menſch, Thier eine Entität verſteht, wodurch dieſe Dinge unterſchieden werden, als daß man auf alle einfache Ideen aufmerkſam iſt, die ihnen zugehören können. Dieſes Mittel befriedigt zu gleicher Zeit unſre Ungeduld und unſre Wißbegierde. Es giebt vielleicht ſelbſt unter den Perſonen, die an der Ausrottung ihrer Vorurtheile am meiſten gearbeitet haben, nur ſehr wenige, die nicht einigermaaßen geneigt ſeyn ſollten, alle Namen der Subſtanzen auf unbekannte Realitäten hinzuziehn. Das bemerkt man ſelbſt in den Fällen, wo die Vermeidung des Irrthums leicht iſt; weil wir es ſehr wohl wiſſen, daß die Ideen, die wir realiſiren, nicht wirkliche Weſen ſind. Ich ziele hier auf die moraliſchen Weſen, z. B. Ehre, Krieg, Berühmtheit. Dieſen haben wir den Namen Weſen blos deswegen gegeben, weil wir ſie uns bey den ernſthafteſten Unterredungen ſowohl, als bey den gemeinſten Geſprächen unter dieſer Idee vorſtellen.

§. 13. Dieſes iſt gewiß eine der ergiebigſten Quellen unſrer Irrthümer. Denn man darf nur annehmen, daß die Wörter der Realität der Dinge entſprechen, um ſie mit den Dingen ſelbſt zu verwechſeln und um den Schluß zu machen, daß ſie die Natur derſelben vollſtändig erklären. Daher rührt es, daß derjenige, der die Frage thut, was iſt dieſer oder jener Körper, wie Loke bemerkt,

etwas mehr als um den Namen zu fragen glaubt; und daß derjenige, der ihm antwortet; es ist Eisen, ihm wiederum etwas mehr zu antworten glaubt. In einer solchen Sprache aber läßt sich keine Hypothese denken, die, so unsinnig sie auch seyn mag, sich nicht sollte durchsezen lassen. Man darf sich daher über das Aufkommen und den Ruhm der verschiedenen Sekten nicht länger wundern.

§. 14. Es liegt demnach sehr viel daran, daß man die Abstraktionen nicht realisire. Ich kenne nur ein einziges Mittel, wie man diesen Fehler vermeiden kann. Man muß nämlich den Ursprung und die Erzeugung aller unsrer abstrakten Notionen entwickeln können. Dieses Mittel aber ist den Philosophen unbekannt gewesen; und man hat sich vergeblich bemühet, dasselbe mittelst der Definitionen zu ersezen. Ihre Unwissenheit in diesem Stück hat das Vorurtheil zum Grund, welches sie beständig verblendet hat, daß man nämlich mit allgemeinen Ideen anfangen müsse. Denn, wenn man sich den Weg, mit partikulären Ideen anzufangen, verhauen hat: so kann man ja die abstraktesten Begriffe, die aus diesen erwachsen, unmöglich erklären. Hier ist ein Beyspiel.

Nachdem man das Unmögliche durch das, was einen Widerspruch, das Mögliche durch das, was keinen Widerspruch in sich faßt, und das Ding durch das, was existiren kann, erklärt hat: so hat man von der Existenz keine andre, als diese

Definition geben können, sie sey das Komplement der Möglichkeit. Allein ich frage; giebt einem diese Definition wohl einigen Begrif, und hat man nicht das Recht, sie eben so lächerlich zu machen, wie man einige aristotelische Definitionen lächerlich gemacht hat?

Wenn das Mögliche, das ist, was keinen Widerspruch in sich schließt: so ist die Möglichkeit das Nichteinschließen des Widerspruchs. Die Existenz ist demnach das Komplement des Nichteinschließens eines Widerspruchs. Was ist das für eine Sprache? Hätte man die natürliche Ordnung der Ideen besser beobachtet: so würde man gefunden haben, daß die Notion der Möglichkeit erst nach der Notion der Existenz gebildet wird.

Ich halte dafür, man nimmt dergleichen Definitionen nur deswegen an, weil man die definirte Sache schon anders woher kennt, und sie daher nicht ganz aus der Nähe ansehn will. Die Seele, die sie einigermaaßen klar denkt, schreibt den Definitionen diese Klarheit zu, und sie merkt nicht, wie unsinnig sie sind. Man sieht auch aus diesem Beyspiel, wie wichtig es ist, daß man sich an meine Methode halte, d. h. daß man beständig Analysen für die Definitionen hinseze. Ich halte es sogar für rathsam, seine Bedenklichkeit so weit zu treiben, daß man sogar den Gebrauch der Ausdrücke vermeide, auf die sie sich am meisten zu gut thun. Der Mißbrauch derselben ist

schon so allgemein, daß sie, bey aller Sorgfalt, den gemeinen Leser, den Gedanken unrichtig fassen machen. Loke dient hier zum Beyspiel. Wahr ist's, er gebraucht diese Ausdrücke gewöhnlich sehr richtig; allein man würde ihn doch, in vielen Stellen leichter verstehn, wenn er sie ganz aus seiner Schreibart verbannt hätte. Dieses Urtheil stüzt sich übrigens blos auf die Uebersezung seines Werks.

Aus diesen Betrachtungen erhellet der Einfluß der abstrakten Ideen. Wofern die ganze Metaphysik, durch Mißkenntniß ihrer Nachtheile, in Dunkelheit gestürzt worden ist: so liegt es blos an uns, daß wir dem Uebel abhelfen, da wir nun ihre Mängel kennen.

Sechster Abschnitt.

Von einigen Urtheilen, die man der Seele ohne Grund zugeschrieben hat; oder Lösung eines metaphysischen Problems.

§. 1.

Ich glaube der Seele bisher keine Operation zugeschrieben zu haben, die nicht ein jeder bey sich selbst wahrnehmen kann. Die Philosophen aber haben, um von einigen Phänomenen beym Sehen Grund angeben zu können, angenommen, daß wir gewisse Urtheile abfassen, deren wir uns gar nicht bewußt sind. Diese Meynung ist so allgemein, daß sie auch Loke, der vorsichtigste unter allen Weltweisen, angenommen hat. Er sagt:

„Bey der Perzeption läßt sich noch die Bemerkung machen, daß Ideen, die wir mittelst der Sensation überkommen, oft durch das Urtheil des Verstandes erwachsener Personen verändert werden, ohne daß sie es merken. Wenn wir einen einfarbigten runden Körper, z. B. von Gold, Albaster, Agat ansehn: so ist es gewiß, daß die, beym Anblick dieser Kugel unsrer Seele sich eindrückende Idee einen platten verschiedentlich schattirten Zirkel unter verschiedenen Graden des Lichts vorstellt, von welchen unsre Augen oft gerührt werden. Da wir aber aus öfterer Gewohnheit wissen, was für eine Art von Bildern konvexe Körper gewöhnlich in uns hervorbringen, und was für Veränderungen bey der Reflexion des Lichts,

nach Maasgabe der scheinbaren Verschiedenheit der Körper, vorgehn: so sezen wir sogleich an die Stelle dessen, was uns scheint, die Ursache des Bildes selbst, und zwar mittelst eines Urtheils, welches uns die Gewohnheit geläufig gemacht hat. Auf solche Weise bilden wir uns, durch Hinzufügung eines Urtheils zum Sehen, welches wir mit dem Sehen verwechseln, die Idee einer konvexen Figur und einer gleichartigen Farbe: wenn uns gleich unsre Augen im Grund blos ein schattirtes und verschiedentlich kolorirtes Planum vorstellen. Bey dieser Gelegenheit will ich das Problem des berühmten Herrn Molineux einstreuen. — — — Man stelle sich einen blindgebornen, erwachsenen Menschen vor, den man einen Würfel und eine Kugel, die beyde aus demselbigen Metall gebildet worden, und ohngefähr gleich groß sind, durchs Befühlen von einander unterscheiden gelehrt hat; so daß er, wenn er beyde anfühlt, sagen kann, dies ist der Würfel, und jenes ist die Kugel. Nun nehme man an, der Würfel und die Kugel werden auf einen Tisch hingelegt, und der Blindgeborne erhalte sein Gesicht: so frägt es sich: ob er, wenn er sie sieht, ohne sie zu berühren, sie von einander werde unterscheiden, und ob er werde sagen können, welches die Kugel und welches der Würfel ist? — Der scharfsinnige Verfasser dieser Anfrage antwortet mit Nein. Denn, sezt er hinzu, wenn dieser Blinde gleich aus der Erfahrung gelernt hat, wie die Kugel und der Würfel sein Gefühl affiziren: so weis er ja doch noch nicht, daß das, was sein

Gefühl auf diese oder jene Weise rührt, seine Augen auf diese oder auf jene Weise rühren müsse; er kann auch noch nicht wissen, daß der am Würfel hervorstehende Winkel, der auf seine Hand auf eine ungleiche Art wirkt, seinen Augen so erscheinen müsse, wie er am Würfel erscheint. — Ich bin ganz der Meynung dieses gelehrten Mannes. Ich glaube, dieser Blinde würde beym ersten Anblick gar nicht im Stand seyn mit Gewißheit zu sagen, welches von beyden die Kugel, und welches der Würfel sey, wenn er blos beym Ansehn derselben stehn bleiben wollte; wenn er sie gleich, durchs Berühren benennen, und sie durch die Verschiedenheit ihrer Figuren, die er durchs Befühlen wahrnehmen könnte, zuverläßig von einander unterscheiden würde." *).

§. 2. Bey diesem ganzen Räsonnement wird vorausgesezt, daß das Bild, welches sich beym Anblick einer Kugel im Auge mahlt, ein platter, erleuchteter und verschiedentlich kolorirter Kreis sey; welches denn allerdings wahr ist. Allein es wird noch außerdem vorausgesezt, und dieses scheint mir falsch zu seyn, daß der durch das Sehen verursachte Eindruck in der Seele uns nur die Perzeption dieses Kreises verschaft; daß ferner, wenn wir das Kugelförmige einer konvexen Figur sehn, dieses deswegen geschieht, weil wir, mittelst der Erfahrung durch das Gefühl, die Idee dieser Figur erlangt, und uns, da wir nun einmal wissen, was für eine Art von Bild sie in uns

*) Buch II. §. 8.

durch das Gesicht hervorbringt, angewöhnt haben, sie, der Aussage dieses Bildes zuwider, für konvex zu halten. Dieses Urtheil verändert, um mich des Ausdrucks, den Loke kurz darauf braucht, zu bedienen, die Idee von der Sensation, und es stellt uns dieselbe anders vor, als sie an sich selbst beschaffen ist.

§. 3. Unter diesen Voraussezungen behauptet Loke, ohne Beweis, daß die Sensation der Seele nichts weiter darstellt, als das Bild, von dem wir wissen, daß es im Auge gezeichnet wird. Was mich betrift: so seh' ich, wenn ich eine Kugel ansehe, etwas anders, als einen platten Kreis. Es scheint mir natürlich, mich hiebey auf die Erfahrung zu berufen. Es giebt übrigens noch Gründe genug, um welcher willen man die Urtheile verwerfen muß, zu denen dieser Philosoph seine Zuflucht nimmt. Er sezt zuerst voraus, daß wir wissen, was für Arten von Bildern die konvexen Körper in uns hervorbringen, und was für Veränderungen, bey der Reflexion des Lichts, nach Maasgabe der sichtbaren Figuren der Körper vorgehn; dieses aber sind Kenntnisse, die der größte Theil der Menschen gar nicht hat, wenn sie gleich die Figuren auf eben die Art sehn, wie die Philosophen. Zweytens, wir würden diese Urtheile vergebens zum Sehen zugesellen: wir würden sie doch nie, wie Loke annimmt, mit demselben vermengen; sondern wir würden auf eine gewisse Weise sehn, und auf eine andre Art urtheilen.

Ich sehe ein Basrelief; ich weis zuverläßig, daß es auf einer platten Ebene angebracht ist. Ich hab' es auch angefühlt; und doch hindert mich diese Kenntniß, die wiederholte Erfahrung und alle mögliche Urtheile nicht, daß ich nicht konvexe Figuren sehn sollte. Warum dauert dieser Schein fort? Warum sollte ein Urtheil, welches die Kraft hat, mich die Dinge ganz anders sehn zu machen, als sie in der Idee sind, die mir meine Sensationen verschaffen, nicht die Kraft haben, mich sie dieser Idee gemäs sehn zu machen? Das läßt sich auch vom Schein der Ründe sagen, unter welchem wir ein entferntes Gebäude sehn, von welchem wir doch wissen und auch so urtheilen, daß es viereckigt ist; und so tausend andre ähnliche Beyspiele.

§. 4. Ein neuer Grund, der schon allein zur Vernichtung der Lokeschen Meynung zureichen würde, ist drittens dieser, daß man uns unmöglich das Bewußtseyn dieser Art von Urtheilen beybringen kann. Vergebens stüzt man sich auf den Saz, daß sehr vieles in unsrer Seele vorzugehn scheint, was gar nicht zu unsrer Erkenntniß gelangt. Aus dem, was ich im ersten Kapitel des zweyten Abschnitts gesagt habe, ist zwar so viel gewiß, daß wir diese Urtheile gleich im ersten Augenblick nachher vergessen könnten, da wir sie gebildet haben. Allein das Bewußtseyn derselben würde, wenn wir sie zum Objekt unsrer Reflexion machen sollten, so lebhaft werden, daß wir ihr Daseyn nicht mehr in Zweifel ziehn würden.

§. 5. Wenn man der Meynung des Herrn Loke in allen ihren Folgen nachgeht: so müßte man über die Distanzen, Lagen, Größen, und über die Ausdehnung eben so urtheilen, wie er von den Figuren geurtheilt hat. Man würde also sagen: „Wenn wir ein weites Feld erblicken: so ist es gewiß, daß die Idee, die sich unsrer Seele bey diesem Anblick eindrückt, eine platte, schattirte und verschiedentlich kolorirte Fläche vorstellt, nebst ven verschiedenen Graden des Lichts, wovon unsre Augen gerührt werden. Da wir aber aus Gewohnheit wissen, was für eine Art von Bild die verschiedentlich gelegenen, verschiedentlich entfernten, verschied ntlich großen und verschiedentlich ausgedehnten Körper gewöhnlich in uns hervorbringen, und was für Veränderungen in der Reflexion des Lichts, nach der Verschiedenheit der Entfernungen, der Lagen, der Größen und der Ausdehnung vorgehn: so sezen wir sogleich an die Stelle dessen, was uns erscheint, die Bilder selbst, die wir sehn: und das zu Folge eines Urtheils, welches uns durch die Gewohnheit geläufig geworden; dergestalt, daß wir uns, durch Beyfügung eines Urtheils zum Sehen, welches wir mit dem Sehen vermengen, Ideen von verschiedenen Lagen, Entfernungen, Größen und Ausdehnungen bilden; wenn uns gleich unsre Augen im Grunde weiter nichts vorstellen, als ein verschiedentlich schattirtes und kolorirtes Planum.“

Diese Anwendung des Lokeschen Räsonnements ist um so viel richtiger, da alle Ideen von Lage, Entfernung, Größe und Ausdehnung, die uns der

Anblick eines Feldes verschafft, im Kleinen in der Perzeption der verschiedenen Theile einer Kugel enthalten sind. Dieser Weltweise hat diese Folgerungen indessen nicht angenommen. Indem er in seinem Problem verlangt, daß die Kugel und der Würfel ohngefähr von gleicher Größe seyen: so giebt er stillschweigend zu erkennen, daß uns das Gesicht, ohne Beyhülfe irgend eines Urtheils verschiedene Ideen von der Größe verschaffen kann. Das ist aber ein Widerspruch; weil sich nicht begreifen läßt, wie man von den Größen Ideen haben könne, wofern man keine Ideen von den Figuren hat.

§. 6. Andre haben diese Folgerungen ohne Bedenken zugegeben. Der Herr von Voltaire erzählt und billigt die Meynung des Doktor Berkley. Dieser behauptete, ein Blindgeborner, dessen Augen plözlich das Licht erblicken, würde weder die Lagen, noch die Entfernungen, noch die Größen, noch die Figuren unterscheiden können *).

§. 7. Ich erblicke, sagt er, durch eine kleine Oefnung, aus einer großen Entfernung, einen auf einem Dach stehenden Menschen. Die große Entfernung und die wenigen Stralen hindern mich anfänglich daran, daß ich nicht unterscheiden kann, ob es ein Mensch ist? Der Gegenstand kömmt mir sehr klein vor. Ich glaube höchstens eine zweybeinigte Statue zu sehn. Der Gegenstand bewegt sich. Ich urtheile, es ist ein Mensch, und

*) *Elemens de la Philosophie de Newton.* Kap. VI.

von diesem Augenblick an scheint mir dieser Mensch die gewöhnliche Menschengröße zu haben.

§. 8. Ich gebe, wenn man es so haben will, dieses Urtheil und die Wirkung, die man ihm zuschreibt, zu. Allein es fehlt noch viel daran, daß es den Berkleyschen Saz beweisen sollte. Es findet sich hiebey ein zu plözlicher Uebergang von einem Urtheil zu einem zweyten ganz entgegengesezten Saz. Dadurch wird der Gegenstand mit größerer Aufmerksamkeit fixirt, um die gewöhnliche Taille eines Menschen daran zu finden. Diese gewaltsame Aufmerksamkeit bringt wahrscheinlich im Gehirn, und von da aus auch in den Augen einige Veränderung hervor. Dadurch sieht man nun einen Menschen von ohngefähr fünf Schuh vor sich. Dieses ist ein besonderer Fall, und das dadurch veranlaßte Urtheil ist so beschaffen, daß man das Bewußtseyn desselben gar nicht läugnen kann. Warum sollte sich die Sache nicht bey allen übrigen Gelegenheiten so verhalten, wenn wir, nach der Vorausseżung, allemal ähnliche Urtheile bilden?

Ein Mensch, der nur vier Schritte von mir entfernt war, entferne sich nun auf acht Schritte von mir: so wird das Bild, welches sich am Boden meiner Augen mahlt, um die Hälfte kleiner werden. Warum fahre ich denn fort, ihn ohngefähr völlig in der nämlichen Größe zu sehn? Hier wird man antworten: Sie werden ihn anfänglich um die Hälfte kleiner sehn; die Verbindung aber, die die Erfahrung unter der Idee eines Menschen und unter der Idee einer Größe von fünf bis sechs Fuß in Ihrem Ge-

hirn veranstaltet hat, wird machen, daß Sie sich, durch ein plözliches Urtheil einen Menschen von dieser Größe einbilden, und daß Sie auch wirklich eine solche Höhe sehn werden. Ich kann dieses aber, aus meiner eignen Erfahrung, nicht unterschreiben. Sollte wohl eine Perzeption so plözlich verschwinden und ein Urtheil so schleunig an ihre Stelle kommen, daß man den Uebergang von jener zu diesem nicht sollte bemerken können, wenn man alle Aufmerksamkeit anwenden wollte? Dieser Mensch entferne sich weiter auf sechzehn, zwey und dreyßig, vier und sechzig Fuß, u. s. f. warum würde er mir denn nun immer kleiner und kleiner vorkommen, so daß ich ihn am Ende gar nicht weiter sehn kann? Wenn die Perzeption des Gesichts der Effekt eines Urtheils ist, wodurch ich die Idee eines Menschen an die Idee einer Höhe von fünf bis sechs Fuß geknüpft habe; so müßte ja dieser Mensch auf einmal vor meinen Augen verschwinden, oder ich müßte ihn in einer jeden Entfernung gleich groß sehn. Warum soll er denn nun meinen Augen schneller als klein erscheinen, als den Augen eines andern, wenn wir gleich dieselbige Erfahrung haben? Endlich bestimme man mir einmal, bey welchem Punkt der Entfernung dieses Urtheil seine ganze Stärke einzubüßen anfangen soll?

§. 9. Diejenigen, die ich jezt bestreite, vergleichen den Sinn des Gesichts mit dem Sinn des Gehörs, und sie machen den Schluß von einem auf den andern. Das Ohr wird, sagen sie, vom Schall gerührt; man hört Töne und weiter nichts.

Das Auge wird beym Sehen erschüttert; man sieht Farben und weiter nichts. Derjenige, der zum erstenmal in seinem Leben einen Kanonenschuß hört, würde nicht beurtheilen können, ob die Kanone eine Meile, oder dreyßig Schritte weit von ihm gelöset wird. Nur durch die Erfahrung kann er sich gewöhnen, von der Entfernung zwischen ihm, und der Stelle, wo der Schall ausgeht, zu urtheilen. Gerade so verhält es sich mit den Lichtstralen, die von einem Gegenstand ausgehn. Sie sagen uns gar nicht, wo sich dieses Objekt befindet.

§. 10. Das Ohr ist an sich selbst nicht dazu gemacht, daß es uns die Idee von der Distanz geben solle; und selbst wenn man die Erfahrung dazunimmt: so ist die Idee, die es einem zuführt, die unvollkommenste unter allen. Es giebt Fälle, wo sich die Sache mit dem Gesicht ohngefähr eben so verhält. Wenn ich durch ein enges Löchelchen einen fernen Gegenstand sehe, ohne die Gegenstände wahr zu nehmen, die dazwischen liegen: so erkenne ich die Entfernung desselben nur sehr unvollkommen. Alsdenn rufe ich mir die Kenntnisse zurück, die ich der Erfahrung zu verdanken habe, und nun halte ich diesen Gegenstand für weiter oder für näher, nachdem er mir, mehr oder weniger kleiner, als gewöhnlich vorkömmt. Dieses ist also ein Fall, in welchem die Zugesellung eines Urtheils zum Sinn des Gesichts eben so nothwendig ist, wie zum Sinn des Gehörs: aber man merke sich wohl, man hat ein Bewußtseyn davon, und wir erkennen, vor wie nach, die Distanzen nur sehr unvollkommen.

Ich öfne mein Fenster, und werde am Ende der Straße einen Menschen gewahr. Ich sehe, daß er weit von mir entfernt ist, eh ich noch irgend ein Urtheil gefällt habe. Wahr ist's, nicht die Lichtstralen, die von ihm zurückfallen, sind es, die mir ganz genau sagen, wie weit er von mir entfernt ist; sondern dies machen mir die Lichtstralen kund, die von den zwischen uns liegenden Gegenständen ausfahren. Nun ist es natürlich, daß der Anblick dieser Gegenstände mir einige Idee von der Entfernung dieses Menschen von mir giebt; es ist sogar unmöglich, daß ich diese Idee nicht allemal haben sollte, wenn ich diese Gegenstände sehe.

§. 11. Sie irren sich, wird man mir sagen. Die plözlichen und fast einförmigen Urtheile, die ihre Seele in einem gewissen Alter von den Entfernungen, Größen, Lagen fället, machen sie glauben, daß man nur die Augen aufthun müsse, um zu sehn, wie Sie sehen. Das ist aber nicht so; man muß zu den übrigen Sinnen seine Zuflucht nehmen. Hätten sie nur den Sinn des Gesichts: so würden sie kein Mittel zur Erkenntniß der Ausdehnung haben.

§. 12. Was würde ich denn wahrnehmen? Etwa einen mathematischen Punkt? Gewiß nicht; ich werde Licht und Farben sehn. Wecken aber Licht und Schatten nicht nothwendig verschiedene Distanzen, Größen und Lagen auf? Ich sehe vor mich, aufwärts, niederwärts, links, rechts. Ich sehe ein überall verbreitetes Licht, und viele Farben, die gewiß nicht in einen Punkt gemeinschaft-

lich versammlet sind. Hier finde ich von aller Erfahrung unabhängig, und ohne Beyhülfe der übrigen Sinne die Idee von der Ausdehnung mit allen ihren Dimensionen.

Man erlaube mir einmal die Voraussetzung eines beseelten Auges, so sonderbar sie auch scheinen möchte. Nach Berkley's Meinung würde dieses Auge ein farbigtes Licht sehn; es würde aber weder Ausdehnung, noch Größen, noch Entfernungen, noch Situationen, noch Figuren wahrnehmen. Es würde sich also an das Urtheil angewöhnen, die ganze Natur sey weiter nichts, als ein mathematischer Punkt. Dieses Auge werde nun mit einem menschlichen Körper vereiniget, nachdem sich seine Seele schon seit langer Zeit die Fertigkeit in der Bildung dieses Urtheils erworben. Man wird ohne Zweifel glauben, diese Seele dürfe sich nur der neuen Sinne, die sie jezt erhält, bedienen; um sich Begriffe von den Größen, Entfernungen, Situationen und Figuren zu machen. Nein, das ist nicht; sondern die habituellen, plötzlichen und einförmigen Urtheile, die sie seit langer Zeit gebildet hat, werden die Ideen dieser neuen Sensationen verändern; so, daß sie Körper befühlen und doch behaupten wird, sie haben weder Ausdehnung, noch Lage, noch Größe, noch Figuren.

§. 13. Artig wäre die Aufsuchung der Gesetze, die Gott befolgt, wenn er uns mit den verschiedenen Sensationen des Gesichts begabt; da diese Sensationen uns nicht nur besser, als alle übrigen von den Verhältnissen der Dinge zu unsern

Bedürfnissen und zur Erhaltung unsers Wesens belehren; sondern, da sie uns auch die Ordnung, Schönheit und Pracht des Universums auf die einleuchtendeste Art bekannt machen. So wichtig diese Untersuchung ist: so überlasse ich sie doch andern. Mir ist es genug, wenn diejenigen, die ihre Augen aufthun wollen, eingestehn, daß sie Licht, Farben, Ausdehnung, Größen u. s. w. wahrnehmen. Höher brauche ich nicht hinauf zu gehn; denn dies ist schon der Punkt, wo ich eine evidente Kenntniß erlange.

§. 14. Wir wollen hingegen nur selbst untersuchen, was bey einem Blindgebohrnen, dem man den Sinn des Gesichts ertheilt, vorgehn werde?

Dieser Blinde hat sich Ideen von Ausdehnung, Größen u. s. w. erworben, indem er über die verschiedenen Sensationen, beym Befühlen der Körper, reflektirte. Er ergreift einen Stock, wovon er weiß, daß alle Theile auf dieselbige Weise bestimmt sind. Dadurch gelangt er zum Begriff von einer geraden Linie. Er befühlt einen andern Stock, dessen Theile verschiedene Bestimmungen haben; so, daß wenn sie verlängert würden, sie sich in verschiedenen Punkten endigen würden. Das giebt ihm die Idee von einer krummen Linie. Nun geht er zu den Ideen vom Winkel, vom Würfel, von der Kugel, und von den übrigen Arten von Figuren fort. So ist der Ursprung seiner Ideen von der Ausdehnung beschaffen. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß er in dem Augenblick, da er seine Augen öfnet, schon alles genießen wird, was die wunderbare Mischung des Lichts und der Farben in der ganzen Natur hervorbringt. Die-

ses ist ein Schatz, der in den neuen Sensationen, die er empfindet, enthalten ist. Die Reflexion allein kann ihm ihn zeigen, und ihm den wahren Genuß desselben verschaffen. Selbst, wenn wir unsern Blick auf ein sehr zusammengesetztes Gemälde werfen, und wenn wir das Gemälde auch ganz übersehn, machen wir uns doch noch keinen bestimmten Begriff von demselben. Um es so zu betrachten, wie man es betrachten muß, müssen wir alle Theile desselben einzeln nach einander ansehn. Und, was für ein ungeheures Gemälde ist nun nicht das Universum für die Augen eines Menschen, die zum erstenmal das Licht erblicken!

Ich gehe nun zu dem Moment fort, in welchem dieser Mensch über das, was sein Gesicht gerührt hat, nachdenken kann. Das Ganze kömmt ihm gewiß nicht wie ein Punkt vor. Er nimmt also eine Ausdehnung nach der Länge, Breite und Tiefe wahr. Wenn er diese Ausdehnung analysiret: so bildet er sich die Ideen von Fläche, Linien, Punkt, und den übrigen Arten von Figuren. Diese Ideen werden den andern ähnlich seyn, die er mittelst des Gefühls erworben hat. Denn wir mögen die Idee von Ausdehnung durch einen Sinn erhalten, durch welchen wir wollen: so können wir uns sie doch nicht auf zwo verschiedene Arten vorstellen. Ich mag einen Kreis oder ein gerades Holz sehn: so kann die Idee von jenem mir nie was anders als eine krumme, und die Idee von diesem, nie was anders, als eine gerade Linie vorstellen. Dieser Blindgebohrne wird demnach durch den Anblick des Würfels und der Kugel, beyde von einander unterscheiden; weil er

dieselbigen Ideen wieder erkennen wird, die er sich durch das Gefühl davon gemacht hatte.

Man könnte ihn indessen zwingen, daß er sein Urtheil aufschieben müsse, wenn man ihm Folgendes vorhielte. Dieser Körper, müßte man zu ihm sagen, scheint Ihnen, beym Anblick desselben, eine Kugel, und jener ein Würfel zu seyn; aber woher wissen Sie, daß der erste Körper gerade derselbige ist, der ihnen, beym Befühlen, die Idee der Kugel; und daß der zweyte wiederum derselbige Körper ist, der Ihnen die Idee vom Würfel gegeben hat? Wer hat Ihnen gesagt, daß diese Körper, beym Befühlen dieselbige Figur haben müssen, die sie beym Ansehn derselben haben? Wo wissen Sie, daß der Körper, der Ihren Augen eine Kugel zu seyn scheint, nicht der Würfel seyn mögte, wenn Sie ihn anfühlen sollten? Wer kann Ihnen sogar dafür gut stehn, daß wirklich etwas da sey, was den Körpern, die Sie, durchs Befühlen für einen Würfel und für eine Kugel halten, ähnlich wäre? — Dieses Argument könnte ihn unstreitig sehr verwirren; und ich kenne keine andre Antwort auf dasselbe, als die Erfahrung. Doch dieses ist auch weder Locke's noch Berkley's Satz.

§. 15. Noch hab' ich eine Schwierigkeit zu lösen, die eben nicht gering ist. Es ist nämlich eine Erfahrung da, die demjenigen, was ich behauptet habe, in allen Stücken durchaus entgegen ist. Ich will sie mit Voltair's Worten erzehlen. Sie würde viel verlieren, wenn ich sie anders einkleiden wollte.

„Herr Cheselden, einer von den berühmten Wundärzten, die die Fertigkeit der Handgriffe mit den tiefsten Einsichten des Verstandes verbinden,

glaubte, man könne einem Blindgebohrnen das Gesicht dadurch verschaffen, daß man das dicke Fell niederdrücke, wovon er glaubte, daß es im Augenblick seiner Geburt in den Augen entstanden. Er nahm die Operation im Jahr 1729 wirklich vor. Der Blinde wollte schwer einwilligen. Er konnte sich nicht überreden, daß der Sinn des Gesichts sein Vergnügen eben sehr vermehren könne. Er hätte gar nicht zu sehn gewünscht, wenn man ihm nicht die Lust beygebracht hätte, daß er alsdenn würde lesen und schreiben lernen. — — Genug, die Operation wurde gemacht, und sie fiel glücklich aus. Dieser junge Mensch wahr ohngefähr vierzehn Jahre alt, wie er das Licht zum erstenmal erblickte. Die Erfahrung bestätigte alles an ihm, was Locke und Berkley vorhergesehn hatten. Lange unterschied er weder Größen, noch Distanzen, noch Situationen, noch Figuren. Ein daumgroßes Objekt, wenn es vor sein Auge gehalten, und wenn ihm damit ein Haus verdeckt wurde, schien ihm so groß zu seyn, wie das Haus selbst. Alles, was er sah', schien ihm anfänglich auf seinen Augen zu liegen, und sie so zu berühren, wie die Objekte des Gefühls die Haut berühren. Das, was er mit Hülfe seiner Hände für rund gehalten hatte, konnte er von dem, was er als eckigt ausgefühlt hatte, mittelst seiner Augen nicht unterscheiden; noch konnte er auskennen, ob das, was seine Hände aufwärts, oder unterwärts gestellt zu seyn, fühlten, wirklich aufwärts oder niederwärts dastehe. Es fehlte daran, daß er die Größen hätte erkennen sollen, so viel, daß, wie er endlich begriff, daß sein Haus größer sey, als seine Kammer, er

doch nicht einsehn konnte, wie ihm das Gesicht diese Idee verschaffen könne. Nur nach zwey monatlicher Erfahrung konnte er wahrnehmen, daß die Gemälde feste Körper vorstellen; und wie er nach diesem langen ungewissen Wanken dieses neuen Sinnes, endlich fand, daß die Körper, und nicht blos ihre Oberflächen auf die Gemälde gezeichnet waren: so befühlte er sie mit der Hand, und erstaunte, daß er nicht die soliden Körper mit seinen Händen fand, deren Vorstellungen er wahrgenommen hatte. Er fragte: Welcher von beyden Sinnen betrügt uns nun? Ist es der Sinn des Gefühls, oder ist es das Gesicht?" *)

§. 16. Aus einigen Reflexionen über das, was im Auge bey der Gegenwart des Lichts vorgeht, wird sich diese Erfahrung erklären lassen.

Wenn wir gleich den Mechanism des Auges noch bey weitem nicht ganz kennen: so wissen wir doch, daß die Hornhaut des Auges mehr oder weniger konvex ist; daß sich die Pupille in eben dem Maas, in welchem die Gegenstände mehr oder weniger Licht zurückwerfen verengert oder erweitert, um den Lichtstralen entweder den Weg mehr zu verschließen, oder, um ihn ihnen mehr zu öffnen. Auch vermuthet man, daß das Behältniß der wässerigten Feuchtigkeit von Zeit zu Zeit verschiedene Formen bekömmt. Gewiß ist es, daß sich die Krystallinse vorwärts und rückwärts im Auge bewegt, damit die Lichtstralen sich genau auf der

*) Elemens de la Philosophie de Newton, im angeführten Kapitel.

Retina vereinigen *); gewiß ist es, daß die empfindlichen Fibern der Retina höchst verschiedentlich bewegt und erschüttert werden; daß sich diese Erschütterung andern noch feinern Theilen im Gehirn mittheilt, deren Beschaffenheit weit wunderbarer seyn muß. Endlich drücken auch die Muskeln, die zur Richtung der Augen nach den Gegenständen, die man betrachten will, dienen, den Globus des Auges zusammen, und durch diesen Druck wird die Form desselben auch mehr oder weniger verändert.

Das Auge und alle seine Theile müssen sich nicht blos, mit einer Geschwindigkeit, die sich kaum gedenken läßt, nach allen diesen Bewegungen, nach allen diesen Formen, und nach tausend andern Veränderungen, die wir nicht kennen, richten; sondern alle diese Revolutionen müssen auch in einer vollkommenen Harmonie vorgehn, damit alles zur Erzeugung desselbigen Effekts mitwirken möge. Wäre z. B. die Hornhaut in Rücksicht auf die Lage und Form der übrigen Theile des Auges zu sehr, oder zu wenig konvex: so würden uns alle Gegenstände konfus und verdreht erscheinen, und wir würden nicht unterscheiden können, ob dasjenige, was unsre Hände als aufwärts, oder als unterwärts gestellt fühlten, auch wirklich aufwärts oder unterwärts stehe? Man kann sich davon überzeugen, wenn man eine Brille nimmt, deren Form mit der Form des Auges nicht zusammenstimt.

Wenn sich nun die verschiedenen Theile des Auges, um sich nach der Wirkung des Lichts zu

*) Oder auf der Choroide; denn man weiß nicht genau, ob die Impreßion des Lichts mittelst der Fibern der Retina oder der Choroide der Seele überliefert wird.

richten, unaufhörlich, nach einer so erstaunlichen Verschiedenheit und mit einer so großen Geschwinkeit modifiziren: so kann der Grund davon nur darinnen liegen, daß die dabey wirkenden Kräfte durch eine lange Uebung zu einer großen Fertigkeit gelangt sind. Dies war nun nicht der Fall jenes jungen Menschen, dem der Staar gestochen wurde. Seine Augen, die innerhalb vierzehn Jahren fortgewachsen waren, ohne daß er sie gebrauchen konnte, widerstanden der Einwirkung der Gegenstände. Seine Hornhaut war, in Ansehung der Lage der andern Theile des Auges, entweder zu stark oder zu wenig konvex. Seine Krystallinse, die fast unbeweglich geworden war, vereinigte die Stralen entweder jenseits oder disseits der Retina; oder wenn sie sich auch bewegte: so kam sie doch nicht auf den Punkt, in welchem sie hätte stehn müssen. Er mußte sich also einige Tage lang üben, um die verschiedenen verrosteten Kräfte zum gleichzeitigen Wirken zu bringen. Eben deswegen tappte er ein Paar Monate so herum. Wenn ihm dabey das Gefühl in etwas zu Hülfe kam: so lag der Grund darinnen, daß ihm seine Anstrengung, um in den Objekten die Ideen zu sehn, die er sich durch ihr Befühlen verschafte, Gelegenheit gab, den Sinn des Gesichts mehr zu üben. Man nehme an, der Gebrauch seiner Hände habe jedesmal, da er die Augen öfnete, aufgehört: so läßt sich gar nicht daran zweifeln, daß er nicht dieselbigen Ideen mittelst des Gesichts sollte erlangt haben, wenn er gleich langsamer damit würde zu Stande gekommen seyn.

Diejenigen, die diesen Blindgebohrnen in dem Augenblick, da ihm der Staar gestochen wurde, beobachteten, hoften die Bestätigung einer Meinung zu finden, für sie die schon eingenommen waren. Wie sie bemerkten, daß er die Gegenstände auf eine so unvollkommene Weise wahrnahm: so hatten sie gar keinen Argwohn mehr, daß man nicht andre Gründe davon sollte angeben können, als die Locke und Berkley schon erfunden hatten. Sie hielten also diese Entscheidung für ganz unwidersprechlich, daß die Augen, ohne den Beystand der übrigen Sinne uns die Ideen von Ausdehnung, Figur, Größe, u. s. w. nicht würden verschaffen können.

Dem Aufkommen dieser Meinung, die ohne Zweifel vielen Lesern außerordentlich wird geschienen haben, hat auf der einen Seite unser Hang, von allem Grund anzugeben; auf der andern, die Unzulänglichkeit der optischen Regeln geholfen. Umsonst mißt man die Winkel, die die Lichtstrahlen auf dem Boden unsers Auges bilden; man bemerkt gar nicht, daß sie mit der Art, wie wir die Gegenstände sehn, in einigem Verhältniß stehn. Demohngeachtet glaubte ich nicht berechtiget zu seyn, zu Urtheilen meine Zuflucht zu nehmen, deren sich kein Mensch bewußt seyn kann. Ich glaubte vielmehr, daß ich mir es, bey einem Werk, in welchem ich die Untersuchung der Materialien unsrer Erkenntniß zur Absicht hatte, zum Gesetz machen müsse, nichts zu behaupten, was nicht unläugbar wäre, und was nicht jedermann, bey der geringsten Reflexion, an sich selbst wahrnehmen könnte.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Vom Ursprung und von der Fortbildung der Sprache.

Adam und Eva hatten die Ausübung der Operationen ihrer Seele nicht der Erfahrung zu verdanken. Sie waren, wie sie aus der Hand des Schöpfers kamen, durch einen außerordentlichen Beystand, in den Stand gesezt, zu reflektiren, und einander ihre Gedanken mitzutheilen. Ich nehme aber an, es verirrten sich, einige Zeit nach der großen Ueberschwemmung ein Paar Kinder, das eine männlichen, das andre weiblichen Geschlechts, in die Wüsten, ehe sie noch den Gebrauch irgend eines Zeichens kannten. Ich bin durch das Faktum, welches ich angeführt habe, zu dieser Voraussetzung berechtiget. Wer weiß, ob nicht so gar irgend ein Volk seinen Ursprung einem solchen Zufall zu verdanken hat? Doch man erlaube mir, daß ich dieses voraussetzen darf: Nun entsteht die Frage: Wie hat sich diese werdende Nation eine Sprache gebildet? *)

*) „Man würde, sagt H. Warburton, (S. 48 seines Versuchs über die Hieroglyphen;) wenn man blos nach der Natur der Sache und unabhängig von der Offenbarung, die eine weit zuverläßigere Quelle ist, urtheilen wollte, die Meinung Diodors von Sici-

Erstes Kapitel.

Die Geberdensprache, und die Sprache artikulirter Töne in ihrem Ursprung betrachtet.

§. 1.

So lang die Kinder, von welchen ich eben geredet habe, einzeln und abgesondert lebten, war die Ausübung ihrer Seelenoperationen auf die Perzeption und auf das Bewußtseyn eingeschränkt, welches, so lang man wacht, nie schwindet; ferner auf die Aufmerksamkeit, die jedesmal statt hatte, wenn sie von gewissen Perzeptionen auf eine

lien und Vitruvs, ohne Bedenken, zugeben; daß nämlich die ersten Menschen eine Zeitlang in den Hölen und Wäldern, wie das Vieh gelebt, und blos konfuse und unbestimmte Töne artikulirt haben, bis sie sich, um einander gegenseitig Hülfe zu leisten, in Gesellschaften zusammenthaten, und stufenweise zur Bildung deutlicher Töne mittelst willkührlicher oder verabredeter Zeichen gelangten; so daß derjenige, der sie aussprach die Ideen, die er andern mitzutheilen wünschte, ausdrücken konnte. Dadurch sind die verschiedenen Sprachen entstanden; denn alle Welt gesteht ein, daß die Sprache nicht angebohren ist.«

»Dieser Ursprung der Sprache ist so natürlich, daß ein Kirchenvater, **Gregorius Nissenus**, und der Pater **Richard Simon** ihn zu beweisen gesucht haben. Allein sie hätten sich besser belehren können, da aus der heiligen Schrift nichts deutlicher erhellet, als daß die Sprache einen ganz andern Ursprung gehabt. Diese sagt uns, Gott habe den ersten Menschen die Religion gelehrt, und da bleibt nun gar kein Zweifel übrig, daß er ihn nicht auch zu gleicher Zeit reden sollte gelehrt haben.« (Die Kenntniß der Re-

stärkere und besondere Art affizirt wurden; sodann auf die Reminiscenz, wenn solche Umstände, die sie heftig gerührt hatten, sich ihnen wieder darstelleten, ehe noch die Verknüpfungen ausgelöscht waren, die sie angestellt hatten; endlich auf eine sehr beschränkte Uebung der Imagination. Die Perzeption eines Bedürfnisses z. B. verband sich mit der Perzeption eines Gegenstandes, der ihnen zur Befriedigung jenes Bedürfnisses gedient hatte. Allein diese Arten von Verknüpfungen, die blos durch den Zufall veranlaßt, und nicht durch die Reflexion unterhalten wurden, erhielten sich nicht lang. Die Empfindung des Hungers rief diesen

ligion sezt in der That viele Ideen und eine große Uebung der Seelenoperationen voraus. Dies aber war ohne die Hülfe der Zeichen nicht möglich. Ich hab' es im ersten Theil dieses Werks bewiesen.) — — — Herr Warburton sezt weiter unten hinzu; „Wenn gleich Gott die ersten Menschen die Sprache gelehrt hat: so würde die Vorausseżung doch nicht gegründet seyn, daß diese Sprache ausgebreiteter sollte gewesen seyn, als die damaligen Bedürfnisse des Menschen wirklich giengen, und daß er nicht selbst das Vermögen, sie zu vervollkommnen und zu bereichern, sollte gehabt haben. Die erste Sprache war demnach nothwendig arm und eingeschränkt.“ — Dieses alles scheint mir sehr richtig zu seyn. Wenn ich ein Paar Kinder voraussetze, die sich in der Nothwendigkeit fanden, sich sogar die ersten Zeichen einer Sprache auszusinnen: so geschieht es nur deswegen, weil ich glaubte, ein Philosoph könne sich damit nicht befriedigen, daß etwas auf eine außerordentliche Art hervorgebracht sey; sondern er müsse erklären, wie es durch natürliche Mittel habe geschehn können.

Kindern einen Fruchtbaum, den sie gestern gesehn hatten, heute ins Gedächtniß zurück; den folgenden Tag war dieser Baum schon vergessen, und dieselbige Empfindung weckte ihnen einen andern Gegenstand auf. Der Gebrauch der Imagination stand folglich nicht in ihrer Gewalt. Es war blos der Effekt der Umstände, unter denen sie sich befanden *).

§. 2. Nur erst wenn diese Kinder beysammen lebten, hatten sie Gelegenheit diese ersten Operationen mehr auszuüben. Denn ihr wechselseitiger Umgang machte, daß sie, mit den Lauten einer jeden Leidenschaft, die Perzeptionen verbanden, deren natürliche Zeichen die Laute waren. Sie begleiteten diese Laute gewöhnlich mit einiger Bewegung, mit einem gewissen Gestus, oder mit einer gewissen Handlung, deren Ausdruck noch weit fühlbarer war. Derjenige z. B., der wegen der Beraubung eines Gegenstandes, den ihm seine Bedürfnisse nothwendig machten, litte, begnügte sich nicht mit der Hervorbringung der Laute; er bemühte sich auch den Gegenstand zu erhalten; er bewegte seinen Kopf, seine Arme und alle Theile seines Körpers. Der andre von diesen Menschen wurde durch diesen Anblick erschüttert. Er heftete die Augen auf denselbigen Gegenstand, und indem er in seiner Seele Empfindungen fühlte, von denen

*) Was ich hier von den Seelenoperationen dieser Kinder behaupte, läßt sich, nach den Beweisen, die ich im ersten Theil dieses Versuchs, (Abschnitt II. Kap. 1-5 und Abschnitt IV.) mitgetheilt habe, gar nicht bezweifeln.

er sich noch keinen Grund angeben konnte, litte er selbst beym Anblick der Leiden dieses Unglücklichen. Von diesem Augenblick an fühlt er sich gedrungen, dem Leidenden zu helfen, und er folgt diesem Eindruck, so viel nämlich dabey in seiner Gewalt steht. Diese beyden Menschen baten einander demnach, durch den bloßen Instinkt, um Hülfe, und sie leisteten einander, aus bloßem Instinkt Hülfe. Ich sage, aus bloßem Instinkt; denn die Reflexion konnte noch keinen Theil daran nehmen. Der eine sagte nicht zu sich selbst: „Ich muß mich so anstellen, um dem andern meine Bedürfnisse zu erkennen zu geben, und um ihn zu bewegen, daß er mir zu Hülfe komme;“ und der Andre sagte auch nicht: „Ich sehe an seinen Bewegungen, daß er dieses oder jenes haben will; ich will ihm dazu verhelfen;“ sondern beyde handelten aus Bedürfniß, welches sie drängte.

§. 3. Nicht oft konnten indessen dieselbigen Umstände wieder kommen, daß diese Menschen sich nicht endlich gewöhnen sollten, Leidenschaften mit den Lauten, und mit den verschiedenen Bewegungen des Körpers, Perzeptionen zu verbinden, die durch sie auf eine so deutliche Art ausgedruckt wurden. Je mehr sie sich mit diesen Zeichen bekannt machten, desto mehr waren sie im Stand, sie sich nach ihrem Belieben wieder zurückzurufen. Sie fiengen an, ihr Gedächtniß einigermaßen zu üben; sie konnten über ihre Einbildungskraft eigenmächtig gebieten, und unvermerkt fiengen sie an, das mit Reflexion zu verrichten, was sie nur

aus Instinkt gethan hatten *). Beyde erwarben sich zuerst eine Fertigkeit, an diesen Zeichen die Empfindungen zu erkennen, die der andre in demselbigen Augenblick hatte. Hierauf bedienten sie sich derselben, um einander die Empfindungen mitzutheilen, die sie gehabt hatten. Derjenige z. B., der einen Ort sah, an welchem er ein Schrecken empfunden hatte, machte die Laute und die Bewegungen nach, die die Zeichen des Schreckens waren, um dem andern zu verstehn zu geben, daß er sich nicht in die Gefahr stürzen möge, der er daselbst ausgesezt gewesen.

§. 4. Durch den Gebrauch dieser Zeichen wurde die Ausübung der Seelenoperationen mit nach und nach erweitert; und durch die stärkere Uebung der Seelenoperationen wurden wiederum die Zeichen vervollkommnet, und der Gebrauch der leztern wurde durch jene gemeiner. Unsre Erfahrung lehrt uns, daß sich diese beyden Dinge gegenseitig zu Hülfe kommen. Ehe die algebraischen Zeichen erfunden wurden, waren die Operationen der Seele schon hinlänglich geübt worden, um diese Erfindung möglich zu machen; allein nur seit dem Gebrauch dieser Zeichen haben die Seelenoperationen die erforderliche Uebung gehabt, um die mathematischen Wissenschaften auf den Punkt der Vollkommenheit empor zu bringen, wo wir sie jezt erblicken.

§. 5. Hieraus erhellet, wie die Laute der Leidenschaften, zur Entwickelung der Seelenopera-

*) Dieses stimmt mit dem Einwurf überein, den ich mir im ersten Theil dieses Werks, (Abschnitt II. Kap. 5.) machte.

tionen, durch Veranlassung der Geberdensprache, mitwirkten; einer Sprache, die, bey ihrer Entstehung, im Verhältniß zu den geringen Einsichten dieses Paares, wahrscheinlich nur in Zuckungen und heftigen Bewegungen bestand.

§. 6. Nachdem sich nun diese Menschen die Fertigkeit erworben hatten, einige Ideen an willkührliche Zeichen anzuknüpfen: so dienten ihnen die natürlichen Zeichen zum Modell, wornach sie sich eine neue Sprache bildeten. Sie artikulirten neue Töne, und nachdem sie sie mehrmals wiederholten und mit irgend einem Gestus begleiteten, der die Gegenstände, die sie anzeigen wollten, bezeichnete: gewöhnten sie sich endlich den Dingen Namen zu geben. Die ersten Fortschritte dieser Sprache geschahen nichts desto weniger sehr langsam. Das Organ der Sprache war so unbeugsam, daß es nur wenige sehr einfache Töne leicht artikuliren konnte. Die Schwierigkeiten, andre Töne auszusprechen, waren so gar ein Hinderniß, daß diese Menschen nicht einmal angewöhnten, ihre Stimme sey mehrerer Abänderungen fähig, als bey der kleinen Anzahl von Wörtern, die man erfunden hatte, vorkamen.

§. 7. Man nehme nun ferner an, daß dieses Paar ein Kind zeugte, welches unter dem Druck von Bedürfnissen, die es nur äusserst schwer zu erkennen geben konnte, alle Theile seines Körpers bewegte. Seine sehr bewegliche Zunge beugte sich auf eine ausserordentliche Art und sie sprach ein ganz neues Wort aus. Das fortdaurende Bedürfniß veranlaßte dieselbigen Wirkungen; das

Kind bewegte die Zunge wie zum vorigen mal, und es artikulirte denselbigen Ton. Die dadurch in Verwunderung gesezten Eltern erriethen endlich, was ihr Kind damit haben wolle, und sie versuchten, indem sie ihm sein Verlangen stilleten, dasselbige Wort zu wiederholen. Aus der Mühe, die sie bei der Aussprache desselben hatten, erhellet, daß sie selbst nicht im Stand gewesen wären, dieses Wort zu erfinden.

Durch ein solches Mittel aber wird diese neue Sprache nicht sehr bereichert. Das Organ der Stimme verliert beim Kind sehr bald seine ganze Beweglichkeit; weil es keine Uebung hat. Seine Eltern lehren es, seine Gedanken durch Geberden zu erkennen zu geben, folglich durch die Art des Ausdrucks, deren sichtbare Bilder ihm verständlicher waren, als artikulirte Töne. Nur durch den Zufall läßt sich hier die Entstehung eines neuen Worts erwarten; und es würden, zu einer ansehnlichen Vermehrung der Wörter, auf einem solchen Weg, ohne Zweifel mehrere Generationen erfordert werden. Die damals so natürliche Geberdensprache war ein beträchtliches Hinderniß, welches aus dem Weg geräumt werden mußte. Allein konnte man wohl die Geberdensprache, um einer andern Sprache willen, aufgeben, deren Vortheile man noch nicht vorhersah, deren Schwierigkeiten hingegen so fühlbar waren?

§. 8. In eben dem Verhältniß, in welchem die Sprache der artikulirten Töne reicher wurde, wurde sie auch, zur frühen Uebung des Organs der Stimme, und zur Erhaltung seiner ursprünglichen Flexi-

bilität tauglicher. Nun erst schien sie auch eben so bequem zu seyn, wie die Geberdensprache. Man bediente sich noch beider. Endlich aber wurde der Gebrauch der artikulirten Töne so leicht, daß er über den Gebrauch der Geberdensprache die Oberhand erhielt.

§. 9. Es hat demnach eine Zeit gegeben, da die Unterredung in einer aus Wörtern und Handlung vermischten Sprache geführt wurde. „In der Folge änderte Gebrauch und Gewohnheit dasjenige in Zierrath um, was man der Nothwendigkeit schuldig war. Die Praxis aber dauerte noch lange fort, nachdem die Nothwendigkeit aufgehört hatte, vorzüglich bey den Morgenländern, deren Charakter sich von Natur zu einer Form in der Unterredung bequemte, wodurch ihre Lebhaftigkeit, durch die Bewegung so gut geübt, aber auch durch eine beständige Vorstellung der sinnlichen Bilder so sehr im Zaum gehalten wurde.“

„Die heilige Schrift giebt uns unendlich viele Beyspiele von dieser Art von Unterredung an die Hand. Hier sind ein Paar: Wenn der falsche Prophet seine eiserne Hörner bewegt, um den gänzlichen Untergang der Syrier zu bezeichnen (1 B. Reg. XXII. 11.); wenn Jeremias, auf Gottes Befehl, seinen leinernen Gürtel in eine Steinritze am Euphrat versteckt (Kap. XIII.); wenn er im Angesicht des Volks einen irdenen Krug zerbricht (Kap. XIX.); wenn er ein eisernes Joch auf seinen Hals legt (Kap. XXVIII.); und wenn er ein Buch in den Euphrat wirft (Kap. LI.); Wenn Ezechiel die Belagerung von Jerusalem, auf Got-

tes Befehl, auf einen Ziegel zeichnet (Kap. IV.); wenn er die Haare seines Haupts und Barts auf einer Wage abwäget (Kap. V.); wenn er sein Hausgeräth wegführt (Kap. XII.); und wenn er zwey Stäbe für Juda und für Israel zusammen bindet (Kap. XXXVIII, 16.): so wurde das Volk, durch dergleichen Handlungen vom Willen Gottes unterrichtet, und die Propheten unterredeten sich durch Zeichen." *)

Einige Personen, die es nicht wußten, daß diese handelnde Sprache bey den Juden eine sehr gemeine und gewöhnliche Art, sich zu unterreden, war, haben diese Verrichtungen der Propheten für ungereimt und fanatisch gehalten. Herr Warburton widerlegt diese Beschuldigung vollkommen. „Die Ungereimtheit einer Beschuldigung, sagt er, liegt darinnen, wenn sie sonderbar ist, und doch nichts sagt. Sitte und Gewohnheit machten die Handlungen der Propheten zu weisen und vernünftigen Verrichtungen. Der Fanatismus einer Handlung drückt sich eigentlich durch eine solche Wendung des Geistes aus, daß er ein Vergnügen an der Verrichtung solcher Sachen findet, die keinen Nuzen haben, und daß er sich gern einer ungewöhnlichen Sprache bedienet. Den Propheten kann man eine solche Schwärmerey nicht mehr zuschreiben, sobald es erwiesen ist, daß ihre Verrichtungen gewöhnlich, und daß ihre Reden der Sprache ihres Landes gemäs waren. Die heilige Schrift ist nicht das einzige Buch, worin-

*) Essai sur les Hierogl. §. 8, 9.

nen wir Beyspiele von Reden finden, die durch Handlungen ausgedruckt werden. Das profane Alterthum ist voll von dergleichen Beyspielen. — — Auf diese Weise redeten die ersten Orakel, wie uns ein alter Schriftsteller Heraklit berichtet: der König, dessen Orakel zu Delph ist, redet weder, noch schweigt er, sondern er drückt sich durch Zeichen aus. Ein gewisser Beweis, daß die Substitution der Handlungen für die Wörter im Alterthum eine gewöhnliche Art war, wie man seine Gedanken zu erkennen gab."

§. 10. Es scheint fast, als wenn diese Sprache vorzüglich zum Unterricht des Volks in solchen Dingen gebraucht worden, die dasselbe mehr interessirten; z. B. von Politik und Religion. Denn da hiedurch etwas lebhafter auf die Einbildungskraft gewirkt wurde: so war auch der Eindruck dauerhafter. Der Ausdruck in dieser Sprache hatte auch etwas starkes und großes, woran die noch armen Sprachen gar nicht reichen konnten. Die Alten nennten diese Sprache den Tanz. Darum wird auch gesagt: David habe vor der Bundeslade getanzt.

§. 11. Sobald die Menschen ihren Geschmack vervollkommneten, brachten sie in diesen Tanz mehr Verschiedenheit, mehr Grazie und Ausdruck. Man unterwarf nicht blos die Bewegungen der Arme, und die Attituden des Körpers gewissen Regeln; sondern man zeichnete auch die Schritte für die Füße ab. Dadurch theilte sich der Tanz natürlicher Weise in ein Paar Künste, die ihm untergeordnet waren. Die eine war der Tanz der

Geberden oder der Gestus; (man erlaube mir den Gebrauch eines Ausdrucks, der der Sprache des Alterthums angemessen ist); dieser wurde erhalten, damit er bey der gegenseitigen Mittheilung der Gedanken der Menschen mitwirken möchte. Die andre war der Tanz der Schritte. Man bediente sich desselben zum Ausdruck gewisser Situationen der Seele, und besonders der Freude; man machte bey freudigen Vorfällen Gebrauch davon, und sein Hauptgegenstand war das Vergnügen.

Der Schrittetanz fließt also aus dem Geberdentanz, dessen Charakter er auch noch erhält. Bey den Italiänern, die eine lebhaftere und mannigfaltigere Gestikulation haben, ist es die Pantomime. Bey den Franzosen hingegen ist er gesezter und einfacher. Ist dieses ein Vorzug: so scheint er mir der Grund zu seyn, daß die Sprache dieses Tanzes ärmer und weniger ausgebreitet ist. Sollte wohl z. B. ein Tänzer, der blos darauf ausgeht, seinen Bewegungen Grazie, und seinen Attituden Anstand zu verschaffen, sollte dieser wohl, wenn er mit andern tanzt, mit dem nämlichen Erfolg tanzen, als wenn er allein tanzt? Muß man nicht befürchten, daß sein Tanz, wegen seiner Einfachheit, in seinem Ausdruck zu sehr beschränkt seyn möchte, als daß er ihm Zeichen genug zur Sprache eines figurirten Tanzes hergeben könne? Verhält sich die Sache so: so wird man den Ausdruck dieser Sprache desto mehr einschränken, je mehr man sie vereinfachet.

§. 12. Der Tanz hat verschiedene Arten, vom einfachsten, bis zum zusammengesetzesten. Sie sind alle gut, wenn sie nur etwas ausdrücken, und sie sind um so viel vollkommener, je mannigfaltiger und ausgebreiteter ihr Ausdruck ist. Der Tanz, der die Grazie und den Anstand abbildet, ist gut; der andre, der eine Art von Unterredung oder von Dialog ausmacht, scheint mir besser. Der unvollkommenste ist derjenige, wobey nur Stärke, Geschicklichkeit und Beweglichkeit erforderlich ist; denn das Objekt desselben ist nicht interessant genug. Er ist indessen doch nicht ganz zu verachten; weil er eine angenehme Veränderung bewirkt. Darinnen fehlen die Franzosen sehr, daß sie die Künste einschränken, indem sie sie einfach machen wollen. Dadurch berauben sie sich zuweilen des Bessern, um nur das Gute zu erhalten. Die Musik wird uns hievon noch ein anderes Beyspiel geben.

Zweytes Kapitel.

Von der Prosodie der ersten Sprachen.

§. 13. Wie die Wortsprache auf die handelnde oder auf die Geberdensprache folgte: so behielt sie den Charakter der leztern bey. Diese neue Art sich seine Gedanken mitzutheilen, konnte nicht anders, als nach dem Modell der Geberdensprache erfunden werden. Damit also die Stimme die Stelle der heftigen Bewegungen des Körpers ver-

treten mochte, stieg sie bald, durch sehr merkliche Zwischenräume, bald fiel sie wieder herab.

Diese Sprachen folgten nicht ganz plözlich aufeinander. Lange waren sie mit einander vermischt, und die Wortsprache erhielt nur spät das Uebergewicht. Nun kann ja jedermann an sich selbst bemerken, daß es der Stimme natürlich ist, ihre Inflexionen in eben dem Verhältniß zu verändern, in welchem die Gestus abwechseln. Viele andre Gründe bestätigen noch außerdem meine Vermuthung.

Erstlich: wie die ersten Menschen anfiengen, Töne zu artikuliren, konnten sie es wegen der Roheit ihrer Organen nicht mittelst so schwacher Beugungen der Stimme verrichten, als die unsrigen sind.

Zweytens können wir die Nothwendigkeit der Inflexionen auch daraus abnehmen, daß wir einen andern, der uns immer in demselbigen Ton etwas vorlieset, kaum verstehn können. Wenn wir mit einer ganz schwachen Veränderung der Stimme genug haben, so liegt der Grund darinnen, daß sich unser Verstand, durch die große Anzahl von erlangten Ideen und durch die Fertigkeit, sie an Töne zu knüpfen, schon sehr geübt hat. Dieses fand sich aber bey denen Menschen nicht, die zum erstenmal den Gebrauch der Wortsprache überkamen. Ihre Seele lag wahrscheinlich noch in einer dicken Finsterniß eingehüllet; die Notionen, die einem heut zu Tage am geläufigsten sind, waren ihnen alle neu. Sie konnten einander also

nicht verstehn, wofern sie ihre Stimme nicht durch sehr von einander verschiedene Grade beugten. Wir finden es ja noch an uns, daß je weniger uns eine Sprache geläufig ist, in welcher ein andrer mit uns redet, desto mehr müssen wir bey jeder Sylbe gleichsam stehn bleiben, und sie auf eine deutliche Art von einander unterscheiden.

Drittens; Die Menschen, die beym Ursprung der Sprache zu viele Hinderniſſe in der Erfindung neuer Wörter fanden, hatten, für den Ausdruck der innern Empfindungen der Seele lange keine andre als natürliche Zeichen, denen sie den Charakter der willkührlichen Zeichen gaben. Nun aber machte das natürliche Geschrey den Gebrauch starker Beugungen nothwendig; weil die verschiedenen Empfindungen denselbigen, in verschiedene Töne abgeänderten Schall, zum Zeichen haben. Ach, z. B. drückt, nachdem es ausgesprochen wird, Verwunderung, Schmerz, Vergnügen, Traurigkeit, Freude, Furcht, Abscheu und fast alle Empfindungen der Seele aus.

Endlich kann ich noch hinzusezen, daß die ersten Namen der Thiere wahrscheinlich Nachahmungen ihres Geschreyes waren. Diese Bemerkung geht auch auf die Namen, die den Winden; den Flüssen, und allen übrigen Gegenständen, die einigen Schall erzeugen, beygelegt wurden. Offenbar sezt diese Nachahmung voraus, daß die Töne durch sehr merkliche Abfälle auf einander folgten.

§. 14. Dieser Art der Aussprache könnte man, in einem uneigentlichen Verstand, den Namen des

Gesangs geben; so wie der Sprachgebrauch allen Aussprachen diesen Namen beylegt, die viel Accent haben. Ich will indessen den Ausdruck nicht in dieser Bedeutung gebrauchen, weil ich Gelegenheit haben werde, mich desselben in seiner eigentlichen Bedeutung bedienen zu müssen. Es ist zum Gesang nicht genug, daß die Töne in sehr bemerkbaren Abfällen auf einander folgen; sie müssen auch lang genug außgehalten werden, damit ihre Harmonie gehört werde, und die Zwischenräume, oder die Abfälle derselben mögen bemerkt werden können. Unmöglich konnte sich dieser Charakter gewöhnlich bey Tönen finden, wodurch sich die Stimme, beym Ursprung der Sprache veränderte; allein sehr verschieden konnte doch ihr Charakter von jenem auch nicht seyn. Ein Paar auf einander folgende Töne mögen so wenig Aehnlichkeit mit einander haben, als sie nur immer wollen: so kann man, wenn man einen von beyden nur um etwas erhöhet oder erniedrigt, einen Absaz unter beyden wahrnehmen, den die Harmonie erfordert. Die Art der Aussprache machte demnach, beym Ursprung der Sprache, solche bemerkbare Beugungen der Stimme nothwendig, daß sie ein Tonkünstler, bey ganz leichten Abänderungen, hätte notiren können. Und so läßt sich behaupten, daß die erste Aussprache an der Natur des Gesangs Theil nahm.

§. 15. Diese Prosodie war den ersten Menschen so natürlich, daß es Menschen gegeben hat, denen der Ausdruck verschiedener Ideen, mittelst desselbigen in verschiedenen Tönen ausgesprochenen Worts, leichter geschienen hat, als die im Ver-

hältniß zur Zahl der Ideen vervielfältigte Zahl der Wörter. Dieses ist noch heut zu Tage die Sprache der Sinesen. Sie haben nur 328 einsylbigte Wörter, davon jedes in fünferley Arten von Tönen ausgesprochen wird, und so kommen 1640 Töne heraus. Man hat die Bemerkung gemacht, daß unsre Sprachen nicht viel reicher sind. Andre Völker, die wahrscheinlich eine fruchtbarere Einbildungskraft erhielten, erfanden lieber neue Wörter. Die Prosodie wich mit nach und nach vom Gesang ab, nachdem nämlich die Gründe wegfielen, um welcher willen sie sich diesem genähert hatte. Allein es gieng eine lange Zeit hin, ehe sie so einfach wurde, wie sie heut zu Tage ist. Doch das ist das gemeinschaftliche Schicksal eingewurzelter Gebräuche. Sie erhalten sich auch, wenn die Bedürfnisse die sie erzeugt, aufgehört haben. Wenn ich behaupte, daß die Prosodie der Griechen und der Römer noch am Gesang Theil nahmen: so möchte man vielleicht die Gründe schwer errathen, worauf ich diese Vermuthung baue. Sie scheinen mir aber überzeugend. Ich will sie im nächsten Kapitel vortragen.

Drittes Kapitel.

Von der Prosodie der griechischen und der lateinischen Sprache; und gelegentlich auch von der Deklamation der Alten.

§. 16. Ausgemacht ist es, daß die Griechen und die Römer ihre Deklamation notirten, und

sie mit einem Instrument begleiteten *). Sie war also ein wahrer Gesang. Diese Folgerung muß allen einleuchten, die einige Kenntniß von den Prinzipien der Harmonie haben. Diese wissen 1) daß man keinen Ton notiren kann, außer in so fern man ihn schäzen kann. 2) Daß bey der Harmonie nichts geschäzt werden kann, als die Resonnanz der tönenden Körper; 3) Daß endlich diese Resonnanz keine andre Töne noch Intervalle giebt, als die in den Gesang hineinkommen.

Es ist ferner ausgemacht, daß diese singende Deklamation die Alten nicht beleidigte. Wir finden nirgends, daß sie sich darüber beschwert hätten, sie sey unnatürlich; dies möchte denn in einzelnen Fällen geschehn seyn; welches wir denn auch thun, wenn uns die Rolle eines Schauspielers übertrieben zu seyn scheint. Sie glaubten vielmehr, der Gesang sey zur Poesie wesentlich nothwendig. Die Versifikation der besten lyrischen Dichter, sagt Cicero, scheint eine bloße Prose zu seyn, wenn sie nicht vom Gesang unterstüzt wird **). Ist dieses nicht ein Beweis, daß die Aussprache, die damals bey gemeinen Unterredungen gewöhnlich war, so sehr am Ge-

*) Ich gebe hievon keinen Beweis. Man wird ihn im dritten Band der *Reflexions critiques sur la Poesie et sur la Peinture* finden. Ich verweise zur Bestätigung der meisten Thatsachen, die ich anführen werde, auf dieses Werk. Der Abbe' du Bos, der Verfasser dieses Werkes, ist ein glaubwürdiger Zeuge. Seine Gelehrsamkeit ist bekannt.

**) *Cicero*, de Oratore.

fang Theil nahm, daß man ein solches Mittelding, wie unsre Deklamation ist, gar nicht ersinnen konnte?

Wenn wir deklamiren: so ist das ja in der That unser einziges Objekt, daß wir unsre Gedanken auf eine bemerkbarere Art an den Tag legen, ohne uns hingegen von der Art sehr zu entfernen, die wir für natürlich halten. Wäre die Aussprache der Alten der unsrigen ähnlich gewesen: so würden sie sich, wie wir, mit einer simplen Deklamation begnügt haben. Sie muß aber nothwendig von der unsrigen sehr verschieden gewesen seyn; weil sie den Nachdruck derselben nur mit Beyhülfe der Harmonie verstärken konnten.

§. 17. Es ist übrigens bekannt, daß es sowohl in der griechischen als auch in der lateinischen Sprache Accente gab, die die Stimme bestimmten, daß sie, unabhängig vom Sinn eines Worts oder von der Bedeutung einer ganzen Redensart bey gewissen Sylben nachlassen, bey andern hingegen sich wieder erheben mußte. Ob diese Accente nie mit dem Nachdruck der Rede in Widerspruch geriethen, läßt sich nicht bestimmen. Man muß nothwendig mit mir annehmen, daß die Inflexionen, die den Gedanken anzeigten, in der Aussprache der Alten so sehr verschieden und so sehr bemerkbar waren, daß ihnen die Beugungen, die die Accente erforderten, nicht entgegen seyn konnten.

§. 18. Diejenigen, die sich an die Stelle der Griechen und der Römer versezen, werden sich darüber gar nicht wundern, daß ihre Deklama-

tion ein wirklicher Gesang war. Daß wir den Gesang für so wenig natürlich halten, rührt nicht davon her, daß die Töne in demselben nach den Verhältnissen auf einander folgen, die die Harmonie erfordert, sondern davon, daß uns die allerschwächsten Inflexionen gewöhnlich zum Ausdruck unsrer Gedanken zuzureichen scheinen. Nationen, die gewohnt sind, ihre Stimme durch sehr bemerkbare Abfälle zu beugen, würden unsre Aussprache für todte Monotonie halten; da hingegen, nach ihrem Bedünken, ein Gesang, der diese Abfälle nur in so fern modifizirte, in so fern die Modifikation zur Fassung der Töne erforderlich ist, den Nachdruck der Rede verstärken, und ihnen gar nicht außerordentlich vorkommen würde.

§. 19. Aus Mangel der Kenntniß des Charakters der Aussprache der griechischen und der lateinischen Sprache hat man oft Mühe gehabt, die Nachrichten der Alten von ihren Schauspielen zu verstehn. Hier ist ein Beyspiel:

„Wofern die Tragödie, sagt ein Kommentator über den Aristoteles, ohne Verse möglich ist: so kann sie um so mehr ohne Musik statt finden. Man muß so gar eingestehn, daß wir nicht gut begreifen können, wie die Musik je gewissermaaßen als ein Theil des Trauerspiels hat angesehn werden können. Denn wenn irgend etwas in der Welt einer tragischen Handlung zuwider seyn kann: so ist es der Gesang. Die Erfinder der musikalischen Trauerspiele mögen mir dieses verzeihen; diese Art von Gedichten ist eben so lächerlich, als sie neu ist,

und sie würden ganz unerträglich seyn, wenn man den mindesten Geschmack an Theaterstücken hätte, oder wenn man nicht von einem der größten Tonkünstler, die je existirt haben, verführt und hingerissen worden wäre. Denn die Opern sind, wenn ich es sagen darf, das Groteske der Poesie, welches um so viel unausstehlicher ist, da man sie für ordentliche Stücke ausgeben will. Aristoteles hätte uns also einen großen Dienst geleistet, wenn er es uns gesagt hätte, wie die Musik als ein nothwendiges Stück der Tragödie angesehn werden konnte. So aber sagt er blos schlechtweg, die Kraft der Musik sey bekannt gewesen. Das beweiset nur so viel, daß man durchgängig von ihrer Nothwendigkeit überzeugt war, und daß man die wunderbare Wirkungen durchgängig empfand, die der Gesang bey den Gedichten hervorbrachte, bey denen er blos in Zwischenzeiten angebracht wurde. Ich habe mehrmals nach den Gründen geforscht, wodurch die so ausgebildeten und delikaten Athenienser wohl mögen bewogen worden seyn, Musik und Tanz zu den tragischen Vorstellungen zuzugesellen; nachdem ich viele Untersuchungen darüber angestellt, wie sie das für natürlich und wahrscheinlich halten konnten, wenn ein Chor, welches die Zuschauer eines Stücks vorstellte, bey dergleichen außerordentlichen Begebenheiten tanzte und sang: so hab' ich endlich gefunden, daß sie in dem Stück ihrem Naturel folgten, und daß sie dadurch ihren Aberglauben zu befriedigen suchten. Die Griechen waren die allerabergläubischsten Leute von der Welt; zum

Tanz und zur Musik waren sie sehr geneigt, und diese natürliche Neigung wurde durch die Erziehung noch mehr gestärkt." *).

„Ich zweifle sehr, sagt der Abbe' du Bos, daß der Geschmack der Athenienser, durch dieses Räsonnement entschuldigt werden möchte; vorausgesezt nämlich, daß die Musik und der Tanz, der in den Alten als eine nothwendige Schönheit bey der Aufführung der Tragödien vorgestellt wird, ein Tanz und eine Musik war, die der unsrigen ähnlich gewesen. Diese Musik aber war, wie wir gesehn haben, weiter nichts, als eine bloße Deklamation, und dieser Tanz war, wie wir unten sehn werden, weiter nichts, als ein studirter und mäßiger Gestus."

Diese beyden Erklärungen scheinen mir gleich falsch zu seyn. Dacier stellt sich die Art der griechischen Aussprache nach der französischen vor, und die Musik bey ihren Trauerspielen gedenkt er sich unter der Beschaffenheit unsrer Opernmusik. Sehr natürlich ist es daher, daß er sich über den Geschmack der Athenienser wundert. Er thut aber unrecht, daß er sich über den Aristoteles aufhält. Denn dieser Philosoph konnte die künftigen Veränderungen in der Aussprache und der Musik nicht vorhersehn, und er rechnete also darauf, daß er von der Nachwelt eben so werde verstanden werden, wie ihn seine Zeitgenossen verstanden. Wenn er uns dunkel vorkömmt: so müssen wir es unsrer Art, nach welcher wir von den Werken des Al-

*) *Dacier* Poëtique *d'Aristote.* p. 82.

terthums nach Maasgabe der unsrigen urtheilen, zuschreiben.

Aus eben dieser Quelle fließt auch der Irrthum des Abbe' du Bos. Da er sich nicht vorstellen konnte, wie die Alten eine unsern Opern ähnliche Musik, als etwas ganz natürliches auf ihr Theater bringen konnten: so sagt er lieber, es sey keine Musik, sondern nur eine notirte Deklamation gewesen.

§. 20. Es scheint mir aber, er thue dadurch erstlich vielen Stellen der Alten Gewalt an. Das erhellet vorzüglich aus dem Zwang, mit welchem er die Stellen, die die Chöre betreffen, erklären muß. Hätte zweytens dieser gelehrte Mann die Grundsäze der Erzeugung der Harmonie kennen können: so würde er eingesehn haben, daß eine notirte Deklamation etwas unmögliches ist. Zur Widerlegung des Systems, welches er sich bey dieser Gelegenheit macht, ist es genug, wenn ich erzehle, wie er es festzusezen sucht.

„Ich habe, sagt er, mehrere Tonkünstler darüber befragt, ob die Erfindung von Charakteren, mit welchen man die auf unserm Theater gewöhnliche Deklamation, in Noten schreiben könne, sehr schwer seyn möchte? — — Ich erhielt zur Antwort, es sey allerdings möglich, und man könne sagen die Deklamation mit Notenschreiben, wenn man sich des *ut re mi fa* u. s. w. unserer Musik dabey bediente: man dürfe den Noten nur die Hälfte von der gewöhnlichen Intonation geben. Noten z. B. die einen halben Ton von Intonation in der Musik haben, würden nur einen Viertelton in der Deklamation ha-

ben. Auf solche Weise würde man die allerkleinsten Erhebungen der Stimme, die wenigstens unsern Ohren bemerkbar sind, bezeichnen können."

„Unsre Verse führen ihr Maas nicht wie die metrischen Verse der Griechen und der Römer mit sich. Man hat mir aber gesagt, man könne sich desselben bey der Deklamation zur Anzeige des Werths der Noten und auch der Intonation bedienen. Man dürfe einer weißen Note nur den Werth einer schwarzen oder halben, und einer schwarzen dürfe man nur den Werth einer geschwänzten Note geben, und den Werth der übrigen in eben diesem Verhältniß bestimmen."

„Ich sehe wohl ein, daß diese Art von Musik anfänglich nicht ein jeder fertig werde weglesen und die Noten richtig werde anstimmen können. Allein, wenn man Kinder von funfzehn Jahren ohngefähr sechs Monate hindurch diese Intonation lehrte: so würde man seine Absicht erreichen. Ihre Organen würden sich nach dieser Intonation, nach dieser Aussprache der Noten, die nicht, um gesungen zu werden, da sind, eben so beugen, wie sie sich zur Intonation unsrer gewöhnlichen Musik gewöhnen. Uebung und Fertigkeit, die auf die Uebung folgt, sind bey der Stimme eben das, was der Bogen eines Musikers beym Violon ist. Kann man wohl glauben, diese Intonation möchte Schwierigkeit haben? Die Stimme dürfte ja nur angewöhnt werden, daß sie dasjenige methodisch verrichte, was sie alle Tage bey Unterredungen thut. Man redet bisweilen schnell, bisweilen langsam. Man gebraucht

dabey alle Arten von Tönen; man macht ordentliche Progreßionen, sowohl durch Erhebung, als durch Nachlassung der Stimme, durch alle mögliche Intervalle. Die notirte Deklamation würde nichts anders seyn, als mit Noten geschriebene Töne und Bewegungen der Aussprache. Die Schwierigkeit in der Aussprache einer solchen Note würde zuverläßig nicht an die Schwierigkeit reichen, mit welcher man auf einmal Wörter wegliefet, die man noch nie gelesen hat, und mit welcher man diese Wörter singt, und sie mit dem Klavier, nach Maaßgabe der Noten begleitet, die man nicht studirt hat. Und doch lernen auch sogar Frauenzimmer durch Uebung diese drey Operationen zu derselbigen Zeit verrichten."

„Was das Schreiben der Deklamation in Noten betrift, es mag nun nach der Art, die wir angezeigt haben, oder nach einer andern Art geschehn: so würde man es eben so leicht auf gewisse Regeln zurückbringen und die Methode desselben in der Praxis ausführen können; so leicht die Erfindung war, daß man die Schritte und Figuren eines von acht Personen aufgeführten Ballets mit Noten schrieb, besonders, wenn die Schritte so sehr verschieden, und die Figuren so sehr verflochten waren, wie sie heut zu Tage wirklich beschaffen sind. Feuillee hat indessen diese Kunst zu Stand gebracht, und seine Note lehrt die Tänzer so gar, wie sie ihre Arme führen sollen."

§. 21. Ein sehr einleuchtendes Beyspiel, wie man in Irrthümer und schwankende Räsonnements verfallen muß, wenn man von einer Kunst redet,

deren Prinzipien man nicht kennt! Man könnte diese Stelle mit Recht von Anfang bis zu Ende kritisiren. Ich habe sie hier ganz angeführt, damit man aus den Irrthümern eines sonst so vortreflichen Schriftstellers, wie Du Bos ist, lernen möge, daß wir allemal Gefahr laufen, uns in unsern Muthmaßungen zu irren, wenn wir unbestimmte Begriffe zum Grund legen.

Keiner, der die Entstehungsart der Töne, und die künstliche Art, wie die Intonation derselben uns natürlich wird, kennt, wird je annehmen, man könne sie in Vierteltöne abtheilen, und das ut re u. s. w. derselben könne einem so bald geläufig werden, wie die Modulationszeichen in der Musik. Die Musiker, auf welche sich Du Bos beruft, konnten sehr vortrefliche Praktiker seyn; es scheint aber, daß sie die Kunst, deren wahre Prinzipien Herr Rameau zuerst festgesezt hat: gar nicht gekannt haben.

§. 22. Es ist in der Entstehungsart der Harmonie bewiesen; 1) daß man einen Ton nur in so fern schäzen kann, in so fern er hinlänglich genug ausgehalten wird, um seine Harmonie verständlich zu machen. 2) Daß die Stimme nach einander nicht mehrere Töne anstimmen kann, die bestimmte Intervalle unter einander ausmachen; wofern sie nicht durch einen Fundamentalbaß geleitet wird. 3) Daß es keinen Fundamentalbaß giebt, der eine Folge von Vierteltönen geben könnte. Nun aber werden die Töne bey unsrer Deklamation grösstentheils nur wenig ausgehalten. Sie folgen in Vierteltönen oder auch in noch kleinern

Intervallen auf einander. Das Projekt, sie zu notiren, ist folglich unthulich.

§. 23. Es ist wahr, die Fundamentalfolge mittelst einer Terzie giebt einen kleinen Halbenton, der um einen Viertelton höher ist, als der Halbton der Maior. Allein sie findet nur bey Abänderungen der musikalischen Arten statt. Es kann folglich nie eine Skale von Vierteltönen daraus entstehn. Uebrigens ist dieser kleine Halbton nicht natürlich, und das Ohr kann ihn so wenig fassen, daß man ihn auf dem Klavier vom großen Halbton gar nicht unterscheidet; denn man greift ihn auf dieselbige Art *). Die Alten kannten sehr wahrscheinlich die Verschiedenheit dieser beyden Halbtöne. Aus diesem Grund haben der Abbe' Du Bos und andre geglaubt, daß sie ihre Skale in Vierteltöne abgetheilt hätten.

§. 24. Aus der Choreographie, oder aus der Kunst die Pas und die Figuren eines Ballets mit Noten zu schreiben, kann hierwider keine Induktion genommen werden. Feuillee hatte blos Zeichen zu erfinden; denn alle Schritte und alle Bewegungen, wenigstens diejenigen, die er hat notiren können, sind beym Tanz sehr leicht zu fassen. Das sind hingegen bey unsrer Deklamation die meisten Töne nicht; sie sind eben so beschaffen, wie gewisse Ausdrücke im Ballet, die die Choreographie gar nicht schreiben lehrt.

*) Man sehe in der Generation harmonique das 24ste Kapitel, Art. 1; wenn man sich belehren will, wie künstlich die Stimme zum kleinen Halbton übergeht.

Ich will die Erklärung einiger Stellen der Alten, die der Abbe' Du Bos zur Bestätigung seiner Meynung gesammlet hat, in einer Anmerkung mittheilen *).

*) Er führt Stellen an, in welchen die Alten von ihrer gewöhnlichen Aussprache sagen, sie sey simpel gewesen und habe einen anhaltenden Ton gehabt. Allein er hätte bemerken müssen, daß sie in dergleichen Stellen dieses nur in Vergleichung mit ihrer Musik von ihrer Aussprache sagten. Sie war folglich nicht schlechterdings simpel. Sie haben in der That, wenn sie sie für sich selbst betrachtet haben, prosodische Accente, die die unsrige gar nicht hat, angezeigt. Ein Gasecgnier, der keine einfachere Aussprache, als die seinige ist, kennte, würde in einer solchen nur einen einzigen anhaltenden Ton wahrnehmen, wenn er sie mit den Gesängen der Musik vergleichen sollte. Die Alten waren in demselbigen Fall.

Cicero läßt den Crassus sagen, er glaube, wenn er die Lälia höre, die Hersagung ganzer Stücke aus dem Plautus und Növius zu vernehmen; weil ihre Sprache so einförmig ist, ohne daß sie die Accente fremder Sprachen nachzumachen trachtet. Nun aber, sagt Du Bos, sang doch Lälia nicht in ihrer gewöhnlichen Sprache. Das ist wohl wahr; allein zur Zeit des Plautus und des Növius nahm die Aussprache der Lateiner schon am Gesang Theil; denn die Deklamation der Stücke dieser Dichter wurde schon notirt. Lälia schien also nur deswegen eine einförmige Aussprache zu haben; weil sie sich der neuen Accente nicht bediente, die der Gebrauch zur Mode gemacht hatte.

Die Komödianten, sagt Plinius, entfernen sich in ihrer Aussprache nicht von der Natur, wenigstens nicht so sehr, daß sie sie unkenntlich machen sollten; allein sie erheben die gewöhnliche Art der Aussprache

§. 25. Eben dieselbigen Ursachen, die es bewirken, daß sich die Stimme durch sehr deutliche Intervalle verändert, machen auch, daß sie auch in der Länge der Zeit, die sie zur Artikulation der durch Annehmlichkeiten, die die Kunst erlaubt. Man urtheile nun, sagt Du Bos, ob das Singen heißt? Ja freilich; vorausgesezt nämlich, daß die Aussprache, die Quintilian natürlich nennt, so sehr mit Accenten überladen war, daß sie sich dem Gesang hinlänglich genug nähert, nun notirt werden zu können, ohne daß sie eben sehr dadurch verändert wurde. Das war aber der Fall in dem Zeitalter, in welchem dieser Rhetor schrieb. Denn die Accente der lateinischen Sprache hatten sich damals sehr vermehrt.

Folgendes Faktum scheint die Meinung des Abbe Du Bos noch mehr zu begünstigen. In Athen wurden die Geseze deklamirt, und derjenige, der sie bekannt machte, wurde von einem musikalischen Instrument akkompagnirt. Ist es nun wohl wahrscheinlich, daß die Athenienser ihre Geseze werden haben absingen lassen? Ich antworte: Nie würden sie an die Einführung einer solchen Gewohnheit gedacht haben, wenn ihre Aussprache wie die unsrige beschaffen gewesen wäre; weil der einfachste Gesang von der Aussprache zu sehr abgewichen seyn würde. Allein man verseze sich an ihre Stelle. Ihre Sprache hatte weit mehr Accente als selbst die Sprache der Römer hatte. Eine Deklamation also, deren Absingen nicht sehr überladen war, konnte die Inflexionen der Stimme deutlich ausdrücken, ohne von der gewöhnlichen Aussprache sehr abzuweichen.

Es scheint daher ausgemacht zu seyn, schließt Du Bos, daß das Absingen der dramatischen Stücke auf den Theatern der Alten weder Passagen noch kadancirte Stimmleitungen, noch anhaltende Triller, noch die übrigen Charaktere unsers musikalischen Gesangs hatte.

Töne gebraucht, einen Unterschied macht. Es war also gar nicht natürlich, daß Menschen, deren Prosodie so viel vom Gesang an sich hatte, den Ton einer jeden Sylbe gleich lang sollten angehal-

Entweder irre ich mich sehr, oder dieser Schriftsteller hatte keinen deutlichen Begriff von den Bestandtheilen des Gesangs. Es scheint als wenn er nur nach dem Muster unsrer Opern vom Gesang urtheile. Er erzehlt, **Quintilian** beklage sich, daß einige Redner die Processe in den Gerichtsstuben so führten, wie man vom Theater die Theaterstücke absage; wie kann man glauben, sezt er hinzu, daß diese Redner so werden gesungen haben, wie man in unsern Opern zu singen pflegt? Ich antworte hierauf, die Folge der Töne, woraus der Gesang besteht, kann unendlich einfacher seyn, als sie in unsern Opern ist, und es ist gar nicht nothwendig, daß sie dieselbigen Passagen, dieselbigen kadancirten Stimmleitungen und dieselbigen anhaltenden Triller haben müsse.

Man findet übrigens in den Alten eine Menge von Stellen, die zum Beweiß dienen, daß ihre Aussprache kein aneinanderhangender Ton war. »So ist, sagt Cicero (de Oratore) die wunderbare Kraft der Stimme beschaffen, die aus drey Tönen, dem hohen, dem tiefen und dem mittlern, die ganze Mannigfaltigkeit, die ganze Lieblichkeit und Harmonie des Gesangs bildet. Denn man muß wissen, die Aussprache schließt eine Art von Gesang, zwar nicht einen musikalischen, oder einen solchen, dessen sich die phrygischen und karischen Redner bey ihren Perorationen bedienen, sondern einen nicht so ausgezeichneten Gesang in sich; ohngefähr wie derjenige beschaffen war, den **Demosthenes** und **Aeschines** gebrauchen wollten, wie sie sich gegenseitig die Inflexionen ihrer Stimmen vorwarfen, und wie Demosthenes, um die Ironie noch weiter zu treiben, einge-

ten haben. Diese Art der Aussprache würde den Charakter der handelnden Sprache nicht genug nachmachen. Beim Ursprung der Sprachen folgten demnach einige Töne äusserst hurtig, andre

stand, sein Gegner habe in einem sanften, klaren und wiederhallenden Ton geredet.“

Quintilian merkt an, man dürfe dieses Tadels wegen, den sich Demosthenes und Aeschines vorwarfen, diese Inflexionen der Stimme nicht verdammen; denn man sieht daraus, daß sie sie beyde gebraucht haben.

„Die großen Akteurs, sagt Du Bos, (Band III. S. 260.) würden kein Wort ausgesprochen haben, eh sie, so zu sagen, ihre Stimme methodisch entwickelten, indem sie sie mit nach und nach hervorstiessen, und ihr gleichsam stufenweise den Ausgang verstatteten, damit sie ihre Organen nicht beleidigen mögten, wenn sie sie plözlich und heftig anstrengten. Sie legten sich, während dieser Uebung nieder. Wenn sie ihre Rolle gespielt hatten, sezten sie sich nieder, und machten in dieser Stellung die vorige Lage der Organen ihrer Stimme nach, indem sie den höchsten Ton, den sie im Deklamiren erreicht hatten, und allmählig auch alle übrigen Töne bey sich wiederholten, bis sie zum niedrigsten Ton gelangten, den sie im Deklamiren ausgesprochen.“ Wenn aber die Deklamation nicht ein wahrer Gesang war, in welchem alle Töne vorkommen mußten; wozu hätten denn die Komödianten ihre Stimme in der ganzen Folge der Töne, die sie hervorbringen konnte, täglich zu üben nöthig gehabt?

„Endlich sind die Schriften der Alten, wie Du Bos (Band III. S. 262.) selbst sagt, voll von Faktis, die zum Beweiß dienen, daß ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihre Stimme stärken oder lieblicher machen konnte, bis zum Aberglauben weit getrieben wurde. Aus dem dritten Kapitel des eilften Buchs im Quintilian kann man abnehmen, daß die Alten

aber äusserst langsam auf einander. Dies ist der Ursprung dessen, was die Grammatiker Quantität nennen, d. h. die bemerkbare Verschiedenheit der langen und der kurzen Sylben. Die Quantität und die nach abgemessenen Intervallen eingerichtete Pronuntiation haben sich beide gleich lang erhalten, und sie sind ohngefähr in demselbigen Verhältniß abgeändert worden. Die Prosodie der Römer näherte sich gleichfalls dem Gesang, und ihre Wörter bestanden aus sehr ungleichen Sylben. In der französischen Sprache ist die Quantität nur in so fern erhalten worden, in so fern sie die schwachen Inflexionen der Stimme dieser Nation nothwendig gemacht hat.

§. 26. So wie die in bemerkbaren Intervallen ausgesprochenen Inflexionen den Gebrauch einer singenden Deklamation eingeführt haben: eben so sezte die fühlbare Ungleichheit der Sylben eine Verschiedenheit der Zeit und des Maaßes zu demselben hinzu. Die Deklamation der Alten hatte also beyde Stücke, die den Gesang charakterisiren, ich meine die Modulation, und die taktmäßige Bewegung.

für alle Arten der Beredsamkeit tiefe Reflexionen über die Natur der menschlichen Stimme und besonders über die verschiedenen Mittel, wodurch sie gestärkt oder geübt werden konnte, gemacht hatten. Die Kunst, die da lehrte, wie man die Stimme stärken und schonen könne, wurde sogar eine eigne Profeßion.« — Konnte wohl eine Deklamation, die eine Wirkung so vieler Bemühungen und Reflexionen war, so einfach seyn, wie unsre Deklamation ist?

Die leztere ist die Seele der Musik. Wir finden auch, daß sie die Alten als schlechterdings nothwendig zu ihrer Deklamation ansahen. Sie hielten auf ihren Theatern einen Mann, der sie mit dem Fußtritt anzeigen mußte; und der Komödiant war eben so sehr an den Takt gebunden, wie ihn der Tonkünstler und der Tänzer heut zu Tage beobachten muß. Es ist offenbar, daß eine solche Deklamation zu sehr von unsrer Art der Aussprache abweichen muß, als daß sie uns natürlich scheinen könne. Statt daß wir von unsern Schauspielern fordern sollten, daß er einen gewissen Takt befolgen müsse, gebieten wir ihm, daß er das Versmaas verstecken muß, oder wir verlangen gar, daß er die Versen so zerreiße, daß es uns vorkomme, er drücke sich in der Prosa aus. Dieses alles bestätiget den Saz, daß sich die Pronuntiation der Alten in ihren alltäglichen Unterredungen dem Gesang so sehr näherte, daß ihre Deklamation, im eigentlichen Verstand, Gesang war.

§. 27. Täglich kann man in unsern Schauspielen die Beobachtung machen, daß die Sänger die Wörter äusserst schwer deutlich aussprechen können. Man wird mich ohne Zweifel fragen, ob die Deklamation der Alten eben diese Unbequemlichkeit hatte? Ich antworte hierauf: Nein. Ich finde den Grund davon im Charakter ihrer Prosodie.

Da die französische Sprache wenig Quantität hat: so sind wir mit dem Musiker zufrieden, wenn er nur die kurzen Sylben kurz, und die langen

lang läßt. Wenn er nur dieses Verhältniß beobachtet: so kann er sie übrigens, nach seinem Belieben, verkürzen und verlängern. Er kann z. B., dieselbige Sylbe in einen, zwey und drey Takte bringen. Der Mangel der prosodischen Accente giebt ihm ebenfalls volle Freyheit. Es steht ihm frey, bey demselbigen Ton die Stimme zu erniedrigen und zu erhöhen; nur sein Geschmack ist ihm hierinnen Regel. Aus allem diesem muß natürlicher Weise einige Konfusion in den Wörtern erwachsen, die zum Gesang gebraucht werden.

In Rom mußte sich ein jeder, der die Deklamation dramatischer Stücke komponirte durchaus nach der Prosodie richten. Er durfte eine kurze Sylbe nicht über ein gewisses Zeitmaas, und eine lange wiederum nicht über zwey dergleichen Zeitmaaße hinausdehnen. Das Volk selbst würde ihn sonst ausgepfiffen haben. Der prosodische Accent bestimmte oft, ob er in einen höhern oder in einen tiefern Ton übergehn dürfe. Er lies ihm dabey nicht seine Wahl. Endlich war er eben so sehr verpflichtet den Takt dem Versmaas anzupassen, als er ihn dem Gedanken anpassen mußte, der in dem Vers ausgedruckt war. So kam es, daß die Deklamation, wenn sie gleich gesungen wurde, dadurch das ihrige zur deutlichen Vernehmung der Wörter beytrug, daß sie sich nach einer Prosodie richtete, die weit festere Regeln hatte, als die Französische.

§. 28. Auch darf man sich die Deklamation der Alten nicht nach unsern Recitatifen vorstellen. Der Gesang der Deklamation war nicht so musi-

kalisch. Was unser Recitatif anlangt: so haben wir dasselbe nur deswegen so sehr mit Musik überladen, weil es uns bey seiner möglichsten Simplizität nie natürlich hätte vorkommen können. Wie wir den Gesang auf unser Theater einführen wollten, und dabey sahen, daß er sich unsrer gewöhnlichen Aussprache nicht genug nähern könne: so entschlossen wir uns, ihn durchaus mit Musik zu verweben, um uns durch seine Annehmlichkeiten darüber schadlos zu halten, was der Gesang, zwar nicht der Natur, sondern einer Gewohnheit nach, die wir für Natur halten, versagte. Die Italiäner haben ein Recitatif, welches ungleich weniger musikalisch ist, als das Französische. Da sie gewohnt sind, ihre Unterredungen weit taktmäßiger einzurichten, als die Franzosen, und da in ihrer Aussprache die Accente eben so fleißig aufgesucht, wie sie in der Französischen vermieden werden: so hat ihnen eine nicht so sehr zusammengesezte Musik natürlich geschienen. Eben deswegen bedienen sie sich derselben in Stücken, die eigentlich deklamirt werden müßten. Das Französische Recitatif würde in Rücksicht auf die Franzosen verlieren, wenn es simpler werden sollte; weil es weniger Annehmlichkeiten haben, ohne daß es deswegen in Rücksicht auf uns natürlicher werden würde. Das italiänische Recitatif würde in Absicht auf die Italiäner verlieren, wenn es zusammengesezter würde; denn es würde das an Annehmlichkeit nicht wieder gewinnen, was es an Natur, oder besser an dem, was die Italiäner für natürlich halten, verlieren würde. Hieraus

folgt: Italiäner und Franzosen müssen sich beyde an ihre eigenthümliche Einrichtung halten, und sie handeln in dieser Rücksicht beyde gleich ungerecht, wenn sie einander kritisiren.

§. 29. Ich finde in der Prosodie der Alten noch einen Grund von einem Faktum, welches, wie ich glaube, noch niemand erklärt hat. Es fragt sich nämlich: wie konnten die römischen Redner, die an einem freien öffentlichen Plaz ihre Reden hielten, vom ganzen Volk verstanden werden?

Sehr leicht werden die Töne der Stimme an die Extremitäten eines weitläuftigen Plazes hingebracht. Die ganze Schwierigkeit liegt darinnen, zu verhindern, daß sie nicht mit einander vermengt werden. Allein diese Schwierigkeit muß in eben dem Verhältniß bey einer Sprache unbedeutender werden, in welchem die Sylben eines jeden Worts, wegen des Charakters der Prosodie dieser Sprache, auf eine deutlichere Weise bey der Aussprache unterschieden werden müssen. Im Lateinischen wurden die Sylben durch die Quelität des Schalls, durch den Accent, um welches Willen man auch unabhängig von der Bedeutung der Wörter die Stimme erhöhen oder nachlassen mußte, und endlich durch die Quantität schon sehr von einander unterschieden. Die Franzosen haben keine solche Accente; ihre Sprache hat fast gar keine Quantität, und viele von ihren Sylben sind ganz stumm. Ein Römer würde demnach seine Gedanken, auf einem Plaz, sehr deutlich vortragen können, auf welchem ein Franzos entweder nur sehr schwer oder gar nicht deutlich zu reden im Stand seyn würde.

Viertes Kapitel.

Von den Fortschritten, die die Kunst des Gestus bey den Alten gethan.

§. 30. Es ist allgemein bekannt, daß die Kunst des Gestus, bey den Alten und besonders bey den Römern, große Schritte gethan. Der Abbe' Du Bos hat die merkwürdigsten Nachrichten, die uns die Alten hiervon hinterlassen haben, gesammlet. Allein kein Schriftsteller hat die Ursachen vom glücklichen Fortkommen dieser Kunst aufgesucht. Daher kömmt es, daß uns die Schauspiele der Alten wie Wunder vorkommen, die man nicht begreifen kann, und daß man bisweilen Mühe hat, die Idee des Lächerlichen zu entfernen, die wir so gern allem, was unsern Sitten zuwider läuft, beygesellen. Du Bos, der die Vertheidigung derselben über sich nahm, macht seine Leser auf die ungeheuren Kosten, die Griechen und Römer auf die Vorstellung ihrer dramatischen Stücke verwendeten, und auf ihre Fortschritte aufmerksam, die sie in der Poesie, Beredsamkeit, Malerei, Bildhauerei und in der Baukunst gethan haben. Hieraus schließt er, man müsse auch in Ansehung solcher Künste ein günstiges Vorurtheil von ihnen haben, wovon kein Monument übrig geblieben. Ihm zu Folge müssen wir den Vorstellungen ihrer dramatischen Stücke dieselbigen Lobsprüche ertheilen, die wir ihren Gebäuden und ihren Schriften geben. Ich halte dafür, man müsse, um an diesen Vorstellungsarten Geschmack finden zu können, vor-

her durch gewisse Gebräuche vorbereitet seyn, die von unsern Sitten sehr abweichen. In Rücksicht auf diese Gebräuche verdienen die Schauspiele der Alten unsern ganzen Beyfall, und sie könnten vielleicht vor den unsrigen beträchtliche Vorzüge haben. Dies ist der Gegenstand meiner Untersuchungen in diesem und im nächsten Kapitel.

§. 31. Wenn es, wie ich schon bemerkt habe, natürlich ist, daß die Stimme ihre Inflexionen in eben dem Verhältniß abändert, in welchem die Gestus abwechseln: so ist es den Menschen, die eine Sprache reden, deren Pronuntiation sich dem Gesang nähert, eben so natürlich, daß sie einen verschiedenen Gestus haben. Diese beyden Stücke müssen mit gleichen Schritten fortgehn. Wenn wir also in der Prosodie der Griechen und der Römer einige Reste vom Charakter der handelnden Sprache wahrnehmen; so müssen wir um so viel mehr in den Bewegungen des Körpers, womit sie ihre Reden vergesellschafteten, dergleichen Spuren antreffen. Hieraus sehn wir, daß ihre Gestus ausgezeichnet genug waren, um verstanden zu werden. Und so können wir nun auch ohne Mühe begreifen, wie sie dem Gestus Regeln vorschrieben, und wie sie das Geheimniß, ihn in Noten zu sezen, erfanden. Dieser Theil der Deklamation ist heut zu Tage eben so simpel geworden, wie die übrigen. Wir schätzen einen Schauspieler nur in so fern hoch, in so fern er durch schwache Veränderungen seiner Gestus die Kunst besizt, alle Situationen der Seele auszudrücken; und wir sagen, er agire gezwungen, wenn er sich

nur etwas zu sehr von unsrer gewöhnlichen Gestikulation entfernt. Wir also können nicht mehr gewisse Prinzipien für die regelmäßige Einrichtung der Attituden und aller Bewegungen des Körpers haben, die bey der Deklamation vorkommen; und die Bemerkungen, die man noch in dieser Rücksicht machen kann, gehn nur auf besondere Fälle.

§. 32. Nachdem einmal die Gestus in eine Kunst gebracht und notirt wurden: so war es leicht, sie dem Takt und dem Maas der Deklamation unterwürfig zu machen. Das thaten die Griechen und die Römer. Die leztern giengen noch weiter. Sie theilten den Gesang und die Gestus unter zween Schauspieler auf. So sonderbar diese Gewohnheit scheinen mögte: so sehn wir daraus doch ein, wie ein Schauspieler mittelst einer abgemessenen Bewegung seine Attituden gehörig abändern, und sie der Rede des Deklamirenden anpassen konnte; und warum man durch einen unabgemessenen Gestus eben so sehr beleidigt werden konnte, wie uns heut zu Tage ein Tänzer beleidigt, wenn er nicht taktmäßig tanzt.

§. 33. Die Art, wie die Gewohnheit, den Gesang und die Gestus unter zwey Akteurs zu theilen eingeführt wurde, ist ein Beweis von der Liebe der Römer für eine Gestikulation, die bey uns übertrieben seyn würde. Man erzehlt, der Dichter Livius Andronikus, der seine Rolle in einem von seinen Stücken spielte, und gewisse Stellen, die dem Volk sehr wohl gefallen hatten, mehrmals wiederholen mußte, habe für gut befunden, einen Sklaven die Verse hersagen zu lassen, während

dem er selbst die Gestus dazu machte. Er brachte um so viel mehr Lebhaftigkeit in seine Aktion, da seine Kräfte dabey nicht getheilt waren, und da seine Art des Schauspiels gefiel; so erhielt diese Gewohnheit in den Monologen die Oberhand. Dieses waren dialogirte Scenen, wo derselbige Schauspieler die Gestus machte und zu gleicher Zeit auch das Stück rezitirte. Würden wohl solche Bewegungen, die die ganze Kraft eines Menschen erforderten, auf unsern Theatern Beyfall erhalten haben?

§. 34. Die Gewohnheit, die Deklamation zu vertheilen, führte natürlicher Weise zur Erfindung der Pantomime; es war nur noch ein einziger Schritt übrig. Der Akteur nämlich, der die Gestus machte, durfte in dieselben nur so viel Ausdruck hineinbringen, daß die Rolle des Singenden überflüßig zu seyn schien. Das geschah auch. Die ältesten Schriftsteller, die von den Pantomimen reden, sagen uns, die ersten Pantomimisten haben es mit den Monologen versucht, die, wie ich eben gesagt habe, solche Scenen waren, in welchen die Deklamation vertheilet war. Unter August kamen sie auf, und sie waren bald im Stand, ganze Stücke auf diese Art aufzuführen. Ihre Kunst verhielt sich zu unsrer Gestikulation, wie sich der Gesang der Stücke, die aufgeführt wurden, zu unsrer Deklamation verhielt. Auf solche Weise wurde, auf einem langen Umweg, eine Sprache, als eine neue Erfindung ausgedacht, die doch die erste Sprache, die die Menschen geredet haben, oder die von derselben nur darinnen unterschieden

war, daß eine größere Anzahl von Gedanken in derselben ausgedrückt werden konnten.

§. 35. Die Pantomime würde unter Völkern, die so beschaffen sind, wie wir, nie haben entstehn können. Von der wenig bemerkbaren Aktion, womit wir unsre Reden begleiten, ist bis zu den lebendigen, abwechselnden und ausgezeichneten Bewegungen dieser Schauspieler ein zu weiter Abstand. Bey den Römern machten diese Bewegungen einen Theil der Sprache, und vorzüglich derjenigen Sprache aus, die auf den Theatern gewöhnlich war. Man hatte drey verschiedene Sammlungen von Gestus gemacht. Die eine gehörte für die Tragödie; die zwote fürs Lustspiel, und die dritte für gewisse dramatische Stücke, die man Satyren nannte. Hieraus haben Pylades und Bathill, die ersten Pantomimisten, die Rom gehabt hat, die Gestus ihrer Kunst geschöpft. Wenn sie neue Gestus erfanden: so bildeten sie sie wahrscheinlich nach der Analogie derer, die schon jedermann kannte.

§. 36. Die Entstehung der Pantomime, worauf die Schauspieler verfielen, nachdem sie schon große Fortschritte in ihrer Kunst gethan hatten; die in Sammlungen zusammengefaßten Gestus, die zum Trauer, zum Lustspiel und zu den Satyren bestimmt waren; und die Aehnlichkeit, die eine sehr ausgezeichnete Gestikulation mit Inflexionen der Stimme hat, die sich auf eine sehr bemerkbare Art abändern; dieses alles bestätiget dasjenige von neuem, was ich von der Deklamation der Alten gesagt habe. Nimmt man nun noch hinzu, daß

die Bewegungen der Gesichtsmuskeln der Pantomimisten nicht zu Hülfe kommen konnten, indem sie, wie die übrigen Schauspieler maskirt waren: so läßt sich beurtheilen, wie lebhaft ihre Gestus, und wie singend folglich die Deklamation der Stücke, von welcher sie die Gestus entlehnten, seyn mußte.

§. 37. Aus der Geschichte des Cicero und des Roscius lernen wir, wie stark der Ausdruck der Gestus schon vor der Einführung der Pantomime war. Jener sagte eine Periode, die er eben niedergeschrieben hatte, her, und dieser drückte den Sinn derselben, durch ein stummes Spiel aus. Wenn Cicero die Wörter oder die Wendung wieder veränderte: so daß der Sinn dadurch nicht verloren gieng: so drückte dies Roscius gleichfalls durch neue Gestus aus. Nun frag' ich: ob wohl dergleichen Gestus mit einer so simplen Deklamation, wie die unsrige ist, je hätten verbunden werden können?

§. 38. Die Pantomime gefiel den Römern gleich bey ihrer Entstehung; sie gieng von der Hauptstadt in die entlegensten Provinzen aus, und sie erhielt sich so lang, wie das römische Reich. Man weinte bey den Pantomimen, wie bey andern Schauspielen. Sie gefielen sogar besser, als die leztern; weil die Einbildungskraft durch eine Sprache, die ganz Handlung ist, weit lebhafter gerührt wird. Die Liebe für diese Art von Schauspiel wurde am Ende so groß, daß sich der Senat genöthigt sah, den Senatoren, in einem eignen Gesez, die Besuchung der Schulen der Pantomi-

mißten, und den römischen Rittern die Begleitung derselben auf den Straßen zu verbieten.

Sehr richtig ist es, was der Abbe' du Bos sagt: „Bey den nördlichen Nationen Europens würden die Pantomimen weit schwerer fortzekommen seyn: weil ihre natürliche Aktion nicht so beredt, noch bemerkbar genug ist, daß sie leicht verstanden werden könnte, wenn man sie blos sieht, ohne die Rede hören zu können, deren natürliche Begleitung sie ist. — In Italien hingegen kommen bey den Unterredungen von allerley Art mehr Gestus vor; es wird daselbst mehr zu den Augen geredet, (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf,) als in unsern Gegenden. Ein Römer, der die Gravität seines studirten Betragens fahren, und seine natürliche Lebhaftigkeit wirken lassen will, ist fruchtbar am Gestus, und reich an körperlichen Demonstrationen, die fast eben so viel, als ganze Phrases bedeuten. Durch seine Aktion macht er vieles verständlich, was man bey der unsrigen nicht errathen könnte: und seine Gestus sind auch so merklich, daß man sie leicht wiedererkennt, wenn man sie wiedersieht. Ein Römer, der von einer wichtigen Sache mit seinem Freund insgeheim reden will, begnügt sich nicht, zu verhüten, daß er nicht gehört werde; sondern er gebraucht auch die Vorsicht, zu verhüten, daß ihn niemand sehn möge; weil er mit Grund befürchtet, seine Gestus und die Bewegungen seiner Gesichtsmuskeln möchten seine Heimlichkeiten andern verrathen."

„Die Beobachtung läßt sich leicht machen, daß dieselbige Lebhaftigkeit des Geistes, dasselbige

Feuer der Einbildungskraft, welches durch eine natürliche Bewegung, lebhafte, abwechselnde, ausdruksvolle und charakteristische Gestus erzeugt, auch die Fassung ihrer Bedeutung erleichtert; wenn nämlich vom Verstehn der Bedeutung fremder Gestus die Rede ist. Eine Sprache, die man selbst spricht, versteht man leicht. — — Nimmt man hiezu noch die gewöhnliche Bemerkung, daß das Naturel gewisser Nationen empfindlicher ist, als die Gemüthsart andrer Völker: so wird man leicht begreifen, wie Schauspieler, die kein Wort redeten, die Griechen und die Römer sehr heftig rühren konnten, deren natürliche Aktion sie nachahmten." *).

§. 39. Die einzelnen Untersuchungen dieses und des vorigen Kapitels zeigen, daß die Deklamation der Alten in zweyen Stücken von der unsrigen verschieden war. Einmal, durch das Singen, wodurch eben bewirkt wurde, daß die entferntesten Zuhörer den Schauspieler verstehn konnten; Zweytens, durch die Gestus, die dadurch, daß sie abwechselnd und so lebhaft waren, aus der weitesten Ferne unterschieden werden konnten. Das machte eben, daß man so sehr große Schaubühnen bauen konnte, damit das Volk nahe beym Schauspiel seyn möchte. Das Gesicht der Schauspieler konnte in der Entfernung, in welcher sich der größte Theil der Zuschauer befand, nicht deutlich unterschieden werden, und aus diesem Grund wurde die Scene nicht so hell erleuchtet, wie heut zu Tage geschieht. Man führte sogar

*) Reflexions Critiques. *Tom. III. Sect. XVI. p.* 284.

den Gebrauch der Masken ein, und zwar ursprünglich vielleicht deswegen, damit man einige Fehler oder einige Gesichtsgeberden verheelen möge; in der Folge hingegen bediente man sich derselben, um die Stärke der Stimme zu vermehren, und um einer jeden Person die Physiognomie zu geben, die ihr Charakter zu erfordern schien. Die Masken leisteten auf solche Weise große Vortheile. Die einzige Unbequemlichkeit dabey war, daß sie den Ausdruck der Minen verhinderten. Allein es litte nur ein sehr kleiner Theil der Zuschauer darunter, und man sollte eigentlich darauf nicht Acht geben.

Heut zu Tage ist die Aktion weit simpler geworden, und der Schauspieler kann sich auf eine solche Weite nicht verständlich machen. Die Gestus sind übrigens auch nicht mehr so verschieden und so charakteristisch. Ein guter Schauspieler bemühet sich heut zu Tage die Empfindungen seiner Seele, mittelst des Gesichts und seiner Augen auszudrücken. Man muß ihn folglich in der Nähe und unmaskirt sehn. Unsre Schauspielsäle sind auch ungleich kleiner und dabey ungleich besser erleuchtet, als die Theater der Alten. Auf solche Weise hat die Prosodie dadurch, daß sie einen neuen Charakter annahm, sogar in solchen Dingen Veränderungen verursacht, die beym ersten Anblick gar keine Beziehung zu derselben zu haben scheinen.

§. 40. Aus der Verschiedenheit unter unsrer Art zu deklamiren und unter der Deklamation der Alten läßt sich schließen, daß es heut zu Tage ungleich schwerer seyn muß, in dieser Kunst groß zu

werden, als es in jenen Zeiten war. Je weniger Abweichungen der Stimme und der Gestus wir zugeben, desto mehr Feinheit erfordern wir beym Schauspiel. Man hat mir versichert, gute Schauspieler seyen in Italien häufiger, als in Frankreich. Das kann seyn; es muß aber nothwendig nur Beziehungsweise auf den Geschmack beyder Nationen verstanden werden. Baron würde dem Römer kalt; Roscius hingegen würde dem Franzosen verrückt geschienen haben.

§. 41. Die Liebe zur Deklamation war die Lieblingsneigung der Römer. Die meisten von ihnen, sagt du Bos (Band III. Absch. 15.) waren Deklamatoren geworden. Der Grund davon ist einleuchtend, besonders wenn man in den Zeiten der Republik um denselben fragt. Damals war das Talent der Beredsamkeit für einen Bürger das köstlichste Geschenk, weil es das Mittel zu hohen Ehrenstellen war. Man mußte daher nothwendig auch die Deklamation, als einen so wesentlichen Theil der Beredsamkeit kultiviren. Diese Kunst war einer von den Hauptgegenständen der Erziehung, und man konnte sie die Kinder um so viel leichter lehren, da sie, wie heut zu Tage der Tanz und die Musik, ihre festen Regeln hatte. Dies ist ein Hauptgrund von der Liebe der Alten zu den Schauspielen.

Der gute Geschmack in der Deklamation verbreitete sich sogar bis zum Volk, welches der Aufführung der Theaterstücke beywohnte. Sehr leicht gewöhnte es sich an eine Art zu recitiren, die von der ihm natürlichen Aussprache nur darinnen verschie-

den war, daß sie nach gewissen Regeln, wodurch ihr Nachdruck verstärkt wurde, geschah. Auf solche Weise wurde in seine Sprache eine Delikatesse gebracht, wovon wir heut zu Tage nur bey Personen des höhern Standes einige Beyspiele finden.

§. 42. Die Deklamation ist durch eine Reihe von Veränderungen, die mit der Prosodie vorgegangen sind, so simpel geworden, daß man ihr nicht mehr gewisse Regeln vorschreiben kann. Sie ist fast blos das Geschäfte des Instinkts oder des Geschmacks. Sie kann bey uns nicht mehr ein Stück der Erziehung ausmachen, und sie wird in einem so hohen Grad vernachläßigt, daß wir Redner haben, die nicht einmal zu glauben scheinen, daß sie ein wesentlicher Theil ihrer Kunst sey. Ein Umstand, der den Alten eben so unbegreiflich würde gewesen seyn, als uns nur irgend etwas, was sie gethan haben, sonderbar vorkommen kann. Da wir die Deklamation nicht frühe kultivirt haben: so drängen wir uns auch nicht mit einem ähnlichen Eifer zu den Schauspielen, und die Beredsamkeit hat weniger Gewalt über uns. Die Reden, die sie uns hinterlassen haben, haben nur einen Theil ihres Nachdrucks aufbehalten. Wir kennen weder den Ton, noch die Gestus, mit denen sie vergesellschaftet waren, und die so mächtig auf die Seele der Zuhörer wirken mußten *). Daher

*) Cicero (*de Oratore*) sagt: »Hat man nicht oft gesehn, daß mittelmäßige Redner die Ehre und den Preiß der Beredsamkeit, blos wegen der Würde ihrer Aktion davon trugen; während daß sonst sehr einsichtsvolle Redner für mittelmäßig gehalten wur-

fühlen wir auch die Kraft der Donnerkeile des Demosthenes und die Harmonie der Perioden des Cicero nur ganz dunkel.

Fünftes Kapitel.

Von der Musik.

Ich habe bisher voraussezen müssen, daß die Alten die Musik gekannt haben. Es wird nöthig seyn, daß ich hier eine Geschichte derselben wenigstens in so fern mittheile, in so fern diese Kunst einen Theil der Sprache ausmacht.

§. 43. Da die Prosodie, beym Ursprung der Sprache, sehr abwechselte: so waren ihr alle Inflexionen der Stimme natürlich. Der Zufall mußte nothwendig bisweilen einige Passagen ver-

den, weil ihnen die Grazie der Aussprache mangelte? Demosthenes hatte also Recht, daß er der Aktion den ersten, zweyten und dritten Rang gab. Denn, wenn Beredsamkeit ohne dieses Talent nichts ist, und wenn die Aktion ohne Beredsamkeit so viel Kraft und Wirksamkeit hat: muß man denn nicht zugeben, daß sie beym öffentlichen Vortrag äußerst wichtig seyn muß?« Die Art der Alten zu deklamiren mußte nothwendig mehr Nachdruck haben, als die unsrige; weil Demosthenes und Cicero, die in den andern Theilen groß waren, selbst urtheilten, ohne Aktion sey Beredsamkeit nichts. Unsre heutigen Redner würden diesem Urtheil nicht beytreten. Der Abbe' Collin sagt: die Meynung des Demosthenes sey übertrieben. Wäre das wahr, warum hat sie denn Cicero, ohne eine Einschränkung zu derselben zuzufügen, unterschrieben?

anlassen, die dem Ohr gefielen. Man bemerkte sich diese, und man gab sich Mühe, sie zu wiederholen. So war die erste Idee beschaffen, die man von der Harmonie hatte.

§. 44. Die diatonische Ordnung, d. h. die Ordnung, nach welcher die Töne in ganzen und in halben Tönen auf einander folgen, scheint uns heut zu Tage so natürlich, daß man glauben sollte, sie sey die erste Ordnung der Töne gewesen, die man gekannt habe. Wenn wir aber Töne finden, deren Beziehungen weit fühlbarer sind: so werden wir daraus mit Grund schließen können, daß diese Folge der Töne vor jener möchte bemerkt worden seyn.

Da es bewiesen ist, daß die Progreßion durch die Terzie, die Quinte und Oktave unmittelbar aus dem Prinzipium folgt, aus welchem die Harmonie entspringt, d. h. aus der Ressonanz tönender Körper; und da sich die diatonische Ordnung aus dieser Progreßion erzeugt: so folgt, daß die Beziehungen der Töne bey der harmonischen Ordnung fühlbarer seyn muß, als bey der diatonischen. Die leztere kann, da sie sich vom Prinzipium der Harmonie entfernt, die Beziehungen unter den Tönen nicht anders erhalten, als in so fern sie durch die Folge, wodurch sie erzeugt wird, hineingebracht wird. So ist zum Beyspiel *re* in der diatonischen Ordnung nur deswegen an *ut* geknüpft, weil *ut re*, durch die Progreßion *ut sol* erzeugt werden. Die Verbindung dieser beyden leztern aber hat ihr Prinzipium in der Harmonie der

tönenden Körper, wovon sie Theile sind. Das Ohr bestätigt dieses Räsonnement. Denn es empfindet die Beziehung der Töne *ut*, *mi*, *sol*, *ut*, leichter, als das Verhältniß der Töne *ut*, *re*, *mi*, *fa*. Folglich sind es die harmonischen Intervallen, die man zuerst bemerkt hat.

Auch hier giebt es Fortschritte, worauf man merken muß. Denn da die harmonischen Töne Intervallen machen, die leichter oder schwerer anzustimmen sind: und da sie mehr oder weniger bemerkbare Beziehungen haben: so läßt sich natürlicher Weise nicht erwarten, daß die einen wie die andern sogleich sollten gefaßt und wahrgenommen worden seyn. Wahrscheinlich ist es also, daß man diese Progreßion *ut*, *mi*, *sol*, *ut* nur erst nach vielen Erfahrungen erfand. Wie man aber diese einmal gefunden hatte: so machte man nach demselbigen Modell auch andre, z. B. *sol*, *si*, *re*, *sol*. Was die diatonische Ordnung betrift: so wurde diese nur mit nach und nach, und nach vielem Herumsuchen entdeckt. Denn man hat ihre Entstehungsart erst in unsern Zeiten gezeigt *).

§. 45. Die ersten Fortschritte dieser Kunst waren demnach die Frucht einer langen Erfahrung. Man hat die Grundsäze derselben vervielfältiget, weil man die wahren Prinzipien nicht kannte. Herr Rameau war der erste, der den Ursprung aller Harmonie in der Resonnanz tönender Körper fand, und der die Theorie dieser Kunst auf ein einziges Prinzipium zurückführte. Die Griechen,

*) La Generation harmonique de *Mr. Rameau*.

deren Musik man so sehr erhebt, kannten die Komposition in manchen Theilen eben so wenig, wie die Römer. Wahrscheinlich ist es indessen, daß sie frühe einige Akkorde benuzten; sie mögen nun durch den Zufall beym Zusammentreffen zwoer Stimmen, auf die Bemerkung derselben geleitet worden seyn, oder sie mögen durch eine gleichzeitige Berührung zwoer Chorden eines Instruments die Harmonie derselben empfunden haben.

§. 46. Da die Fortschritte der Musik so langsam geschahen: so stand es lang an, ehe man an die Absonderung derselben von den Wörtern gedachte. Sie würde den Leuten damals durch ein solches Scheiden, ganz vom Ausdruck entblößt vorgekommen seyn. Außerdem war es natürlich, daß man die Musik als eine Kunst betrachtete, wodurch die Rede mehr Annehmlichkeit und Nachdruck erhalten könne; da sich ja die Prosodie durch alle Töne, die die Stimme bilden kann, geoffenbaret, und da sie allein zur Bemerkung ihrer Harmonie Gelegenheit gegeben hatte. So entstand das Vorurtheil der Alten, daß die Musik von den Wörtern nicht abgesondert werden solle. Die Musik war in Ansehung derer, bey denen sie entstand, ohngefähr das, was die Deklamation in Rücksicht auf uns ist. Sie lehrte, wie man die Stimme regelmäßig leiten solle, da dieses vorher vom Zufall abhieng. Die Absonderung des Gesangs von den Wörtern schien ihnen daher eben so lächerlich, wie es uns heut zu Tage lächerlich vorkommen würde, wenn man von un-

fern Versen die Töne unsrer Deklamation absondern wollte.

§. 47. Die Musik vervollkommnete sich indessen. Sie kam allmälig so weit, daß sie den Nachdruck der Wörter erreichte, und in der Folge versuchte sie gar, ihn zu übertreffen. Nun erst konnte man wahrnehmen, daß sie an und für sich schon vieles Nachdrucks fähig sey; und nun konnte ihnen auch die Absonderung derselben von den Wörtern nicht mehr lächerlich vorkommen. Der Ausdruck, den die Töne in der am Gesang theilnehmenden Prosodie; ferner der Ausdruck, den sie bey der Deklamation, die gleichfalls gesungen wurde, hatte, bereiteten die Menschen zu dem Ausdruck vor, den sie haben mußten, wenn man sie nur einzeln hören würde. Zwey Gründe geben denen, die mit einigem Talent in dieser neuen Art von Musik einen Versuch machten, die Versicherung von einem glücklichen Erfolg. Der eine war dieser, daß sie ohne Zweifel solche Passagen auswehlten, an die man schon durch den Gebrauch der Deklamation einen gewissen Ausdruck zu knüpfen gewohnt war, oder wobey man sich doch wenigstens etwas ähnliches denken konnte. Der zweyte war das Staunen, in welches diese Musik, bey ihrer Neuheit, den Zuhörer versezen mußte. Je mehr man darüber erstaunte, desto mehr mußte man dem Eindruck nachgeben, den sie verursachen konnte. Man bemerkte auch, daß diejenigen, die schwer gerührt werden konnten, doch allmählig, wegen der Kraft der Töne, von der Freude zur Traurigkeit oder gar zur Wuth übergiengen.

Wie das die andern, die gar nicht würden gerührt worden seyn, sahen: so wurden sie es auch. Der Effekt dieser Musik wurde der Gegenstand der gesellschaftlichen Unterredungen, und die Imagination wurde schon bey der bloßen Erzehlung davon erhizt. Jeder wollte aus eigner Erfahrung davon urtheilen; und da es die Menschen gemeiniglich gerne sehn, daß sich außerordentliche Dinge bestätigen: so kamen sie mit den günstigsten Dispositionen zur Anhörung dieser Musik; die folglich dieselbigen Wunder mehrmals verrichtete.

§. 48. Unsre heutige Prosodie und Deklamation taugen zur Vorbereitung der Wirkungen, die die Musik hervorbringen müßte, wenig. Der Gesang ist uns nicht eine so geläufige Sprache, wie er es bey den Alten war, und die von den Wörtern gesonderte Musik hat nicht mehr den Anstrich der Neuheit, der schon allein über die Imagination viel vermag. Auch behalten wir in dem Augenblick, da die Musik aufgeführt wird, alles mögliche kalte Blut; wir kommen dem Tonkünstler gar nicht zu Hülfe, um uns aus dieser Kälte herauszusezen, und die Empfindungen, die wir dabey haben, entstehn einzig und allein aus der Wirkung der Töne auf das Gehör. Nun aber sind die Empfindungen der Seele gewöhnlich so schwach, wenn die Imagination nicht selbst auf die Sinne zurückwirkt, daß man sich gar nicht wundern dürfte, wenn unsre Musik nicht eben so wunderbare Effekte erzeugt, als die Musik der Alten hervorzubringen pflegte. Man müßte, um von ihrer Kraft urtheilen zu können, gewisse un-

sikalische Stücke vor Leuten aufführen, die wenig Imagination haben, denen die Musik neu wäre, und deren Deklamation, die nach einer am Gesang theilnehmenden Prosodie gebildet seyn müßte, selbst singend wäre. Unbrauchbar aber würde diese Erfahrung seyn, wenn wir zur Bewunderung der Dinge, die uns nahe liegen, eben so geneigt wären, als zur Bewunderung solcher, die von uns abliegen.

§. 49. Der Gesang der Wörter ist heut zu Tage von unsrer gewöhnlichen Aussprache, und von unsrer Deklamation so verschieden, daß sich die Einbildungskraft nur mit der äußersten Mühe der Täuschung unsrer in Musik gesezten Trauerspiele überläßt. Auf der andern Seite waren die Griechen auch weit empfindlicher, als wir; weil sie eine weit lebhaftere Einbildungskraft hatten. Die Musiker endlich gebrauchten den günstigsten Augenblick, um sie zu rühren. Alexander z. B. saß an der Tafel, und er war, wie Herr Burette bemerkt *), wahrscheinlich schon durch den Geist des Weins erhizt, wie ihn eine Musik, die einem Wuth einflößen konnte, zum Ergreifen der Waffen bestimmte. Ich zweifele gar nicht, daß es bey uns nicht auch Soldaten geben sollte, bey denen der Schall der Trommeln und der Trompeten eben die Wirkung hervorbringen möchte. Wir dürfen daher nicht aus den der Musik der Alten zugeschriebenen Wirkungen von derselben urtheilen; sondern aus den Instrumenten, die sie

*) *Hiſtoire de l'Academie des Belles lettres.* Tom. V.

dabey gebrauchten; und da wird sich ergeben, daß sie unter der unsrigen steht.

§. 50. Ich muß hier die Bemerkung einstreuen, daß die von den Wörtern abgesonderte Musik bey den Griechen, durch ähnliche Fortschritte vorbereitet wurde, denen die Römer die Kunst der Pantomime zu verdanken haben; und daß diese beyden Künste bey ihrer Entstehung, bey beyden Völkern dasselbige Staunen, und dieselbigen wunderbaren Wirkungen hervorgebracht haben. Diese Gleichförmigkeit scheint mir sonderbar, und zur Bestätigung meiner Muthmaßung dienlich zu seyn.

§. 51. Ich habe eben, zu Folge aller Nachrichten, die uns hierüber geliefert worden sind, gesagt, daß die Griechen eine lebhaftere Einbildungskraft gehabt, als wir. Ich zweifele aber, daß man den wahren Grund von dieser Verschiedenheit gekannt. Mir kömmt es wenigstens vor, daß man ihn mit Unrecht einzig und allein im Klima sucht. Wenn man vorausseżt, daß Griechenlands Klima beständig so geblieben ist, wie es war: so mußte die Einbildungskraft der Einwohner mit nach und nach schwächer werden. Ich will zeigen, daß dieses eine natürliche Wirkung der Veränderungen ist, die die Sprache leidet.

Ich habe oben (Abschnitt IV. Kap. 2. §. 21.) angemerkt, daß die Einbildungskraft bey Menschen, die noch keinen Gebrauch willkührlicher Zeichen kennen, weit lebhafter wirkt. Da nun die handelnde Sprache unmittelbar das Werk einer solchen Einbildungskraft ist: so muß sie nothwen-

dig feuriger seyn. In der That thut bey denen, denen sie geläufig ist, ein Gestus oft eben so viel, als eine lange Phrase. Aus eben dem Grund müssen nun die nach dem Modell dieser Sprache gebildeten Wortsprachen lebendiger seyn, und die andern müssen in eben dem Maas von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, in welchem sie sich von diesem Modell entfernen. Sie behalten den Charakter derselben weniger bey. Nun erhellet aus dem, was ich über die Prosodie gesagt habe, daß die griechische Sprache in diesem Stück weit mehr, als irgend eine andre, die Einflüsse der handelnden Sprache genoß, und dasjenige, was ich in der Folge von den Inversionen sagen werde, soll ein Beweis seyn, daß dieses nicht die einzigen Effekte dieses Einflusses waren. Zur Uebung der Aufmerksamkeit war demnach diese Sprache sehr geschickt. Die Französische hingegen ist in ihrer Konstruktion und Prosodie so einfach, daß sie fast blos die Uebung des Gedächtnisses erfordert. Wenn wir von Dingen reden: so begnügen wir uns ihre Zeichen zurück zu rufen; und selten wecken wir ihre Ideen auf. Da auf solche Weise die Einbildungskraft seltener angestrengt wird: so ist es natürlich, daß sie sich schwerer in Bewegung sezen läßt. Wir müssen folglich eine weniger lebhafte Einbildungskraft haben, als die Griechische war.

§. 52. Der Hang zum Gewöhnlichen war in allen Zeitaltern ein Hinderniß für das weitere Fortkommen der Künste. Das hat die Musik vorzüglich erfahren müssen. Sechshundert Jahre vor Christi

Geburt wurde Timotheus durch ein Dekret der Ephoren aus Sparta verbannt; weil er aus Verachtung der alten Musik, zur Leyer noch drey Chorden hinzugefügt hatte, d. h. weil er die Leyer zum Ausdruck mannigfaltigerer und weitläuftigerer Gesänge tauglich machen wollte. So gros waren die Vorurtheile seiner Zeit. Wir haben ihrer auch, und man wird ihrer auch nach uns noch haben; ohne daß man es sich wird beyfallen lassen, daß sie einmal für lächerlich erklärt werden dürften. Lulli, den wir heut zu Tage für so simpel und natürlich halten, schien in seinem Zeitalter übertrieben. Man sagte, er verderbe durch seine Balleti den Tanz, und er verwandele ihn ganz in Spas. „Es sind ohngefähr sechs und zwanzig Jahre verflossen, sagt der Abbe' du Bos, daß die Gesänge, die in Frankreich komponirt wurden, durch die Bank weiter nichts, als eine Reihe von langen Noten waren; und es sind ohngefähr achtzig Jahre her, daß der Takt in den Balletten eine langsame Bewegung, und daß ihr Gesang, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, selbst bey der größten Munterkeit ganz gesezt einhergieng." Das war die Musik, woran diejenigen hingen, die den Lulli tadelten.

§. 53. Die Musik ist eine Kunst, worüber jederman zu urtheilen Recht zu haben glaubt. Die Zahl ungeschickter Richter muß hier folglich auch sehr groß seyn. Ohne Zweifel giebt es in dieser Kunst, wie in einer jeden andern, einen Punkt der Vollkommenheit, von welchem man nicht abweichen darf. Dies ist ihr Prinzipium. Allein

wie schwankend ist es? Wer hat bisher diesen Punkt bestimmt? Und, wenn er denn noch nicht bestimmt ist, wer soll ihn ausfündig machen? Sollen es ungeübte Ohren thun; weil die meisten in diese Klasse gehören? So hat es denn eine Zeit gegeben, da die Musik des Lulli mit Recht verdammt worden ist. Sollen geübte Ohren darüber urtheilen, wenn ihrer gleich nur wenige sind? So haben wir denn heute eine Musik, die nicht weniger schön ist, weil sie von der Lullischen verschieden ist.

Die Musik müßte eigentlich nach eben dem Verhältniß kritisiret werden, in welchem sie vollkommener wird; besonders wenn die Fortbildung derselben beträchtlich und plözlich geschähe. Denn da ist sie dem Gewohnten am wenigsten ähnlich. So bald man aber anfängt, sie sich geläufig zu machen; so findet man an ihr Geschmack, und sie hat weiter nichts gegen sich, als das Vorurtheil.

§. 54. Wir kennen den Charakter der Instrumentalmusik der Alten nicht mehr. Ich will nur noch einige Muthmaßungen über den Gesang ihrer Deklamation mittheilen.

Sie wich wahrscheinlich von ihrer gewöhnlichen Aussprache ohngefähr eben so ab, wie unsre Deklamation von unsrer Pronuntiation abweicht; und sie änderte sich gleichmäßig nach dem Charakter der Stücke und der Scenen ab. Im Lustspiel mußte sie so simpel seyn, als es die Prosodie verstattete. Es war die gewöhnliche Aussprache, die man nur in so weit veränderte, in so fern man sie, um die Töne derselben auszudrücken, und um

die Stimme durch gewisse Intervallen zu leiten verändern mußte.

In der Tragödie war der Gesang mannigfaltiger und weitläuftiger; besonders aber in den Monologen, denen man den Namen Lieder gab. Dieses sind gemeiniglich die leidenschaftlichsten Scenen. Denn es ist natürlich, daß sich dieselbige Person, die sich in andern Scenen Gewalt anthut, dem ganzen Sturm ihrer Empfindungen überläßt, wenn sie ganz allein ist. Eben deswegen ließen die römischen Dichter die Monologen von Musikern von Profeßion, in Musik sezen. Bisweilen überließen sie ihnen auch sogar die Komposition der Deklamation des übrigen Stücks. Nicht so die Griechen. Ihre Dichter waren Tonkünstler, und sie machten diese Arbeit selbst.

In den Chören war endlich der Gesang voller, als in den übrigen Scenen. Dies waren die Stellen, bey denen der Flug des Dichtergenies höher war, und es läßt sich gar nicht bezweifeln, daß der Tonkünstler nicht seinem Beyspiel sollte gefolgt haben. Diese Vermuthungen erhalten durch die verschiedenen Arten von Instrumenten, mit denen man die Stimme der Akteurs begleitete, ihre Bestätigung: denn sie waren nach Maasgabe des Charakters der Wörter kürzer oder länger.

Wir können uns die Chöre der Alten nicht durch die Chöre unsrer Opern vorstellen. Ihre Musik war von der unsrigen sehr verschieden; weil sie in vielen Stücken die Komposition noch nicht genug kannten; und ihre Tänze waren vielleicht noch eigener, als daß man sie mit unsern Balleten ver-

gleichen könnte. Der Abbe' du Bos sagt: „Es läßt sich leicht einsehn, daß sie weiter nichts waren, als die Gestus und Demonstrationen, womit die Personen der Chöre ihre Empfindungen ausdrückten; sie mochten nun reden, oder sie mochten nur durch ein stummes Spiel zu erkennen geben, wie sehr sie bey der Begebenheit gerührt seyen; für welche sie sich interessiren mußten. Wegen dieser Deklamation mußten die Chöre oft auf der Scene umhergehn. Da aber die gleichzeitigen Stellungen mehrerer Personen nicht gut vorgehn können, wofern man sie nicht vorher verabredet hat, wenn sie nämlich nicht ein verworrenes Zeug ausmachen sollen: so hatten die Alten den Schritten der Chöre gewisse Regeln vorgeschrieben.“ Auf so ungeheuren Schaubühnen, als die Theater der Alten waren, konnten durch diese Stellungen sehr schicklich gewisse Gemälde vorgestellt werden, wodurch die Empfindungen, von welchen der Chor durchdrungen war, sehr gut ausgedruckt werden konnten.

§. 55. Die Kunst, die Deklamation zu notiren, und sie mit einem Instrument zu akkompagniren war zu Rom in den frühesten Zeiten der Republik bekannt. Anfänglich war die Deklamation zwar sehr simpel; allein sie erhielt in der Folge, durch die Bekanntschaft der Römer mit den Griechen, Veränderungen. Die Römer konnten den Reizen der Harmonie und des Nachdrucks der Sprache dieses Volks nicht widerstehn. Diese feine Nation wurde die Schule, in welcher sich der Geschmack für die Künste und Wissenschaften bildete, und die lateinische Sprache beugte sich nach dem

Charakter der Griechischen so sehr, als es ihr Genie nur zuließ.

Cicero giebt uns die Nachricht, daß die Akcente, die man von den Ausländern entlehnt, die Aussprache der Römer auf eine sehr fühlbare Art verändert habe. Aehnliche Veränderungen verursachten sie wahrscheinlich in der Musik der dramatischen Stücke. Eines ist die natürliche Folge vom andern. Ausdrücklich merkt Horaz und Cicero an, daß die Instrumente, die man zu ihrer Zeit auf dem Theater gebrauchte, mannigfaltigere Töne geben, als die, deren man sich ehedem bedient habe; daß der Schauspieler, um ihnen zu folgen, nach einer größern Anzahl von Tönen deklamiren müsse, und daß der Gesang so muthwillig geworden sey, daß man das Maas desselben nicht bemerken könne, man bewege sich denn auf eine heftige Art. Ich verweise auf diese Stellen selbst, wie sie du Bos (Band III. Abschnitt 9.) angeführt hat, um meine Leser selbst urtheilen zu lassen, ob man sie wohl von einer bloßen Deklamation verstehn kann.

§. 56. Dieses ist die Idee, die man sich von der singenden Deklamation, und von den Ursachen machen kann, die sie eingeführt, oder die ihre Abänderung bewirkt haben. Nun müssen wir noch die Umstände aufsuchen, die eine so simple Deklamation, wie die unsrige ist, und solche Schauspiele veranlaßt haben, die von den Schauspielen der Alten so sehr verschieden sind.

Das Klima gestattete den kalten und pflegmatischen Nationen des Norden die Erhaltung der

Akcente und der Quantität nicht, die die Nothwendigkeit, bey der Entstehung der Sprachen, in die Prosodie gebracht hatte. Wie diese Barbaren das römische Reich überschwemmten, und den westlichen Theil desselben unterjochten, verlohr die lateinische Sprache, durch Vermischung mit den Sprachen dieser Barbaren, ihren Charakter. Hier liegt der Grund vom Mangel des Akcents, den die Franzosen für die Hauptschönheit ihrer Aussprache halten. Diese Entstehungsart nimmt einen eben nicht zu ihrem Vortheil ein. Unter der Herrschaft dieser rohen Völker fielen die Wissenschaften; die Schaubühnen wurden zerstört; die Pantomime; die Kunst die Deklamation zu notiren, und sie unter zwey Schauspieler aufzutheilen; die Künste, die an der Dekoration der Schauspiele Theil hatten, z. B. die Baukunst, Malerey, Bildhauerey, und alle Künste, die der Musik untergeordnet sind, kamen um. Beym Wiederaufleben der Wissenschaften hatte sich das Genie der Sprachen so sehr verändert, und die Sitten waren so sehr verschieden, daß man nichts verstehn konnte, was die Alten von ihren Schauspielen berichteten.

Man darf sich, um die Ursache dieser Revolution vollkommen einzusehn, nur darauf erinnern, was ich vom Einfluß der Prosodie gesagt habe. Die Prosodie der Griechen und der Römer war so charakterisirt, daß sie feste Prinzipien hatte, und sie war so bekannt, daß das Volk selbst, ohne daß es die Regeln derselben studirt hatte, durch die mindesten Fehler in der Aussprache beleidigt wurde. Dieses gab die Mittel zu einer Kunst der Deklama-

tion, und zur Kunst sie in Noten zu sezen, an die Hand. Und seit der Zeit wurde diese Kunst ein Theil der Erziehung.

Wie die Deklamation diese Vollkommenheit erreicht hatte; so brachte sie die Kunst hervor, den Gesang und die Gestus unter zwey Schauspieler aufzutheilen; nebst der Pantomime. Wie sie hierauf so gar auf die Form und die Größe der Bühnen Einfluß hatte: so veranlaßte sie, wie wir oben gesehn haben, daß sie so ungeheuer gebauet wurden, um einen großen Theil des zuschauenden Volks selbst fassen zu können.

So entstand der Geschmack der Alten an den Schauspielen, den Dekorationen und allen ihr untergeordneten Künsten, der Musik, der Baukunst, Malerei und Bildhauerei. Bey den Alten konnte es fast gar kein ungenüztes Genie geben; weil jeder Bürger in jedem Augenblick Gegenstände fand, woran er seine Einbildungskraft üben konnte.

Da die französische Sprache fast gar keine Prosodie hat: so hat auch die Deklamation dieser Nation keine feste Regeln bekommen können. Die Franzosen konnten sie unmöglich in Noten setzen; sie konnten die Kunst nicht anwenden, sie unter zwey Akteurs aufzutheilen; die Pantomime hat für sie wenig Anziehendes, und die Schauspiele sind in Säle gebracht worden, wo das Volk nicht zugegen seyn konnte. Daher schreibt sich, welches eben am meisten zu beklagen ist, ihr geringer Geschmack an der Musik, Architektur, Malerei und Bildhauerkunst her. Die Franzosen glauben, den Alten allein ähnlich zu seyn; allein die Italiä-

ner sind ihnen, in diesem Stück weit ähnlicher. Aus diesem allem erhellet, daß die Verschiedenheit unsrer Schauspiele von den Griechischen und Römischen, eine natürliche Wirkung der Veränderungen ist, die in der Prosodie vorgegangen sind.

Sechstes Kapitel.

Vergleichung der singenden Deklamation mit der simpeln.

§. 57. Unsre Deklamation verstattet von Zeit zu Zeit eben so verschiedene Intervallen, als der Gesang erlaubt. Wenn man diese Intervallen nur in so weit verändern sollte, als dazu erforderlich wäre, um sie zu fassen: so würden sie deswegen doch nicht weniger natürlich scheinen, und man würde sie notiren können. Ich glaube sogar, daß der Geschmack und das Ohr, einen guten Schauspieler die harmonischen Töne allemal vorziehn machen, wenn sie unsrer gewöhnlichen Aussprache nicht sehr zuwider sind. Für diese Arten von Tönen hatte Moliere ohne Zweifel Noten ersonnen *). Allein das Projekt, auch das Uebrige der Deklamation in Noten zu sezen, ist unthulich; weil die Inflexionen der Stimme dabey so schwach sind, daß man, um die Töne derselben deutlich bemerken zu können, die Intervalle bis auf den Punkt verändern müßte, wo die Deklamation das, was wir Natur nennen, beleidigen würde.

*) Reflexions critiques. *Tom. III. Sect.* 18.

§. 58. Wenn unsre Deklamation schon nicht, wie der Gesang eine Folge von abgebrochenen Tönen enthält: so drückt sie doch die Empfindungen der Seele lebhaft genug aus, um diejenigen zu erschüttern, denen sie geläufig ist, oder die eine Sprache reden, deren Prosodie nicht sehr mannigfaltig noch lebendig ist. Sie bringt diese Wirkung wahrscheinlich aus dem Grund hervor, weil die Töne in derselbigen ohngefähr dieselbigen Verhältnisse haben, die der Gesang hat. Ich sage mit Fleiß, ohngefähr; denn da ihre Töne nicht abgebrochen sind: so können ihre Aehnlichkeiten auch nicht ganz genau seyn.

Unsre Deklamation ist demnach natürlicher Weise weniger Ausdrucksvoll, als die Musik. In der That, welches ist wohl der zum Ausdruck einer Seelenempfindung tauglichste Ton? Es ist erstlich der Ton, der den Laut nachahmt, der das natürliche Zeichen der Empfindung war. Dieser gehört der Deklamation und der Musik gemeinschaftlich zu. Es sind ferner die Töne, die mit diesem ersten harmonisch sind; weil sie nahe mit ihm verwandt waren. Endlich sind es alle Töne, die aus dieser Harmonie erzeugt werden können, und die nach dem Takt, der jede Leidenschaft charakterisirt, abändern, und sich kombiniren. Denn eine jede Empfindung der Seele bestimmt gerade den Ton und den Gang des Gesangs, der zum Ausdruck desselben am aufgelegtesten ist. Diese beyden leztern Arten von Tönen kommen in unsrer Deklamation selten vor; sie ahmt übrigens auch

die Bewegungen der Seele nicht so nach, wie der Gesang.

§. 59. Dieser Mangel wird indessen dadurch ersezt, daß die Deklamation den Vortheil hat, uns natürlicher zu scheinen. Ihrem Ausdruck giebt sie einen Anstrich von Wahrheit. Dieser macht, daß sie, wenn sie gleich schwächer auf die Sinne wirkt, als die Musik, doch weit lebhafter auf die Einbildungskraft wirken kann, als diese. Daher kömmt es, daß wir mittelst eines gut deklamirten Stücks oft weit mehr gerührt werden, als durch ein schönes Recitatif. Dagegen kann auch ein jeder bemerken, daß die Musik, in den Augenblicken, da sie die Täuschung nicht vernichtet, einen weit stärkern Eindruck macht.

§. 60. Wenn unsre Deklamation gleich nicht in Noten gesezt werden kann: so scheint es mir doch, daß man sie einigermaaßen fixiren könnte. Ein Tonkünstler dürfte nur Geschmack genug haben, um im Gesang ohngefähr dieselbigen Proportionen zu beobachten, die die Stimme bey der Deklamation hält. Diejenigen, die sich diesen Gesang geläufig gemacht, würden in demselben mittelst des Gehörs die Deklamation wiederfinden, die ihr Modell gewesen. Würde z. B. ein Mann, der ganz von Lullischen Recitativen voll wäre, nicht Quinaults Trauerspiele eben so deklamiren, wie sie Lulli selbst deklamirt haben würde? Zur Erleichterung der Sache würde es indessen gut seyn, wenn die Melodie äusserst simpel wäre, und wenn man die Inflexionen der Stimme in derselben nur so viel unterscheiden sollte, als zum Fassen der-

selben erforderlich wäre. Man würde die Deklamation in Lulli's Recitativen noch ungleich leichter bemerken, wenn er weniger Musik in dieselben gebracht hätte. Man kann daher mit Grund glauben, daß dieses eine große Hülfe für diejenigen seyn würde, die einige Dispositionen zum guten Deklamiren haben.

§. 61. Nicht in einer jeden Sprache weicht die Prosodie gleich stark vom Gesang ab. Sie sucht die Accente mehr oder weniger auf; sie verschwendet sie sogar im höchsten Grad, oder vermeidet sie auch ganz. Denn Völker verschiedener Klimate können, wegen der Verschiedenheit ihrer Temperamente, nicht auf einerley Art empfinden. Eben deswegen erheischen die Sprachen, nach Maasgabe ihres Charakters, verschiedene Arten von Deklamation und Musik. Man sagt, z. B. der Ton, wodurch der Engländer den Zorn ausdrückt, sey in Italien der Ton des bloßen Erstaunens.

Die Größe der Bühnen; die Kosten, die Griechen und Römer auf die Dekoration verwendeten; die Masken, die jeder Person gerade die Physiognomie gaben, die ihr Charakter erforderte; die Deklamation, die ihre festen Regeln hatte, und die eines weit stärkern Nachdrucks fähig war, als die unsrige; alles scheint den Vorzug der alten Schauspiele zu beweisen. Zur Schadloshaltung haben wir die Grazien, den Ausdruck des Gesichts, und einige Feinheiten des Spiels, die blos bey unsrer Art zu deklamiren, empfindbar seyn können.

Siebendes Kapitel.

Welches ist die vollkommenste Prosodie?

§. 62. Ohne Zweifel wird jeder geneigt seyn, die Frage zum Vortheil der Prosodie seiner eignen Sprache zu beantworten. Wir wollen uns, um uns gegen dieses Vorurtheil zu sichern, bestimmte Begriffe zu machen suchen.

Die vollkommenste Prosodie ist diejenige, die, durch ihre Harmonie, zum Ausdruck aller Arten von Charakteren am geschicktesten ist. Nun aber tragen drey Stücke das ihrige zur Harmonie bey; die Beschaffenheit der Töne; die Intervalle, in welchen sie auf einander folgen, und die taktmäßige Bewegung. Eine Sprache muß demnach sanfte, weniger sanfte, harte, kurz, alle Arten von Tönen haben; sie muß Accente besitzen, die die Stimme zum Erhöhen und zum Nachlassen bestimmen; und sie muß endlich durch die Ungleichheit ihrer Sylben alle Arten von taktmäßiger Bewegung ausdrücken können.

Der Schluß der Perioden darf, um der Harmonie willen, nicht als gleichgültig angesehn werden. Es giebt Momente, wo sie fortlaufen; es giebt wiederum andre, wo sie durch eine bemerkbare Ruhe schließen muß. In einer Sprache also, deren Prosodie vollkommen ist, muß die Folge der Töne dem Schluß einer jeden Periode dergestalt untergeordnet seyn, daß die Kadenzen mehr oder weniger präzipitirt seyn, und daß das

Ohr nie eine vollkommene Ruhe wahrnehme, außer wenn der Verstand völlig befriedigt ist.

§. 63. Um wie viel näher die Prosodie der Römer an diesen Punkt der Vollkommenheit hinaufrückte, wird sich daraus am besten abnehmen lassen; wenn man das Erstaunen bedenkt, womit Cicero vom oratorischen Numerus redet. Er stellt das Volk vor, wie es in Verwunderung, beym Ausgang der Perioden, hingerissen wurde; er verändert, um zu zeigen, daß der Numerus die einzige Ursache davon war, die Ordnung der Wörter einer Periode, der die Zuhörer großen Beyfall gegeben hatten, und er versichert, man fühle es sogleich, daß die Harmonie verschwinde. Der leztere Bau dieser Periode hatte weder in der Mischung der langen und der kurzen Sylben, noch in der Mischung der Accente die Ordnung, die zur Befriedigung des Ohres erforderlich war *). Die französische Sprache hat Annehmlichkeit und Rundung; allein zur Harmonie gehört noch etwas mehr. Ich finde nicht, daß unsre Redner, in ihren verschiedenen Wendungen, etwas den Kadenzen ähnliches angebracht hätten, die die Römer so mächtig rührten.

§. 64. Ein andrer Grund, der die Vorzüge der lateinischen Prosodie vor der französischen beweiset, ist der Geschmack der Römer an der Harmonie und die Delikatesse des Volks selbst in diesem Stück. Kein Schauspieler konnte in einem Vers eine Sylbe länger oder kürzer machen, als

*) De Oratore.

sie wirklich war; wenn sich nicht die ganze Versammlung, von welcher das Volk ein Theil war, gegen eine solche unrichtige Aussprache empören sollte.

Dergleichen Fakta können wir nicht ohne alle Verwunderung lesen; weil wir bey uns nichts wahrnehmen, was diese Thatsachen bestätigen sollte. Das rührt davon her, daß die Aussprache der Vornehmeren heut zu Tage so simpel ist, daß nur sehr wenige Personen diejenigen, die gegen diese Aussprache verstossen, tadeln können; weil sich nur sehr wenige jene Aussprache geläufig gemacht haben. Bey den Römern hingegen war sie so charakteristisch; der Numerus derselben war so bemerkbar, daß auch das stumpfere Ohr darinnen geübt war. Was also der Harmonie zuwider war, mußte das Ohr nothwendig beleidigen.

§. 65. Ich will meine Muthmaaßungen fortsetzen. Wenn die Römer empfindlicher gegen die Harmonie waren, als die Franzosen: so mußten die Griechen noch empfindlicher seyn, als die Römer, und die Asiater abermals empfindlicher, als die Griechen. Denn je älter die Sprachen sind, desto mehr muß sich ihre Prosodie dem Gesang nähern. Auch daraus läßt sich muthmaaßen, daß das Griechische harmonischer war, als das Latein, weil jenes diesem die Accente lieh. Was die Asiater betrift: so suchten diese die Harmonie mit einer solchen Affektation auf, die die Römer für ausschweifend hielten. Cicero zielet hierauf. Nachdem er diejenigen getadelt, die um ihre Reden taktmäßiger zu machen, alles wieder durch

die Versezung der Ausdrücke verderben: so stellt er die Asiaten als größere Sklaven des Numerus vor, als andre Redner waren. Vielleicht würde er heut zu Tage finden, daß der Charakter der französischen Sprache die Redner dieser Nation in den entgegengesezten Fehler stürzt. Wenn sie indessen einige Vortheile weniger haben: so sind sie doch auf der andern Seite, wie an einem andern Ort gezeigt werden soll, durch andre Stücke schadlos gehalten.

Was ich am Schluß des sechsten Kapitels dieses Abschnitts gesagt habe, ist ein deutlicher Beweiß vom Vorzug der Prosodie der Alten.

Achtes Kapitel.

Vom Ursprung der Poesie.

§. 66. Wenn sich die Prosodie, beym Ursprung der Sprache, dem Gesang näherte: so nahm auch die Schreibart alle Arten von Figuren und Metaphern auf, und sie wurde ein wahres Gemälde, um nämlich die sichtbaren Bilder der handelnden Sprache zu kopiren. In der handelnden Sprache hatte man z. B. zur Mittheilung des Begrifs von einem erschrockenen Menschen kein ander Mittel, ausser die Nachahmung der Laute und der Bewegungen des Schreckens. Wenn man nun diese Idee einem andern mittelst artikulirter Töne mittheilen wollte: so bediente man sich aller Ausdrücke, die die Idee in demselbigen Detail darstellten. Ein bloßes Wort, welches gar nicht

malt, würde zu schwach gewesen seyn, um unmittelbar auf die handelnde Sprache zu folgen. Diese Sprache war der Roheit des Verstandes so proportionirt, daß die artikulirten Töne sie nicht ersezen konnten, wofern man nicht die Ausdrücke auf einander häufte. Selbst der kleine Vorrath von Wörtern einer Sprache gestattete es nicht, daß man anders hätte reden können. Da diese Sprachen selten den eigentlichen Ausdruck an die Hand geben: so konnte man das Errathen eines Gedankens nicht anders, als durch die Wiederholung der Ideen, möglich machen, die jenem Gedanken am ähnlichsten waren. Dies ist der Ursprung des Pleonasmus, eines Fehlers, den man vorzüglich in den alten Sprachen bemerken muß. Im Hebräischen sind auch die Beyspiele davon wirklich sehr häufig. Nur sehr allmälig gewöhnte man sich, Ideen an ein einziges Wort zu knüpfen, die vorher nur mittelst sehr zusammengesezter Bewegungen ausgedruckt wurden; und man vermied weitschweifige Expreßionen nicht eher, als da die Sprachen reicher wurden, und Ausdrücke an die Hand gaben, die zum Ausdruck aller Ideen, deren man benöthiget war, dienten. Die nordischen Völker überkamen die Präzision der Schreibart am frühesten. Wegen ihres kalten und pflegmatischen Temperaments ließen sie sehr leicht alles fahren, was der handelnden Sprache zuwider war. Uebrigens erhielten sich die Einflüsse dieser Art von Mittheilung seiner Gedanken lange. Noch heut zu Tage wird der Pleonasmus im südlichen Asien für eine Schönheit der Rede gehalten.

§. 67. Der Stil war, bey seinem Ursprung, poetisch; denn er fieng sich damit an, daß er die Ideen mit den lebhaftesten Bildern malte; und er war noch auffer dem sehr abgemessen. So bald aber die Sprachen reicher wurden, verlor sich die Sprache des Handlens allmählig; die Stimme veränderte sich nicht mehr so sehr; der Geschmack an Figuren und Metaphern nahm, aus Gründen, die ich gleich anführen werde, ab, und der Stil näherte sich unsrer Prose. Die Schriftsteller hingegen bedienten sich der alten Sprache; weil sie lebendiger war, und sich leichter dem Gedächtniß eindrückte; welches damals das einzige Mittel war, wodurch man gelehrte Werke auf die Nachwelt bringen konnte. Man gab dieser Sprache verschiedene Formen; man ersann, um ihre Harmonie zu vermehren, Regeln, und man machte aus ihnen eine eigne Kunst. Die damalige Nothwendigkeit, sich derselben zu bedienen, machte die Leute lange Zeit hindurch glauben, man dürfe nicht anders, als in Versen schreiben. So lang man keine Charaktere zum Aufschreiben der Gedanken hatte, hatte diese Meynung darinnen ihren Grund, daß man die Verse leichter auswendig lernen und behalten kann. Sie erhielt sich aber auch, wie dieser Grund wegfiel, weil man für sie eingenommen war. Endlich wagte es ein Philosoph zuerst in der Prose zu schreiben, weil er sich nicht nach den Regeln der Poesie bequemen konnte *).

*) Pherecydes von Scyros ist der erste, von dem man weiß, daß er in der Prose geschrieben.

§. 68. Der Reim hat nicht wie das Versmaas, die Figuren und die Metaphern, seinen Ursprung der Entstehung der Sprachen zu verdanken. Die kalten und trägen nordischen Völker konnten eine so abgemessene Prosodie, wie die Prosodie andrer Völker war, nicht erhalten; sobald die Nothwendigkeit, die sie eingeführt hatte, wegfiel. Um dieses zu ersezen, mußten sie den Reim erfinden.

§. 69. Man kann sich die Fortschritte, wodurch die Poesie eine Kunst geworden, leicht denken. Die Menschen bemerkten die einförmige und regelmäßige Ausgänge der Perioden, die durch den Zufall in den Reden vorkamen; sie bemerkten die verschiedenen taktmäßigen Bewegungen, die durch die Ungleichheit der Sylben hervorgebracht wurde, und den angenehmen Eindruck gewisser Inflexionen der Wörter; und nun machten sie sich Modelle vom Numerus und von der Harmonie, woraus sie mit nach und nach alle Regeln der Versifikation schöpften. Musik und Poesie sind folglich ganz natürlich mit einander zusammen entstanden.

§. 70. Diese beyden Künste geselleten sich die Kunst des Gestus zu, die älter war als sie, und die man Tanz nannte. Hieraus läßt sich vermuthen, daß man zu allen Zeiten und bey allen Völkern eine Art von Tanz, Musik und Poesie würde haben bemerken können. Die Römer berichten uns, daß die Gallier und die Germanier ihre Tonkünstler hatten. Man hat eben dasselbe in unsern Tagen bey den Negern, Cabiren und Iroquesen bemerkt. So findet man unter Barbaren den Keim der Künste, der sich bey polizir-

ten Nationen entwickelt hat. Diese Künste, die zur Nahrung des Luxus in unsern Städten heut zu Tage bestimmt sind, sind schon so weit von ihrem ersten Ursprung, daß man diesen nur mit Mühe auffinden kann.

§. 71. Die genaue Verbindung dieser Künste, bey' ihrer Entstehung, ist der wahre Grund, um welches Willen sie die Alten alle unter einen generischen Namen zusammengefaßt haben. Bey ihnen begreift der Ausdruck Musik nicht blos die Kunst, die er in unsrer Sprache anzeiget, sondern auch die Kunst des Gestus, den Tanz, die Poesie und die Deklamation. Diesen vereinigten Künsten muß man demnach die meisten Effekte ihrer Musik zuschreiben; und dann können sie einem auch nicht mehr so wunderbar vorkommen *).

§. 72. Man sieht deutlich ein, welches wohl der Gegenstand der ersten Poesien mochte gewesen seyn. Die Menschen konnten sich, bey der ersten Aufrichtung der Gesellschaften, noch nicht mit Dingen beschäftigen, die blos zum Vergnügen dienen, und die Bedürfnisse, die sie dazu bewegten, sich in Gesellschaften zusammenzuthun, schränkten ihre Blicke blos auf das ein, was ihnen nüzlich oder nothwendig seyn konnte. Daher wurden Poesie und Musik nur in so fern kultivirt, in so fern sie zur Bekanntmachung der Religion und der Geseze und zur Erhaltung des Andenkens großer

*) Man erzehlt z. B., Tepanders Musik habe einen Aufruhr besänftiget. Diese Musik aber war nicht ein bloßer Gesang. Es waren Verse, die dieser Dichter deklamirte.

Menschen und der Dienste, die sie der Gesellschaft geleistet hatten, dienten. Nichts war dazu tauglicher, als Poesie und Musik, oder besser, dies war das einzige Mittel, dessen man sich bedienen konnte, weil die Schrift noch nicht erfunden war. Alle Monumente des Alterthums beweisen es, daß diese Künste, bey ihrer Entstehung, zum Unterricht der Völker bestimmt wurden. Die Gallier und die Germanier gebrauchten sie zur Erhaltung ihrer Geschichte und ihrer Geseze; und bey den Aegyptiern und den Hebräern machten sie gewisser Maaßen einen Theil der Religion aus. Eben deswegen machten die Alten in ihrer Erziehungskunst das Studium der Musik zum Hauptobjekt; wenn man nämlich diesen Ausdruck in der weitläuftigen Bedeutung nimmt, die sie ihm geben. Die Römer hielten dafür, die Musik sey jedem Alter nothwendig; denn sie fanden, sie lehre gerade das; was die Kinder lernen, so wie auch das, was erwachsene Menschen wissen müssen. Den Griechen schien die Unbekanntschaft mit der Musik so schimpflich, daß ein Musiker und ein Gelehrter bey ihnen einerley Ding war, und daß sie in ihrer Sprache einen Ignoranten mit dem Namen eines Menschen bezeichneten, der keine Musik versteht. Diese Nation glaubte nicht, daß diese Kunst von Menschen erfunden; sondern sie stellte sich vor, sie habe ihre Instrumente von den Göttern erhalten, wodurch sie eben noch mehr in Erstaunen gesezt wurde. Da sie eine stärkere Einbildungskraft hatte, als wir: so war sie gegen Harmonie auch ungleich empfindlicher, als wir. Sie übertrug

ihre Verehrung der Geseze, der Religion und großer Menschen, die sie in ihren Gesängen rühmte, auf die Musik, die die Tradition dieser Dinge erhielt.

§. 73. Wie die Prosodie und der Stil einfacher wurde, entfernte sich die Prose immer mehr und mehr von der Poesie. Auf der andern Seite hingegen that der Verstand Fortschritte, und die Poesie erschien mit neuen Bildern. Dadurch wich sie von der gewöhnlichen Sprache ab; sie wurde der Fassung des Volks weniger angemessen, und zum Unterricht weniger geschickt.

Noch mehr, die Fakta, die Geseze und alles, was die Menschen wissen mußten, vervielfältigten sich so sehr, daß das Gedächtniß für eine solche Last zu schwach wurde. Die Gesellschaften vergrößerten sich zu einem so hohen Grad, daß die Bekanntmachung derselben nur äusserst schwer an alle Bürger gelangen konnte. Man mußte also, um das Volk zu unterrichten, zu einem neuen Mittel seine Zuflucht nehmen. Nun erfand man die Schrift. Ich werde im dreyzehenten Kapitel dieses Abschnitts die Fortbildung derselben untersuchen.

Bey der Entstehung dieser Kunst fingen Poesie und Musik an, ihren Gegenstand zu verändern. Sie theilten sich unter das Nüzliche und unter das Angenehme, und sie beschränkten sich zulezt fast ganz auf Dinge, die blos auf das Angenehme giengen. Je weniger sie dadurch nothwendig wurden, desto mehr suchten sie die Gelegenheiten, um nur mehr zu gefallen, und beyde thaten beträchtliche Fortschritte.

Musik und Poesie, die bisher unzertrennlich mit einander verbunden waren, theilten sich nun, da sie sich beyde vervollkommneten, in zwo verschiedene Künste. Man hielt sich zwar über den Mißbrauch deren, die diese Trennung zuerst vorzunehmen wagten, auf. Die Effekte, die sie, ohne einander wechselseitig Hülfe zu leisten, hervorbringen konnten, waren noch nicht bemerkbar genug. Man sahe nicht voraus, was daraus erfolgen werde, und diese neue Gewohnheit war auch der alten Sitte zu sehr zuwider. Man berief sich dabey, welches auch wir würden gethan haben, auf das Alterthum, welches nie eine von beyden Künsten, ohne die andre gebraucht habe; und man folgerte daraus, daß Arien ohne Wörter, oder Verse, die nicht gesungen werden sollten, etwas zu sonderbares seyen, als daß sie je einen glücklichen Erfolg bewirken könnten. Wie aber die Erfahrung das Gegentheil bewies: so fingen die Philosophen zu befürchten an, diese Künste möchten die Sitten verderben. Sie widersezten sich ihrer Fortbildung, und sie beriefen sich ebenfalls auf das Alterthum, welches sich derselben nie zum bloßen Vergnügen bedient habe. Die Musik und die Poesie hatten demnach viele Hinderniße zu überwinden, wie sie ihre Objekte veränderten und in ein Paar Künste abgetheilt wurden.

§. 74. Man sollte fast glauben, das Vorurtheil für die Hochachtung des Alterthums habe sich nur erst in der zwoten Generation der Menschen angefangen. Je unwissender wir sind, desto

mehr bedürfen wir Führer, und desto geneigter sind wir zu glauben, daß diejenigen, die vor uns gekommen sind, alles, was sie gemacht haben, gut gemacht, und daß uns nicht mehr übrig bleibe, als sie nachzuahmen. Jahrhunderte mußten vergehn, wenn wir von diesem Vorurtheil befreyet werden sollten.

Was die Vernunft nicht ausrichten kann, bewirkt die Zeit und Umstände; freylich oft so, daß sie uns in entgegengesezte Vorurtheile stürzen. Diese Betrachtung läßt sich auch bey der Poesie und der Musik anstellen. Nachdem die französische Prosodie so simpel geworden war, wie sie noch heute ist: so wurden diese beyden Künste so sehr von einander abgesondert, daß der Vorschlag, sie auf einer Bühne wieder zu vereinigen, aller Welt lächerlich geschienen, und daß er noch den meisten so scheint, die der Aufführung solcher Stücke doch ihren Beyfall nicht versagen.

§. 75. Aus dem Gegenstand der ersten Poesien können wir ihren Charakter abnehmen. Sehr wahrscheinlich wurden die Religion, die Gesezе und die Heroen aus keinem andern Grund besungen, als um in den Bürgern die Empfindungen der Liebe, der Bewunderung und der Nacheiferung rege zu machen. Dieses geschah in den Psalmen, Liedern, Oden und Lobgesängen. Nur später hat man die epischen und die dramatischen Gedichte kennen gelernt. Man hat ihre Erfindung den Griechen zu verdanken. Man hat die Geschichte derselben schon so oft beschrieben, daß sie jedermann bekannt seyn muß.

§. 76. Aus dem Genie der ersten Sprachen läßt sich auf den Stil der ersten Poesien schließen.

Fürs erste war es sehr gewöhnlich, daß man sich einige Wörter hinzudenken mußte. Das Hebräische ist ein Beweis davon. Der Grund aber ist folgender:

Die von der Nothwendigkeit eingeführte Gewohnheit, die Sprache des Handelns und der artikulirten Töne untereinander zu mischen, erhielt sich noch lange, nachdem diese Nothwendigkeit schon wegfiel, besonders bey Völkern mit sehr lebhafter Einbildungskraft, wie z. B. bey den Morgenländern. Daher kam es, daß man sich, so lang ein Wort noch neu war, gleich gut verstand, man mochte das Wort gebrauchen, oder man mochte es nicht hinsezen. Man ließ es also, um seinen Gedanken lebhafter auszudrücken, oder um ihn in ein Versmaas zu bringen, absichtlich weg. Diese Licenz wurde um so eher geduldet, da die Poesie, die zum Singen bestimmt war, aber noch nicht geschrieben werden konnte, der Ton und der Gestus, das ausgelassene Wort ersezten. Wie aber, durch einen langen Gebrauch, ein Name das natürlichste Zeichen einer gewissen Idee geworden war: so konnte man es nicht mehr leicht ersezen. Daher findet man, wenn man von den alten Sprachen zu den neuern herabgeht, daß die Gewohnheit, Wörter hinzudenken, immer mehr und mehr abnimmt. Die französische Sprache verwirft diese Gewohnheit selbst so sehr, daß man bisweilen sagen könnte, sie seze in unsern Scharfsinn ein Mißtrauen.

§. 77. Zweytens konnten die ersten Dichter von Genauigkeit und Bestimmtheit nicht viel wissen. Man sezte daher unnüze Wörter in die Verse hinein, um das Versmaas voll zu machen; oder man wiederholte auch dieselbige Sache mehrmals auf mehrere Arten. Ein neuer Grund von der Menge der Pleonasmen in den alten Sprachen.

§. 78. Endlich war diese erste Poesie äußerst figürlich und metaphorisch. Denn man versichert, in den Sprachen der Morgenländer seyen sogar in der Prose solche Figuren erlaubt, die in der Poesie der Römer nur sehr selten angebracht werden dürfen. Der Enthusiasmus brachte also in die Poesie der Morgenländer die gröbsten Unordnungen hinein. Ihre Dichter mahlten die Leidenschaften mit Farben aus, die uns übertrieben scheinen würden. Ich zweifele aber sehr, ob wir Recht haben würden, sie deswegen zu tadeln. Sie empfanden die Dinge nicht, wie wir sie empfinden. Sie durften sie also auch nicht so ausdrücken, wie wir. Um ihre Werke richtig zu beurtheilen, müßte man auf das Temperament der Nationen sehn, für die sie geschrieben haben. Man redet so oft von der schönen Natur, und es giebt kein ausgebildetes Volk, welches sie nicht nachahmen wollte. Ein jedes aber glaubt das Modell dazu, in seiner Art zu empfinden, zu finden.. Man wundere sich nicht, daß man diese schöne Natur mit so großer Mühe erkennen kann. Sie verändert ihr Aussehn sehr oft, oder sie nimmt zu sehr den Ton eines jeden Landes an. Ich weis auch nicht, ob

die Art, wie ich jezt davon rede, nicht etwas vom Ton hat, der seit einiger Zeit in Frankreich angenommen worden ist.

§. 79. Wie sich die dichterische Schreibart und die gewöhnliche Sprache von einander entfernten, blieb ein Mittelding zwischen ihnen, woraus die Beredsamkeit erwuchs, die sich, zum Theil dem Ton der Poesie, zum Theil dem gesellschaftlichen Ton zu nähern suchte. Vom leztern ist sie nur darinnen unterschieden, daß sie alle Ausdrücke, die nicht edel genug sind, verwirft; und von jenem geht sie nur darinnen ab, daß sie nicht, wie die Poesie dem Zwang des Versmaaßes unterworfen ist, und daß man ihr, nach dem Charakter der Sprachen, den Gebrauch gewisser Figuren und gewisser Wendungen nicht verstattet, die man in der Poesie wohl duldet. Sonst vermischen sich diese beyden Wissenschaften bisweilen so sehr, daß man sie nicht mehr von einander unterscheiden kann.

Neuntes Kapitel.

Von den Wörtern.

Ich konnte meine Betrachtungen über die Kunst des Gestus, des Tanzes, der Prosodie, der Deklamation, der Musik und der Poesie nicht unterbrechen. Dieses alles hängt zu sehr mit einander und mit der Sprache des Handlens, die das Prinzipium ist, zusammen. Nun will ich die Fortschritte untersuchen, wodurch sich die Sprache der artikulirten Töne hat vervollkommnen, und wodurch sie endlich die bequemste von allen Sprachen hat werden können.

§. 80. Wenn man begreifen will, wie die Menschen in Absicht auf die Bedeutung der ersten Wörter, die sie gebrauchen wollten, mit einander einig geworden: so darf man nur bemerken, daß sie sie unter solchen Umständen aussprachen, unter welchen sie ein jeder auf dieselbigen Perzeptionen ziehn mußte. Dadurch fixirten sie die Bedeutung derselben mit der größten Genauigkeit, nachdem nämlich die mehrmals wiederkommenden Umstände den Verstand immer mehr angewöhnten, dieselbigen Ideen mit denselbigen Zeichen zu verbinden. Die Sprache des Handlens räumte alle Zweydeutigkeiten und Doppelsinne weg, die anfänglich sehr häufig vorkommen mußten.

§. 81. Die Gegenstände, die zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse dienen, können bisweilen unsrer Aufmerksamkeit gar wohl entwischen. Ungleich leichter werden die Gegenstände bemerkt, die die Empfindungen von Furcht und Schmerz in uns erzeugen können. Da nun die Menschen die Dinge, nachdem sie ihre Aufmerksamkeit stärker auf sich zogen, früher oder später mit Namen belegten: so ist es wahrscheinlich, daß z. B. die Thiere, die ihnen Krieg ankündigten, früher Namen erhielten, als die Früchte, die zu ihrer Nahrung dienten. Was die übrigen Gegenstände betrift: so erfanden sie zur Benennung derselben Wörter, nachdem sie sie zur Befriedigung ihrer dringendesten Bedürfnisse dienlich fanden, und nachdem sie lebhaftere Impreßionen von ihnen erhielten.

§. 82. Lange war die Sprache schon da, ehe sie andre Wörter, als Namen für sinnliche Gegenstände, z. B. für den Baum, Frucht, Wasser, Feuer, ꝛc. so wie auch für andre Objekte hatte, von denen man oft zu sprechen Gelegenheit gehabt. Die Notionen zusammengesezter Substanzen, die, weil sie uns unmittelbar durch die Sinne zugeführt werden, am ersten erkannt wurden, mußten zuerst Namen haben. Für einfachere Ideen erfand man Zeichen, wie man jene analysiren konnte, durch Reflexion auf die verschiedenen Perzeptionen, die sie in sich fassen. Wenn man z. B. den Namen für den Baum hatte: so erfand man nun auch für den Stamm, Zweig, Blatt, das Grüne ꝛc Namen. In der Folge unterschied man, auch mit nach und nach die verschiedenen Qualitäten der sinnlichen Gegenstände. Man bemerkte die Umstände, unter welchen sie vorkommen können und man erfand zum Ausdruck aller dieser Stücke, Wörter. So entstanden die Adjektiven und die Adverbien. Die Erfindung der Namen für die Operationen der Seele war weit schwieriger, weil man von Natur zum Reflektiren über sich selbst eben nicht sehr aufgelegt ist. Zur Bezeichnung der Ideen, ich sehe, höre, will, liebe ꝛc. hatte man also lange kein ander Mittel, als dieses; man sprach die Namen der Dinge in einem besondern Ton aus, und man suchte, durch irgend eine Handlung, die Lage, worinnen man sich befand, ohngefähr auszudrücken. So lernen ja auch die Kinder diese Wörter nicht eher, als wenn sie schon die Gegenstände benennen können, die

die meiste Beziehung auf sie haben: nun erst geben sie das zu erkennen, was in ihnen vorgeht.

§. 83. Nachdem man sich eine Fertigkeit erwarb, diese Arten von Ideen durch Handlungen mitzutheilen: so gewöhnte man sich an, sie zu determiniren, und nun erst wurde es den Menschen leichter, sie an andre Zeichen zu knüpfen. Die Namen, die sie hiezu erwählten, sind die Verba. Die ersten Verba wurden blos zur Bezeichnung des Zustandes der Seele erfunden, wenn sie handelt oder leidet. Nach diesem Modell erfand man hernach Wörter zur Bezeichnung des Zustandes eines jeden Dinges. Diese Bezeichnung des Zustandes eines Dinges hatten sie mit den Adjektiven gemein. Das aber war ihnen eigenthümlich, daß sie diesen Zustand in so fern bezeichneten, in so fern er in dem, was man Thun und Leiden nennt, besteht. Empfinden; sich bewegen, waren Verba; gros; klein, waren Adjektiva. Was die Adverbia betrift: so dienten diese zur Anzeige der Umstände, die die Adjektiva nicht ausdrückten.

§. 84. Ehe die Verba erfunden waren, wurde der Name des Gegenstandes, von welchem man reden wollte, in dem Augenblick ausgesprochen, in welchem man, durch irgend eine Handlung, seinen Seelenzustand ausdrückte. Dies war das schicklichste Mittel, sich verständlich zu machen. Wie man aber anfing, die Handlung mittelst artikulirter Töne zu ersezen, so wurde der Name der Sache natürlicher Weise vorangestellt, da er das geläufigste Zeichen war. Diese Art sich auszudrücken war für denjenigen, der redete, und

für den, der zuhörte, die bequemste. Für jenen: weil er mit der Idee anfing, die sich am leichtesten mittheilen läßt; für diesen; weil er seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, wovon man ihn unterhalten wollte, heftete, und weil er dadurch zu einer leichtern Fassung eines ungewöhnlichern Ausdrucks, dessen Bedeutung eben nicht sehr leicht war, vorbereitet wurde. Nach der natürlichsten Ordnung der Ideen sezte man also das Nomen vor das Verbum; man sagte z. B. Frucht wollen.

Dieses läßt sich noch aus einer sehr simpeln Bemerkung beweisen. Da die Sprache des Handelns einzig und allein zum Modell der artikulirten Wortsprache hat dienen können: so hat die leztere anfänglich die Ideen in derselbigen Ordnung erhalten müssen, die durch den Gebrauch jener Sprache natürlicher geworden war. Nun aber konnte man in jener Sprache den Zustand der Seele nicht anders ausdrücken, als daß man auf den Gegenstand hinwies, worauf sich dieser Zustand bezog. Die Bewegungen, die ein Bedürfniß anzeigten, wurden nur in so fern verstanden, in so fern man, mittelst irgend eines Gestus dasjenige angezeigt hatte, was zur Befriedigung des Bedürfnisses diente. Schickte man jene Bewegungen nicht voraus: so waren sie durchaus vergeblich, und man mußte sie nothwendig wiederholen. Denn diejenigen, denen man seinen Gedanken zu erkennen geben wollte, waren noch zu ungeübt, als daß sie sich dieselben wieder zurückrufen konnten, um sich ihre Bedeutung zu erklären. Die Aufmerksamkeit hingegen, die man, ohne viele Anstrengung, auf

das angezeigte Objekt richtete, erleichterte das Verständniß der Handlung. Mich deucht's, noch heute würde dieses die natürlichste Art seyn, wie man sich dieser Sprache bedienen könnte.

Da das Verbum auf sein Regimen folgte: so konnte das regierende Wort, d. i. der Nominativ, nicht zwischen beyde gestellt werden; weil er sonst die Beziehung derselben würde verdunkelt haben. Auch konnte er nicht den Anfang der Phrase ausmachen; weil sonst seine Beziehung zum Regimen nicht deutlich genug würde eingeleuchtet haben. Man stellte ihn also hinter das Verbum. Auf solche Weise wurden die Wörter in eben der Ordnung konstruirt, in welcher sie einander regierten. Dies war das einzige Mittel, wodurch ihre Faßlichkeit erleichtert werden konnte. Man sagte also: Frucht wollen Petrus, statt, Petrus will Frucht; und jene erste Konstruktion war eben so natürlich, wie die zwote noch ist. Das erhellet aus der lateinischen Sprache, in welcher beyde Konstruktionen gültig sind. Es scheint, als wenn diese Sprache das Mittel zwischen den ältesten und den neuesten Sprachen halte, und daß sie am Charakter beyder Theil nimmt.

§. 85. Die Verba drückten, bey ihrer Entstehung, den Zustand der Dinge nur auf eine ganz unbestimmte Art aus. Das thun die Infinitiven; Gehn, Handeln. Die Handlung, mit der man sie begleitete, ersezte das übrige, d. h. die Tempora, Modos, Numeros und Personen. Wenn man sagte: Baum sehn: so gab man mittelst eines Gestus zu verstehn, ob man von sich, oder

von einem andern, von einem oder von mehreren, vom vergangenen, oder vom gegenwärtigen, oder vom zukünftigen, ob man in einem positiven oder in einem bedingten Sinn rede.

§. 86. Nachdem die Gewohnheit, diese Ideen mit dergleichen Zeichen zu verbinden, die Mittel, sie an Töne zu knüpfen, erleichtert hatte: so erfand man hiezu Wörter, die man in der Rede nur nach den Verben stellte; und das aus eben dem Grund, um welches Willen die Verben hinter die Nennwörter gestellt wurden. Man brachte also seine Ideen in folgende Ordnung: Frucht essen künftig ich; statt, ich werde Frucht essen.

§. 87. Weil die Wörter, die die bestimmte Bedeutung des Verbums anzeigten, beständig an das Verbum selbst angesezt wurden: so machten sie gar bald mit diesem nur ein einziges Wort aus, welches sich, nach Maasgabe seiner verschiedenen Bedeutungen, verschiedentlich endigte. Nun wurde das Verbum, als ein Nomen anzusehn, welches, wenn es gleich ursprünglich ganz unbestimmt war, doch, durch die Veränderung seiner Tempora und Modi, zur Bezeichnung einer bestimmten Art des Zustandes der Handlung und des Leidens eines jeden Dings geschickt geworden. So verfielen die Menschen allmählig auf die Erfindung der Konjugationen.

§. 88. Wie die Wörter die natürlichsten Zeichen unsrer Ideen geworden waren: so war die Nothwendigkeit sie in einer solchen Ordnung hintereinander zu stellen, die unsrer heutigen Stel-

lungsart so ganz entgegen ist, nicht mehr dieselbige. Man fuhr indessen fort, die Ordnung so einzurichten; weil der Charakter der Sprachen, der sich nach dieser Nothwendigkeit gebildet hatte, nicht zugab, daß etwas in diesem Gebrauch geändert wurde, und man näherte sich unsrer Art sich die Dinge vorzustellen, nur nachdem mehrere Mundarten schon auf einander gefolgt waren. Diese Abänderungen giengen sehr langsam vor; weil die lezten Sprachen allemal etwas vom Genie derer behielten, die unmittelbar vor ihnen geredet worden waren. Man nimmt im Lateinischen ein sehr deutliches Ueberbleibsel vom Charakter der ältesten Sprache wahr, wovon es bis zu unsern französischen Konjugationen gekommen ist. Wenn wir sagen: ich thue, ich that; (*je fait*, *je faisois*, *je fis* etc.) so unterscheiden wir das Tempus, den Modus und den Numerus nur durch die Veränderungen der Endigungen des Verbums; das rührt davon her, daß unsre Konjugationen in diesem Stück nach dem Lateinischen zugeschnitten worden sind. Wenn wir aber sagen: ich habe gethan; ich hätte gethan; ich hatte gethan; (*j'ai fait*, *j' eus fait*, *j' avois fait* etc.) so folgen wir der Ordnung, die uns natürlicher geworden ist; denn thun (*fait*,) ist hier eigentlich das Verbum; weil es der Name ist, der den Zustand der Handlung bezeichnet. Das Wort haben (*avoir*) entspricht hingegen dem Ton, der beym Ursprung der Sprachen, auf das Verbum folgte, um Tempus, Modus und Numerus anzuzeigen.

§. 89. Ueber den Ausdruck seyn (*être*) läßt sich dieselbige Anmerkung machen. Dieses Wort drückt das Participium des Worts aus, dem es zugesellet wird; und zwar sagt es bisweilen eben so viel, als ein Verbum paßivum, bisweilen aber so viel als das zusammengesezte Präteritum eines Aktivums oder Neutrums. In den Phrasen: *je suis aimé*, *je m' étois fait fort*, *je serois parti*, drückt *aimé* den Zustand des Leidens; *fait* und *parti* den Zustand des Handlens aus; *suis*, *étois* und *serois* aber bezeichnen blos das Tempus, den Modus und den Numerus. Diese Arten von Wörtern waren in den lateinischen Konjugationen von geringem Nuzen, und sie wurden, wie in den ersten Sprachen, d. i. nach dem Verbum konstruiret.

§. 90. Weil die Franzosen zur Bezeichnung des Modus und des Numerus Ausdrücke haben, die sie vor das Verbum sezen: so könnten sie sich, wenn sie sie hinter das Verbum stelleten, ein Modell von den Konjugationen der ersten Sprachen machen. So würde z. B. statt *je suis aimé*, *j' étois aimé* etc. herauskommen aiméjuis, aimétois etc.

§. 91. Die Menschen vervielfältigten die Wörter nicht ohne Noth, besonders wie sie anfingen, sich derselben zu bedienen. Es kostete sie zu viel, sie zu erfinden, und zu behalten. Dasselbige Nomen, welches das Zeichen eines Tempus oder eines Modus war, wurde folglich hinter ein jedes Verbum gesezt. Daraus folgt, daß jede Muttersprache anfänglich nur eine einzige Konjugation

hatte. Vervielfältigten sich die Konjugationen: so war die Vermischung mehrerer Sprachen daran Schuld: oder es konnte auch davon herrühren, daß die zur Anzeige des Tempus, Modus ꝛc. bestimmte Wörter nach der Beschaffenheit des vorhergehenden Verbums leichter oder schwerer ausgesprochen, und folglich bisweilen verändert wurden.

§. 92. Die verschiedenen Beschaffenheiten der Seele sind weiter nichts, als eine Wirkung der verschiedenen Zustände des Handlens und des Leidens, die sie durchgeht, oder auch der Fertigkeiten, die sie sich erwirbt, wenn sie mehrmals handelt oder leidet. Will man diese Beschaffenheiten erkennen: so muß man folglich schon einigen Begrif von den verschiedenen Arten haben, nach welchen diese Substanz handelt und leidet. Die Adjektiven, die sie bezeichnen, konnten daher nicht eher gebraucht werden, als die Verben bekannt waren. Die Wörter, reden und überreden mußten nothwendig vor dem Wort beredt im Gebrauch seyn. Dieses Beyspiel macht es deutlich genug, was ich sagen will.

§. 93. Ich habe, wie ich von den Namen für die Beschaffenheiten der Dinge, handelte, nur noch der Adjektiven gedacht; weil die abstrakten Substantiva nur lange nachher bekannt werden konnten. Wie die Menschen anfingen, die verschiedenen Beschaffenheiten der Gegenstände zu bemerken: so fanden sie nicht eine iede einzeln für sich, sondern sie nahmen sie als etwas wahr, womit ein Subjekt versehn war. Die Namen, die

sie ihnen gaben, mußten folglich einigen Begrif von diesem Subjekt in sich schließen. Dergleichen Wörter sind groß, wachend, u. s. w. In der Folge gieng man die Notionen aufs neue durch, die man sich gebildet hatte, und man war genöthigt, sie aus einander zu legen, damit man neue Gedanken bequemer ausdrücken könnte. Damals unterschied man die Beschaffenheiten von ihrem Subjekt, und man machte die abstrakten Substantiva Größe, Wachsamkeit ꝛc. Wenn wir auf alle ursprünglichen Namen zurückgehn könnten: so würden wir einsehn, daß es kein einziges abstraktes Substantivum giebt, welches nicht von irgend einem Adjektivum oder von einem Verbum herkommen sollte.

§. 94. Vor dem Gebrauch der Verben hatte man, wie wir gesehn haben, schon Adjektiva zur Bezeichnung der sinnlichen Eigenschaften; weil nämlich die Ideen, die sich am leichtesten determiniren lassen, am ersten Namen haben mußten. Weil aber noch ein Wort zur Verbindung eines Adjektivums mit seinem Substantivum fehlte: so begnügte man sich damit, daß man eines neben das andre stellte. Fürchterliches Ungeheuer bedeutete so viel, dieses Ungeheuer ist fürchterlich. Denn die Aktion sezte dasjenige hinzu, was durch die Töne nicht ausgedrückt war. Hiebey muß man bemerken, daß das Substantivum bisweilen vor, bisweilen nach dem Adjektivum konstruirt wurde, nachdem man sich nämlich mehr an die Idee des einen, oder an die Idee des andern halten wollte. Ein Mensch, der über die Höhe eines

Baums erstaunte, sagte: Großer Baum; wenn er gleich sonst bey einer jeden andern Gelegenheit gesagt haben würde, Baum groß. Denn man ist doch von Natur geneigt, die Idee, von welcher man am meisten gerührt ist, zuerst auszusprechen.

Man bemerkte, wie man sich Verba machte, leicht, daß das Wort, welches man ihnen zur Bezeichnung der Person, des Numerus, des Tempus und des Modus beygefügt hatte, außer dem auch die Eigenschaft hatte, sie mit dem Nomen, wovon sie regiert wurden, zu verbinden. Man wendete also eben dieses Wort zur Verknüpfung des Adjektivums mit seinem Substantivum an, oder man erfand wenigstens ein anderes dazu. Dieses thut das Wort, seyn (*être*), außer daß es zur Anzeige der Person nicht zureicht. Diese Art der Verknüpfung zwoer Ideen ist, wie ich an einem andern Ort (Theil I. Abschnitt 2.) bewiesen habe, das, was man bejahen nennt. Der Charakter dieses Worts ist demnach die Bezeichnung der Bejahung.

§. 95. Als man sich dieses Worts zur Verknüpfung des Substantivums mit seinem Adjektivum bediente: so stellete man es zum leztern, als zu dem Wort, worauf die Affirmation am eigentlichsten geht. Gar bald ereignete sich auch das, was wir bey Gelegenheit der Verben gesehn haben; die beyden machten nämlich nur ein Wort aus. Dadurch wurden die Adjektiven zur Konjugation tauglich, und sie wurden nur darinnen von den Substantiven verschieden, daß die Beschaffen-

heiten, die sie ausdrückten, weder Handeln noch Leiden waren. Man sah damals, um alle diese Nomina in eine und eben dieselbige Klasse bringen zu können, das Verbum blos als ein Wort an, welches, der Konjugation fähig, von einem Subjekt irgend eine Beschaffenheit bejahet. Auf solche Weise gab es drey Arten von Verben; einige waren Aktiva, oder solche, die ein Handeln bedeuten; andre waren Passiva, oder solche, die ein Leiden bezeichnen; noch andre waren Neutra, die eine jede andre Beschaffenheit anzeigten. In der Folge veränderten die Grammatiker diese Abtheilungen, oder sie ersonnen neue; indem es ihnen bequemer schien, die Verben durch das Regimen, als durch die Bedeutung zu unterscheiden.

§. 96. Nachdem die Adjektiva in Verba verwandelt waren, wurde die Konstruktion der Sprachen ein wenig verändert. Die Stelle dieser neuen Verben änderte sich wie der Plaz der Nennwörter ab, von denen sie abstammten. Sie wurden daher bisweilen vor, bisweilen nach das Substantivum gesezt, dessen Regimen sie waren. Dieser Gebrauch breitete sich hernach auch über die andern Wörter aus. So entstand die Epoche, die die Konstruktion, die uns so natürlich ist, vorbereitet hat.

§. 97. Man war demnach nicht mehr gezwungen, seine Ideen beständig in derselbigen Ordnung an einander zu reihen; man sonderte von den mehrern Adjektiven das Wort ab, welches ihnen beygefügt worden war; man konjugirte es besonders, und nachdem man es lange Zeit ganz gleichgültig

hingestellt hatte, wovon die lateinische Sprache ein Beyspiel ist; so wies man ihm in der französischen Sprache die bestimmte Stelle nach dem Nomen an, welches es regiert, und vor das Nomen, welches es zum Regimen hat.

§. 98. Dieses Wort war kein Zeichen von irgend einer Beschaffenheit, und es würde gar nicht in die Zahl der Verben haben gestellt werden können, wenn man nicht seinetwegen die Notion des Verbums erweitert hätte, wie man schon bey den Adjektiven gethan hatte. Dieses Nomen wurde also nun blos als ein Wort betrachtet, welches ein Bejahen mit Unterscheidung der Personen, des Numerus, Tempus und Modus bedeutet. Und seit der Zeit war das Verbum seyn eigentlich allein. Die Grammatiker, die dem Fortgang dieser Veränderungen nicht nachgiengen, hatten viele Mühe, bis sie sich über die Idee vereinigten, die man sich von dieser Art von Wörtern zu machen hat *).

§. 99. Die Deklinationen der Lateiner müssen auf eben die Art erklärt werden, wie ihre Konjugationen. Ihr Ursprung kann von der Entstehungsart der leztern nicht verschieden seyn. Man erfand, zum Ausdruck des Numerus, des Kasus und des Genus, Wörter, die man hinter die Nomina stellte, wodurch die Endigung derselben verändert wurde. Man kann hiebey bemerken, daß die französischen Deklinationen zum Theil

*) Von keinem Theil der Rede, sagt der Abbe' Regnier, haben wir so viele Definitionen, als wir von den Verben haben. *Grammaire Franc.* p. 325.

nach dem Modell der Lateinischen gebauet worden: weil sie verschiedene Endigungen gestatten; und zum Theil nach dem Modell der Ordnung, worinnen wir heut zu Tage unsre Ideen stellen; denn die Artikel, die Zeichen des Numerus, Kasus und Genus werden vor die Nomina gestellt.

Mir scheint es, die Vergleichung der französischen Sprache mit der lateinischen mache meine Vermuthungen wahrscheinlich genug, und man habe Grund zu glauben, daß sie sich von der Wahrheit wenig entfernen würden, wenn man bis auf eine erste Sprache zurückgehn könnte.

§. 100. Die lateinischen Konjugationen und Deklinationen haben vor den Französischen den Vorzug der Mannigfaltigkeit und der Präzision. Durch den häufigen Gebrauch, den die Franzosen von den Hülfsverben und den Artikeln machen müssen, wird ihr Stil weitschweifig und gedehnt. Das leuchtet um so viel deutlicher ein, da sie ihre Skrupulosität bis zur unnöthigen Wiederholung der Artikel hinauftreiben. Sie sagen z. B. nicht: *c'est le plus pieux et plus sçavant homme, que je connoisse*; sondern sie sagen: *c'est le plus pieux et* le *plus sçavans*, etc. Noch mehr; uns mangeln, wegen der Natur unsrer Deklinationen, diejenigen Namen, die die Grammatiker Komparativen nennen. Wir ersezen sie durch das Wort *plus*, welches eben so oft wiederholt werden muß, als der Artikel. Da die Konjugationen und Deklinationen diejenigen Theile der Rede sind, die am häufigsten vorkommen: so ist damit zugleich

erwiesen, daß die französische Sprache weniger Präzision hat, als die Lateinische.

§. 101. Dagegen haben die französischen Konjugationen und Deklinationen wiederum vor den lateinischen einen Vorzug, nämlich diesen, daß man durch sie, Bedeutungen unterscheiden kann, die in der lateinischen Sprache mit einander vermengt werden. Die Franzosen haben drey Präterita, *je fis*, *j'ai fait*, *j'eus fait*. Die Lateiner haben nur ein einziges *feci*. Durch Weglassung des Artikels wird bisweilen der Sinn eines Sazes verändert: *je suis père* und *je suis le père* geben zwo verschiedene Bedeutungen, die in der lateinischen Sprache mit einander vermengt werden: *sum pater*.

Zehntes Kapitel.

Fortsezung desselbigen Gegenstandes.

§. 102. Es war unmöglich, daß man für ein jedes besonderes Objekt einen Namen erfinden konnte. Man mußte daher früh allgemeine Ausdrücke haben. Mit wie großer Geschicklichkeit mußte man aber nicht die Umstände wahrnehmen, um sich zu versichern, daß ein jeder dieselbigen Abstraktionen mache, und denselbigen Ideen dieselbigen Namen gebe? Man lese nur Werke über abstrakte Materien, und man wird finden, daß es auch heut zu Tage nicht leicht ist, in dem Stück glücklich fortzukommen.

Wenn man sich die Ordnung, in welcher die abstrakten Ausdrücke erfunden worden sind, vorstellen will: so darf man nur auf die Ordnung der allgemeinen Ideen merken. Der Ursprung und der Fortgang ist derselbige bey beyden. Ich will hiemit so viel sagen; wofern die allerallgemeinsten Notionen zuverläßig aus Ideen entstehn, die wir mittelst der Sinne erhalten: so ist es eben so gewiß, daß die abstraktesten Ausdrücke von den ersten Namen herkommen, die man den sinnlichen Gegenständen gegeben hat.

Die Menschen ziehen, so viel ihnen möglich ist, ihre leztern Kenntnisse auf andre, die sie sich schon erworben haben. Dadurch verbinden sich die weniger geläufigen Ideen mit den Begriffen, die uns geläufiger sind, wodurch das Gedächtniß und die Einbildungskraft eine große Beyhülfe erhält. Wenn demnach die Umstände die Bemerkung neuer Gegenstände veranlaßten: so suchte man auf, was sie mit den bekannten Gegenständen gemein hatten. Man brachte sie in dieselbige Klasse, und dieselbigen Namen dienten zur Bezeichnung beyder. Auf solche Weise wurden die Ideen der Zeichen allgemeiner. Das geschah aber nur mit nach und nach. Man stieg zu den abstraktesten Notionen nur stufenweise empor, und nur sehr spät hatte man die Ausdrücke: Essenz, Substanz und Ding. Es giebt ohne Zweifel noch Völker, die ihre Sprache mit denselben noch nicht bereichert haben *) Wenn sie unwissender sind,

*) Dieses bestätigt Herr de la Condamine in seiner Reisebeschreibung.

als wir: so glaub' ich doch nicht, daß gerade dieses der Grund davon sey.

§. 103. Je gewöhnlicher der Gebrauch abstrakter Ausdrücke wurde, desto mehr sah man ein, wie sehr die artikulirten Töne zur Bezeichnung so gar solcher Gedanken dienlich waren, die die unmerklichste Beziehung auf sinnliche Gegenstände haben. Die Einbildungskraft suchte sogar in solchen Gegenständen, die die Sinne rühren, Bilder von dem auf, was im Innersten der Seele vorgieng. Da die Menschen beständig Bewegung und Ruhe bey der Materie wahrgenommen; da sie den Hang und die Neigung der Körper bemerkt; da sie gesehn hatten, daß die Luft sich bewegt, sich trübt und aufklärt, daß die Pflanzen sich entwickeln, sich befestigen und schwächen: so sagten sie nun, die Bewegung, die Ruhe, die Neigung und der Hang der Seele; sie sagten, die Seele bewegt sich, betrübt sich, heitert sich auf, entwickelt; befestiget, schwächt sich. Endlich begnügte man sich auch, wenn man nur irgend eine Beziehung unter einer Verrichtung der Seele und unter einer Aktion des Körpers wahrnahm, um beyden denselbigen Namen zu geben *). Selbst

*) „Ich zweifle gar nicht, sagt Loke, (Buch III: Kap. 1. §. 3.) daß wir, wenn wir alle Wörter bis zu ihrer ersten Quelle zurückführen könnten, nicht finden sollten, daß in allen Sprachen diejenigen Ausdrücke, die man zur Bezeichnung solcher Gegenstände, die nicht in die Sinne fallen, gebraucht, ihren ersten Ursprung nicht von sinnlichen Ideen haben sollten. Daraus können wir die Beschaffenheit der

der Ausdruck Geist, (*Esprit*) kömmt von der Idee einer sehr feinen Materie, eines Dunstes, eines Hauches', der dem Auge unsichtbar ist; eine Idee, die sich viele Weltweisen so sehr geläufig gemacht haben, daß sie sich vorstellen, eine aus einer unzehlbaren Anzahl von Theilen zusammengesezte Substanz sey des Denkens fähig. Ich habe diesen Irrthum schon oben (Theil I. Abschnitt 1. Kap. 1.) widerlegt.

Man sieht deutlich ein, wie diese Namen bey ihrer ersten Entstehung gebildet wurden. Man könnte unter den abstraktesten Ausdrücken einige Beyspiele antreffen, bey welchen diese Wahrheit nicht so klar einleuchten könnte. Dahin gehört das Wort Gedanke *). Man wird sich indessen

Notionen derer errathen, die die Sprache zuerst redeten. Wir können ferner errathen, von welcher Seite sie ihrem Verstand dargestellt wurden, und wie die Natur den Menschen, den Ursprung und das Prinzipium aller ihrer Kenntnisse, mittelst der Namen selbst zuführte, die sie den Dingen gaben.«

*) Dieses ist, meiner Meynung nach, das schwerste Beyspiel, welches man wehlen kann. Es läßt sich aus einer Schwierigkeit davon urtheilen, wodurch die Cartesianer diejenigen auf Ungereimtheiten hinauszuführen geglaubt haben, die den Ursprung aller unsrer Kenntnisse auf die Sinne hinausleiten. Sie fragen: »durch welchen Sinn sollten wohl die ganz geistigen Ideen, z. B. die Idee, vom Gedanke, und vom Wesen, in den Verstand hineingekommen seyn? Sollten sie wohl, wenn sie durchs Gehör hineintraten, mittelst eines tiefen oder hohen Tons hineingetreten seyn? Geschah es durch den Geruch; war dieser Geruch angenehm, oder widrig? Oder durch den Geschmack; wie war dieser

bald überzeugen können, daß es doch keine Ausnahme macht.

Die Bedürfnisse waren es, die den Menschen die ersten Gelegenheiten zur Bemerkung dessen, was in ihnen selbst vorgieng und zur Bezeichnung desselben durch Aktion, Gelegenheit gaben. Diese Beobachtungen fanden daher nur in Beziehung auf diese Bedürfnisse statt, und man unterschied nicht mehrere Dinge von einander, außer in so fern die Dinge selbst einen dazu nöthigten. Nun aber gingen die Bedürfnisse einzig und allein auf den Körper. Daher bedeuteten die ersten Namen, die man dem, was wir zu empfinden vermögen, gab, bloß sinnliche Verrichtungen. In der Folge machten sich die Menschen immer mehr und mehr mit den abgezogenen Ausdrücken bekannt; sie sezten sich in den Stand die Seele vom Körper zu unterscheiden, und die Operationen dieser beyden Substanzen einzeln für sich zu betrachten. Nunmehr bemerkten sie, wenn man z. B. sagte, ich sehe, nicht blos die Aktion des Körpers; sondern auch insbeschaffen? Waren sie kalt oder warm, hart oder weich, wenn wir sie etwa durchs Gefühl erhielten? Läßt sich auf diese Fragen nichts vernünftiges antworten: so muß man zugestehn, daß die geistigen Ideen, dergleichen die Begriffe von Wesen und Gedanken sind, ihre Entstehung auf keine Weise den Sinnen zu verdanken haben; sondern daß unsre Seele das Vermögen hat, sie selbst zu bilden.« S. *L'Art de penser*. Dieser Einwurf ist aus den Konfeßionen des H. Augustins genommen. Ehe Locke schrieb, konnte er vielleicht manchen verführen. Jezt aber hat es gar nichts auf sich.

sondre die Perzeption der Seele, und sie fingen an, den Ausdruck sehen zur Bezeichnung beyder geschickt zu finden. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Einführung dieses Gebrauchs so natürlich war, daß man es nicht einmal wahrnahm, daß man die Bedeutung dieses Worts ausdehne. Auf solche Weise wurde ein Zeichen, welches anfänglich blos auf die Verrichtung eines Körpers ging, der Name von einer Seelenoperation.

Je mehr man über die Operationen, zu deren Ideen man auf diesem Weg gelangt war, nachdachte: desto mehr fand man, wie nothwendig es sey, sie unter verschiedene Klassen zu bringen. In dieser Absicht erfand man nicht neue Ausdrücke; weil dieses eben nicht das leichteste Mittel gewesen wäre, sich verständlich zu machen; sondern man erweiterte allmählich, nach Maasgabe des Bedürfnisses, die Bedeutung einiger Nennwörter, die die Zeichen von den Operationen der Seele geworden waren; dergestalt, daß eines von ihnen am Ende so allgemein war, daß es sie alle ausdrückte, und das war das Wort Gedanke. Wir selbst fangen die Sache nicht anders an, wenn wir eine abgezogene Idee ausdrücken, die durch den Gebrauch noch nicht determinirt worden ist. Dieses alles beweiset, was ich im vorigen Paragraph gesagt habe; daß nämlich die abstraktesten Ausdrücke von den ersten Namen herkommen, die den sinnlichen Gegenständen ertheilt worden sind.

§. 104. Sobald der Gebrauch dieser Zeichen gemein wurde, vergas man den Ursprung derfel-

ben, und man verfiel in den Irrthum zu glauben, sie seyen die natürlichsten Namen geistiger Dinge. Man stellte sich sogar vor, daß durch sie ihr Wesen und ihre Natur vollkommen erklärt werde; wenn sie gleich nur sehr unvollkommene Analogien erklärten. Dieser Misbrauch zeigt sich in den alten Philosophen deutlich; bey den meisten Neuern kömmt er auch noch vor, und er ist der Hauptgrund von unserm langsamen Fortkommen im Schließen.

§. 105. Die Menschen waren, besonders beym Ursprung der Sprachen zum Reflektiren über sich selbst nicht sehr aufgelegt; sie hatten zur Bezeichnung dessen, was sie an sich beobachten konnten, nur solche Zeichen, die bis dahin nur zur Anzeige ganz verschiedener Sachen gebraucht wurden. Hieraus läßt sich auf die Schwierigkeiten schliessen, die sie überwinden mußten, ehe sie gewissen Operationen der Seele Namen geben konnten. Die Partikeln z. B. die die verschiedenen Theile der Rede mit einander verbinden, konnten nur sehr spät erfunden werden. Sie drücken die Art, wie uns die Gegenstände affiziren, nebst den Urtheilen, die wir darüber fällen, mit so vieler Feinheit aus, die der Roheit des Verstandes lange entwischen mußte. Dadurch wurden die Menschen zum Räsonnement unfähig. Räsonniren heißt die Beziehungen ausdrücken, die sich unter mehreren Sätzen finden. Nun aber ist es einleuchtend, daß nur die Konjunktionen das Mittel dazu sind. Die Sprache der Aktion konnte den Mangel dieser Partikeln nur äußerst schlecht ersezen, und man

war nicht eher im Stande, mittelst der Nennwörter, die Verhältnisse auszudrücken, deren Zeichen sie sind, als bis sie durch ausgezeichnete und oft wiederholte Umstände fixirt wurden. Wir werden weiter unten sehn, daß hiedurch die Fabel veranlaßt wurde.

§. 106. Nie verstanden sich die Menschen besser, als wenn sie den sinnlichen Gegenständen Namen gaben. Sobald sie aber zu urbildlichen Notionen übergehn wollten: sobald hatten sie Mühe einander zu verstehn, da ihnen gemeiniglich Modelle mangelten, da sie sich in Umständen befanden, die sich unaufhörlich veränderten, und da nicht alle die Kunst, ihre Seelenoperationen recht zu leiten, gleich gut verstunden. Man versammlete unter einem einzigen Namen mehr oder weniger einfache und oft auch ganz entgegengesezte Ideen. Daher so viele Wortstreitigkeiten. Selten fand man, in ein Paar verschiedenen Sprachen, Ausdrücke für diese Gegenstände, die einander völlig entsprochen hätten. Es war dagegen etwas sehr gemeines, daß man in derselbigen Sprache einige Ausdrücke bemerkte, deren Bedeutung nicht bestimmt genug war, und die man auf tausenderley verschiedene Arten anwenden konnte. Diese Mängel haben sich sogar in die Werke der Weltweisen eingeschlichen, und sie sind der Grund von vielen Irrthümern.

Wir haben oben §. 82. wo von den Namen der Substanzen die Rede war, gesehn, daß die Namen komplexer Ideen vor den Benennungen der einfachen Begriffe erfunden worden sind. In der Erfindung der Namen für urbildliche Notio-

nen hat man einer ganz andern Ordnung gefolgt. Da diese Notionen weiter nichts, als Sammlungen mehrerer einfacher Ideen sind, die wir, nach unserm Belieben versammlet haben: so ist es offenbar, daß wir sie nicht eher haben bilden können, als nachdem wir schon, mittelst eigner Namen, eine jede von den einfachen Ideen bestimmt hatten, die wir in diese Notionen hineinbringen wollten. Man hat z. B. den Namen Herzhaftigkeit der Notion, die er bezeichnet, nicht eher geben können, als bis die Ideen von Gefahr, von Bekanntschaft mit der Gefahr, von der Pflicht sich der Gefahr auszusezen, und vom Entschluß diese Pflicht zu erfüllen, durch andre Namen schon fixirt waren

§. 107. Die Pronomina waren die lezten Wörter, die man erfand, weil sie die lezten Wörter waren, deren Nothwendigkeit man wahrnahm. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es lange anstund bis man sich an sie gewöhnen konnte. Der Verstand war gewohnt jedesmal dieselbige Idee bey demselbigen Wort aufzuwecken, und er hatte Mühe sich an einen Namen zu gewöhnen, der die Stelle eines andern, oder auch oft einer ganzen Phrase vertrat.

§. 108. Um diese Schwierigkeiten zu vermindern, stellte man in der Rede die Pronomina vor die Verba. Denn da sie nun dadurch den Nominibus näher waren, deren Stelle sie vertraten: so wurden auch ihre Beziehungen deutlicher. Die französische Sprache selbst hat sich eine Regel daraus gemacht; nur der einzige Fall ist ausgenom-

men, wenn der Kasus, oder ein Verbum bey einem Imperativus steht, und wenn er einen Befehl anzeigt; man sagt: *faites-le.* Dieser Gebrauch hat nur deswegen eingeführt werden können, damit man den Imperativ desto besser vom Präsens möge unterscheiden können. Bedeutet hingegen der Imperativ ein Verbot: so tritt das Pronomen wiederum in seine natürliche Stelle zurück. Man sagt, *ne le faites pas.* Der Grund davon scheint mir sehr leicht zu seyn. Das Verbum bezeichnet den Zustand einer Sache, und die Negation die Beraubung dieses Zustandes. Es ist also natürlich, daß man sie, um mehrerer Deutlichkeit willen, vom Verbum nicht absondert. Das *pas* aber ist das Wort, welches die Verneinung voll macht; und es ist folglich nothwendiger, daß es nahe beym Verbum stehe, als das *ne.* Es kömmt mir auch vor, daß diese Partikel nie von ihrem Verbum getrennt seyn will. Ich weiß nicht, ob die Grammatiker diese Bemerkung gemacht haben.

§. 109. Nicht immer hat man die Natur der Wörter zu Rath gezogen, wie man sie in verschiedene Klassen hat abtheilen wollen. Eben deswegen hat man Wörter unter die Pronomina gesezt, die keine Pronomina sind. Wenn man z. B. sagt: *Voulez-vous me donner cela?* so zeigen *Vous*, *Me*, *Cela* die Person an, mit welcher man redet, die Person, die redet, und die Sache die man verlangt. Dieses sind demnach eigentliche Nomina, die lang vor den Pronominibus bekannt waren, und die in der Ordnung der übrigen Nennwörter in der Rede hingestellt wurden; vor das

Verbum nämlich, wenn sie das Regimen desselben waren; hinter das Verbum, wenn sie dasselbe regierten. Man sagte: *cela vouloir moi* statt *je veux cela.*

§. 110. Wir haben nur noch vom Unterschied des Genus zu handeln. Es ist offenbar, daß dieses seinen Ursprung blos der Verschiedenheit der Geschlechter zu verdanken hat, und daß man die Nomina nur deswegen auf zwo oder drey Arten von Genus zurückgeführt hat, damit man mehr Ordnung und Klarheit in die Sprache bringen möchte.

§. 111. In dieser, oder doch in einer sehr ähnlichen Ordnung sind die Wörter erfunden worden. Die Sprachen hatten eigentlich nicht eher einen Stil, als wie sie Namen von allerley Art hatten, und wie die Menschen sich feste Grundsäze für die Konstruktion der Rede festsezten. Vorher bestand die Rede aus einer bloßen Menge von Wörtern, die nur mit Hülfe der Sprache der Aktion eine Reihe von Gedanken ausdrückten. Man muß indessen wohl bemerken, daß die Pronomina blos zur Präzision des Stils erforderlich waren.

Eilftes Kapitel.

Von der Bedeutung der Wörter.

§. 112. Man darf nur die Entstehungsart der Wörter betrachten, um einzusehn, daß die Namen für einfache Ideen am wenigsten vieldeutig seyn können; indem die Umstände die Perzeptio-

nen deutlich bestimmen, worauf sie sich beziehen. Ich kann an der Bedeutung der Wörter, weis, schwarz gar nicht zweifeln, wenn ich bemerke, daß man sie zur Bezeichnung gewisser Perzeptionen gebraucht, die ich eben jezt habe.

§. 113. Nicht so verhält es sich mit den komplexen Notionen, die bisweilen so sehr zusammengesezt sind, daß man die einfachen Ideen nur sehr langsam sammlen kann, die in denselbigen liegen. Einige sinnliche Beschaffenheiten, die man leicht bemerkte, machten anfänglich die Notion aus, die man sich von einer Substanz bildete. In der Folge, wie man neue Beschaffenheiten entdeckte, machte man diese Notion komplexer. So ist es wahrscheinlich, daß z. B. die Notion des Goldes anfänglich nur der Begriff eines gelben und sehr schweren Körpers war. Nach einiger Zeit lehrte die Erfahrung, daß man auch die Eigenschaft hinzusezen müsse, daß es sich hämmen läßt; hierauf kamen seine Duktilität und Fixität, und so mit nach und nach alle übrigen Eigenschaften hinzu, woraus die geschicktesten Chymisten den Begrif gebildet haben, den sie sich von dieser Substanz machen. Ein jeder konnte bemerken, daß die neuen Eigenschaften, die man am Gold entdeckte, an der Notion, die man sich bisher davon gemacht, eben so viel Recht haben, als die ersten Beschaffenheiten, die man an demselben beobachtet hatte. Das ist der Grund, warum die Zahl der einfachen Ideen, aus welchen die Notion einer Substanz bestehn konnte, nicht mehr bestimmlich war. Einigen schien diese Zahl größer; andern

schien sie kleiner. Das hing ganz von den Erfahrungen und vom Scharfsinn ab, mit welchem man die Erfahrungen machte. Eben deswegen mußte die Bedeutung der Namen von Substanzen nothwendig sehr ungewiß seyn, und sie mußte eine Menge von Wortstreitigkeiten veranlassen. Wir sind von Natur zu glauben genrigt, daß Andre dieselbigen Ideen haben, die wir haben; weil sie sich derselbigen Sprache bedienen. Daher kömmt's, daß wir oft der entgegengesezten Meynung zu seyn glauben, wenn wir gleich dasselbige behaupten. Man dürfte in dergleichen Fällen nur die Bedeutung der Ausdrücke erklären, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, und um das Unbedeutende vieler Fragen darzustellen, die wir für wichtig halten. Locke giebt hiervon (Buch III. Kap. 9. §. 16.) ein Beyspiel, welches hier mitgetheilt zu werden verdient.

„Ich war, sagt er, einstens in einer Gesellschaft von geschickten und einsichtsvollen Aerzten. Man verfiel von ohngefähr auf die Untersuchung der Frage, ob der Saft durch die Nervenfäden durchgehe. Die Meynungen darüber waren getheilt, und man stritte sich lang. Ein jeder führte für seine Meynung verschiedene Gründe zur Unterstüzung derselben an. Ich hatte mir schon lange den Satz eingedrückt, daß der größte Theil von Streitigkeiten mehr auf die Bedeutung der Wörter, als auf eine wirkliche Verschiedenheit in der Art, wie man sich die Dinge vorstellt, hinauslaufe. Ich bedeutete also diesen Herren; sie möchten, ehe sie ihren Streit weiter fortsezten, vorher unter-

suchen und ausmachen, was das Wort Saft bedeute. Sie wunderten sich anfänglich über diesen Vorschlag, und wären sie weniger höflich gewesen: so würden sie ihn vielleicht mit Verachtung, als unnütz und sonderbar verworfen haben, indem doch ein jeder in dieser Gesellschaft die Bedeutung des Worts Saft, welches, meiner Meynung nach, eben nicht eine von den schwierigsten Benennungen der Substanzen ist, zu kennen glaubte. Genug, man lies meine Erinnerung statt finden; und es fand sich am Ende, daß die Bedeutung dieses Worts nicht so gewiß noch so bestimmt war, als sie anfänglich alle geglaubt, und daß es hingegen ein jeder von ihnen zu einem Zeichen einer verschiedenen komplexen Idee gemacht hatte. Sie sahen daraus ein, daß die Hauptsache ihres Streits auf die Bedeutung dieses Ausdrucks hinauslief, und daß sie, was die Sache betraf, fast ganz einerley Meynung waren, daß nämlich eine sehr flüßige und feine Materie durch die Poros der Nerven durchschlüpfe; wenn sich gleich nicht leicht bestimmen lies, ob diese Materie den Namen Saft haben könne, oder nicht? Ein jeder hielt es indessen für unnütz, über so was zu streiten."

§. 114. Der Sinn der Benennungen urbildlicher Ideen ist noch ungewisser, als die Bedeutung der Namen von Substanzen; es mag nun davon herrühren, daß man selten das Modell der Sammlungen antrift, zu welchen sie gehören; oder auch davon, daß die Bemerkung aller einzelner Theile derselben oft sehr schwer ist, wenn man auch ihr Modell vor sich hat. Die wesentlichsten

Theile sind oft gerade diejenigen, die uns am ersten entwischen. Um sich z. B. eine Idee von einer kriminellen That zu machen, ist es nicht genug, daß man ihr äusserliches und in die Augen fallendes bemerkt; man muß auch gewisse Dinge dabey fassen, die nicht in die Sinne fallen. Man muß die Absicht des Thäters ausforschen, das Verhältniß der That zum Gesez auffinden, und bisweilen so gar viele Umstände kennen, die vor der That vorhergiengen. Dieses alles erfordert eine Sorgfalt, zu welcher uns unsre Nachläßigkeit, oder der Mangel am Scharfsinn gemeiniglich unfähig macht.

§. 115. Die Beobachtung ist artig, wie man sich der Sprache oft mit dem größten Vertrauen selbst in dem Augenblick bedient, da man sie am meisten mißbraucht. Man glaubt sich zu verstehn, wenn man gleich nicht die mindeste Sorgfalt darauf wendet. Der Gebrauch der Wörter ist uns so geläufig geworden, daß wir gar nicht daran zweifeln, daß man unsern Gedanken nicht fassen müsse, sobald wir ihn anzeigen; gleich, als wenn die Ideen bey dem, der redet, und bey demjenigen, der zuhöret, nothwendig dieselbigen seyn müßten. Die Philosophen haben, statt diesem Mißbrauch zu steuren, mit Fleiß dunkel zu seyn sich Mühe gegeben. Eine jede Sekte fand ihr Interesse dabey, daß sie schwankende, und sinnlose Ausdrücke erfand. Dadurch hat man die schwachen Seiten so vieler unnüzer und lächerlicher Systeme zu verstecken gesucht, und man hat die Geschicklichkeit in der glücklichen Ausführung dieses Vorhabens,

wie Locke richtig bemerkt, (Buch III. Kap. 10.) für Scharfsinn des Geistes, und für wirkliche Gelehrsamkeit gehalten. Endlich kamen Menschen, die ihre Sprache aus den Sprachen aller Sekten zusammensezten und in allen Materien den Saz und den Gegensaz behaupteten. Man hat dieses Talent bewundert, und man bewundert es vielleicht auch noch. Man würde es aber in einem hohen Grad verachten, wenn man tiefer in die Sachen hineindringen wollte. Um allen diesen Mißbräuchen vorzubeugen, muß die bestimmte Bedeutung der Wörter folgendermaaßen beschaffen seyn.

§. 116. Man muß sich der Zeichen nur zur Anzeige der Ideen, die man sich selbst denkt, bedienen. Ist von den Substanzen die Rede: so müssen die Namen, die man ihnen giebt, nur auf die Eigenschaften gehn, die man selbst an ihnen bemerkt, und die man selbst gesammlet hat. Die Namen urbildlicher Ideen müssen gleichfalls nur eine gewisse Anzahl einfacher Ideen anzeigen, die man zu bestimmen im Stand ist. Man muß sich vorzüglich vor der Vorausseżung hüten, daß Andre mit denselbigen Wörtern gerade dieselbigen Ideen verbinden, die wir selbst mit denselbigen zu verbinden pflegen. Wenn eine Frage aufgeworfen wird: so müssen wir zuerst zusehn, ob die komplexen Notionen der Personen, mit denen wir uns unterhalten, eine größere Anzahl einfacher Ideen in sich fassen, als unsre Notionen. Merken wir dieses: so müssen wir untersuchen, wie viel und was für Ideen es sind. Scheint uns hinge-

gen die Anzahl kleiner: so müssen wir ihnen anzeigen, was für einfache Ideen wir noch ausser den ihrigen zur Notion hinzusezen.

Was die allgemeinen Benennungen betrift: so können wir sie nicht anders, als Zeichen betrachten, die die verschiedenen Klassen, unter welche wir unsre Ideen austheilen, von einander unterscheiden. Wenn man also sagt: eine Substanz gehört zu dieser Spezies: so müssen wir dieses blos so verstehn, sie faßt Eigenschaften in sich, die in der komplexen Notion, wovon ein gewisses Wort das Zeichen ist, enthalten sind.

In einem jeden andern Fall, den Fall mit den Substanzen ausgenommen, wird das Wesen der Dinge mit der Notion, die wir uns von denselben gebildet haben, vermengt; und dasselbige Wort ist folglich zu gleicher Zeit das Zeichen von jenem und von dieser. Ein in drey Linien eingeschlossener Raum ist zu gleicher Zeit das Wesen und auch die Notion des Triangels. So verhält es sich auch mit allem, was die Mathematiker unter dem allgemeinen Ausdruck, Größe bringen. Die Philosophen haben, wie sie sahen, daß in der Mathematik die Notion des Dings, sein Wesen in sich schließt, zu voreilig den Schluß gemacht, daß es sich in der Physik eben so verhalten müsse; und sie haben sich daher eingebildet, daß sie das Wesen der Substanz selbst erkennen.

Da die Ideen in den mathematischen Wissenschaften auf eine deutliche Weise bestimmt sind: so zieht die Vermengung der Notion des Dings mit

seinem Wesen keinen Mißbrauch nach sich. In den Wissenschaften hingegen, in welchen man aus urbildlichen Ideen schließt, kann man sich für den Wortstreitigkeiten nicht genug in Acht nehmen. Man wirft zum Beyspiel die Frage auf: welches ist das Wesen der dramatischen Poesien, die man Komödien nennt; und verdienen gewisse Stücke, denen man diesen Namen beylegt, denselben wirklich?

Hier bemerke ich; der erste, der Komödien erfunden, hat kein Modell gehabt. Das Wesen dieser Art von Gedichten lag folglich einzig und allein in der Notion, die er sich davon gemacht. Diejenigen, die nach ihm gekommen sind, haben mit nach und nach zu dieser ersten Notion etwas hinzugefügt, und dadurch haben sie das Wesen der Komödie verändert. Wir haben das Recht, dieses gleichfalls zu thun. Statt uns aber desselben zu bedienen, ziehen wir die Modelle zu Rath, die wir heut zu Tage haben, und wir bilden unsern Begrif nach denen, die uns am besten gefallen. Wir nehmen also nur gewisse Stücke in die Zahl der Lustspiele auf; andre Stücke schließen wir aus dieser Zahl aus. Nun frägt man uns: ist dieses oder jenes Gedicht eine Komödie, oder nicht? Auf diese Frage antwortet nun ein jeder nach Maasgabe der Notionen, die er sich gemacht hat; da nun diese Notionen nicht bey allen die nämlichen sind: so wird es das Ansehn haben, als wenn diejenigen, die auf die Frage antworten, entgegengesezter Meynung seyen. Wollten sie die Ideen an die Stelle der Wörter sezen: so würden

ſie bald einſehn, daß ſie nur in der Art ſich auszudrücken, von einander abweichen. Man würde, ſtatt daß man auf eine ſolche Art die Notion einer Sache ſo einſchränkt, vernünftiger thun, wenn man ſie in eben dem Maas erweiterte, in welchem man neue Genera entdeckte, die ihr untergeordnet ſind. Dann würde die Unterſuchung des höhern Genus eine artige und gründliche Unterſuchung ſeyn.

Was ich bisher vom Luſtſpiel geſagt habe, läßt ſich auch auf das epiſche Gedicht anwenden; weil man ja die Fragen für wichtig hält, ob das verlorne Paradies, Lutrie ꝛc. Heldengedichte ſind?

Bisweilen reichen die unvollſtändigen Ideen zu, wenn ſie nur beſtimmt ſind. Ein andermal müſſen ſie nothwendig vollſtändig ſeyn. Dieſes hängt vom Gegenſtand ab, den man vor ſich hat. Man müßte vor allen Dingen unterſcheiden, ob man von Dingen redet, von denen man Grund angeben will, oder ob man nur von ihnen redet, um ſich zu unterrichten. Im erſten Fall iſt es nicht zureichend, daß man einigen Begrif davon habe; man muß ſie von Grund aus kennen. Ein allgemeiner Fehler iſt es hingegen, daß man über alles mit einer ganz kleinen Zahl von Ideen, die noch dazu oft ſchlecht determinirt ſind, entſcheiden will.

Ich werde, in der Abhandlung über die Methode, die Mittel anzeigen, deren man ſich bedienen kann, um die Ideen zu beſtimmen, die wir mit verſchiedenen Zeichen verbinden.

Zwölftes Kapitel.

Von den Inversionen.

§. 117. Wir schmeicheln uns, die französische Sprache habe vor den alten Sprachen den Vorzug, daß sie die Wörter in der Rede so ordnet, wie sich die Ideen selbst in der Seele reihen. Wir stellen uns nämlich vor, die natürlichste Ordnung erfordere, daß zuerst das Subjekt, wovon geredet wird, angezeigt werde, ehe das, was man davon behauptet, ausgedrückt wird; d. h. daß der Nominativ vor dem Verbum vorher gehe, und daß das Regimen auf das Verbum folge. Wir haben aber schon gesehn, daß die natürlichste Konstruktion, beym Ursprung der Sprachen, eine ganz verschiedene Ordnung erforderte.

Was man hier natürlich nennt, ändert sich nach dem Genie der Sprachen ab, und in einer Sprache ist es ausgebreiteter, als in einer andern. Davon ist das Latein ein Beweis. Es vereinigt ganz entgegengesezte Konstruktionen, die demohngeachtet der Ordnung der Ideen sämtlich anzupassen scheinen; z. B. *Alexander vicit Darium*; *Darium vicit Alexander*. Wenn die Franzosen nur jene erstere gebrauchen: *Alexandre a vaincu Darius*: so ist nicht das der Grund, daß sie etwa allein natürlich wäre; sondern es rührt davon her, daß die französischen Deklinationen nicht gestatten, daß Klarheit mit einer verschiedentlichen Ordnung der Wörter vereinigt werde.

Worauf könnte man wohl die Meynung gründen, daß in dem Saz: *Alexandre a vaincu Darius*, die französische Konstruktion einzig und allein natürlich sey? Man sehe die Sache von der Seite der Seelenoperationen, oder von der Seite der Ideen an: so wird man finden, daß es ein Vorurtheil ist. Von Seite der Seelenoperationen; man kann nämlich voraussezen, daß die drey Ideen, aus welchen dieser Saz besteht, einander in der Seele des Redenden zu gleicher Zeit auf einmal aufwecken; oder man kann annehmen, daß sie sich nur allmälig aufwecken. Im ersten Fall findet sich keine Ordnung unter ihnen; im lezten hingegen kann die Ordnung abwechseln; denn es ist eben so natürlich, daß sich die Ideen, Alexander und überwinden bey Gelegenheit der Idee Darius darstellen, als es natürlich ist, daß die Idee Darius auf die andern beyden folgen kann.

Sieht man die Sache von der Seite der Ideen an: so ist der Irrthum eben so fühlbar. Denn die unter ihnen vorkommende Subordination begünstigt die beyden lateinischen Konstruktionen, *Alexander vicit Darium*, *Darium vicit Alexander*, gleich sehr. Hier ist der Beweiß.

Die Ideen modifiziren einander in der Rede, nach dem die eine die andere erklärt, erweitert oder einschränkt. Hierdurch sind sie einander natürlicher Weise untergeordnet; freylich mehr oder weniger unmittelbar; nachdem ihre Verbindung selbst mehr oder weniger unmittelbar ist. Der Nominativus ist mit dem Verbum verbunden; das Verbum mit seinem Regimen; das Adjektivum

mit seinem Substantivum, u. s. w. Allein die Verknüpfung des Regimens des Verbums mit seinem Nominativ ist nicht so genau; weil sich diese beyden Nomina nur mittelst des Verbums modifiziren. Die Idee Darius ist z. B. unmittelbar mit der Idee, überwunden, verknüpft; die Idee überwunden mit der Idee Alexander; und die Unterordnung dieser dreyer Ideen behält dieselbige Ordnung.

Aus eben dieser Bemerkung erhellet, daß man sich, um die natürliche Ordnung der Ideen nicht zu stören, nur an die stärkste Verknüpfung halten darf, die unter ihnen Statt hat. Das kömmt aber in den beyden lateinischen Konstruktionen, *Alexander vicit Darium*, und Darium vicit Alexander, auf eine gleiche Art vor. Beyde sind demnach gleich natürlich. Man irrt sich in diesem Stück nur deswegen, weil man eine Ordnung für natürlicher hält, die uns nur wegen des Charakters unsrer Sprache geläufig geworden ist. Es giebt indessen selbst im Französischen gewisse Konstruktionen, die einen für diesem Irrthum hätten bewahren können; weil der Nominativ im Französischen besser nach dem Verbum steht. Man sagt z. B., *Darius, que vainquit Alexandre.*

§. 118. Die Unterordnung der Ideen wird in eben dem Verhältniß gestört, in welchem man sich weniger an ihre starke Verbindung hält. Und dann hören die Konstruktionen auf, natürlich zu seyn. Das würde der Fall seyn, wenn es hieße: *Vicit Darium Alexander*; weil da die Idee

Alexander von der Idee *vicit* getrennt wird, mit der sie doch unmittelbar verbunden seyn muß.

§. 119. Die lateinischen Schriftsteller liefern von allen Arten von Konstruktionen Beyspiele. *Conferte hanc pacem cum illo bello.* Dies ist eine Konstruktion nach der Analogie unsrer Sprache. *Huius praetoris adventum, cum illius imperatoris victoria; huius cohortem impuram, cum illius exercitu invicto; huius libidines, cum illius continentia.* Dieses sind Beyspiele, die eben so natürlich sind, als das erste; weil die Verbindung der Ideen in denselben gar nicht gestört wird; die französische Sprache würde sie indessen doch nicht gestatten. Im Schluß der Periode hingegen kömmt eine Konstruktion vor, die gar nicht natürlich ist: *Ab illo, qui cepit conditas, ab hoc, qui constitutas accepit captas diccis Syracusas.* Das Wort Syracusas ist von conditas, und dieses wiederum von ab illo getrennt; und das ist der Unterordnung der Ideen entgegen.

§. 120. Wenn sich die Inversionen nicht nach der stärksten Verbindung der Ideen richten, würden sie Unbequemlichkeiten haben; wenn die lateinische Sprache nicht durch die Beziehungen nachhelfen sollte, die die Endigungen unter die Wörter bringen, die eigentlich nicht von einander getrennt werden sollten. Diese Beziehung ist so beschaffen, daß der Verstand die entferntesten Ideen sehr leicht einander näher bringen kann, um sie in ihre Ordnung zu stellen. Wenn diese Konstruktionen auch der Verbindung der Ideen einigermaaßen Gewalt anthun: so haben sie dagegen andre Vortheile, die wir hier aufzehlen wollen.

Der erste Vortheil ist dieser; die Rede erhält mehr Harmonie. Da die Harmonie einer Sprache in der Mischung der Töne allerley Art, in ihrer taktmäßigen Bewegung, und in den Intervallen liegt, in welchen sie auf einander folgen: so sieht man leicht ein, wie groß die Harmonie durch dergleichen mit Geschmack ausgewehlten Inversionen werden mußte. Cicero führt die Periode, die ich eben ausgezeichnet habe, als ein Muster an.

§. 121. Ein zweyter Vortheil ist die Verstärkung der Kraft und der Lebhaftigkeit des Stils. Man kann jedes Wort an die Stelle sezen, wo es natürlicher Weise den meisten Effekt hervorbringen muß. Vielleicht frägt man hier: Aus welchem Grund hat ein Wort an einer Stelle mehr Kraft, als an einer andern?

Man darf nur, um diesen Grund einzusehn, eine Konstruktion, worinnen die Ausdrücke der Verbindung der Ideen folgen, mit einer Konstruktion vergleichen, in welcher sie von dieser Verbindung abweichen. Dort stellen sich die Ideen auf eine so natürliche Art dar, daß der Verstand ihre ganze Folge übersieht, ohne daß die Imagination dabey sehr angestrengt wird. Hier aber sind die Ideen, die unmittelbar auf einander folgen sollen, zu sehr getrennt, als daß man sie eben so leicht übersehn könnte. Wenn indessen eine solche Konstruktion geschickt angelegt wird: so schließen sich doch die entferntesten Wörter ohne Schwierigkeiten an einander an; weil die Endigungen eine gewisse Beziehung unter sie bringen. Das schwache Hinderniß also, welches von ihrer

Entfernung von einander herrührt, scheint blos zur Uebung der Imagination da zu seyn, und die Ideen sind nur deswegen zerstreuet, damit der Verstand, der sie nun selbst sammlen muß, die Verbindung oder den Kontrast derselben, mit mehrerer Lebhaftigkeit empfinden möge. Mittelst dieses Kunstgrifs kann man bisweilen den ganzen Nachdruck einer Phrase in das Wort vereinigen, womit sie sich endiget, z. B.

— — — Nec quicquam tibi prodest
Aerias tentasse domos, animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro *).

Dieses lezte Wort (*morituro*) schließt mit Nachdruck, weil es der Verstand nicht auf *tibi* hinziehn kann, worauf es doch eigentlich geht, er laufe denn alles wieder durch, was dazwischen liegt. Man verseze *morituro* in die Ordnung, die die Verbindung der Ideen erheischt; *Nec quicquam tibi morituro etc.*; der Effekt wird gewiß nicht mehr derselbige bleiben; weil die Imagination nicht mehr so geübt wird. Diese Arten von Inversionen nehmen am Charakter der Sprache der Aktion Theil, in welcher bisweilen ein einziges Zeichen die Dienste einer ganzen Phrase that.

§. 122. Aus diesem zweyten Vortheil der Inversionen erwächst ein dritter; nämlich, sie machen ein Gemälde aus; ich will damit so viel sagen: sie versammlen in ein einziges Wort die Umstände einer Handlung, ohngefähr, wie sie ein Maler auf die Leinwand versammlet. Wenn die Inver-

*) *Horat.* Lib. I. Od. 28.

sionen einen Umstand nach dem andern angeben sollten: so würde es eine bloße Erzehlung seyn. Ein Beyspiel wird meinen Gedanken in sein helles Licht stellen.

Nymphae flebant Daphnim exstinctum funere crudeli. Das ist eine bloße Erzehlung. Ich lerne daraus, daß die Nymphen weinten; daß sie den Daphnis beweinten; daß Daphnis gestorben, u. s. w. Da auf diese Weise ein Umstand auf den andern allmälich folgt: so ist der Eindruck nur sehr vorübergehend. Allein, man verändere einmal die Ordnung der Wörter; man sage:

Exstinctum Nymphae crudeli funere Daphnim
Flebant *).

so wird der Effekt ganz verschieden seyn. Denn nachdem ich gelesen *exstinctum Nymphae crudeli funere*, ohne noch etwas daraus zu lernen: so sehe ich beym Wort *Daphnim* den ersten Pinselstrich, bey *flebant* den zweyten, und das ganze Gemälde ist nun fertig. Die weinenden Nymphen, der sterbende Daphnis, die Folgen, die diesen Tod begleiten, rühren mich auf einmal. So viel können die Inversionen über die Einbildungskraft bewirken.

§ 123. Endlich der lezte Vortheil, den ich in dergleichen Konstruktionen finde, ist dieser, daß sie den Stil bestimmter machen. Indem sie den Verstand angewöhnen, daß er einen Ausdruck zu den Wörten zieht, die von demselben in dersel-

*) *Virgil.* Eclog *V. vers.* 20.

bigen Phrase am weitesten abstehn: so gewöhnen sie ihn zu gleicher Zeit zur Vermeidung der Wiederholungen an. Die französische Sprache ist so wenig dazu gemacht, uns dieses angewöhnen zu können, daß man vielmehr sagen muß, wir sehen die Beziehung von ein Paar Wörtern gar nicht ein, wofern sie nicht unmittelbar auf einander folgen.

§. 124. Wenn wir das Französische mit dem Latein vergleichen: so werden wir auf beyden Seiten Vortheile, aber auch Unbequemlichkeiten antreffen. Die französische Sprache erlaubt unter ein Paar gleich natürlichen Ordnungen der Ideen gewöhnlich nur den Gebrauch einer einzigen. Daher ist sie weniger abwechselnd, und zur Harmonie weniger aufgelegt. Sehr selten gestattet sie solche Inversionen, wodurch der Zusammenhang der Ideen gestört wird. Sie ist folglich weniger lebhaft. Dagegen hält sie sich mit der Einfachheit und Deutlichkeit ihrer Wendungen dafür schadlos. Sie will, daß ihre Konstruktionen sich beständig nach der stärksten Verbindung der Ideen richten sollen. Dadurch gewöhnt sie den Verstand frühe zur Bemerkung dieses Zusammenhangs an: der Verstand wird genauer, und er erhält von der Sprache allmählig den Charakter der Simplizität und der Deutlichkeit. Dadurch hat die Sprache selbst in vielem Betracht so große Vorzüge. Wir werden im lezten Kapitel zeigen, wie viel diese Vortheile zur Fortbildung des philosophischen Geistes beygetragen haben, und wie gut wir für den Verlust einiger Schönheiten der alten Sprachen schadlos

gehalten werden. Damit man endlich nicht glaube, ich verspreche ein Paradoxon zu beweisen: so will ich zeigen, daß wir uns natürlicher Weise gewöhnen, unsre Ideen dem Genie der Sprache gemäs zu verknüpfen, in welcher wir erzogen werden; und daß wir in eben dem Maas Richtigkeit des Verstandes erlangen, in welchem die Sprache selbst richtiger ist.

§. 125 Je einfacher unsre Konstruktionen sind: desto schwerer läßt sich der Charakter derselben fassen. Mir scheint es, im Latein war das Schreiben leichter. Die Konjugationen und Deklinationen waren so beschaffen, daß vielen Unbequemlichkeiten vorgebeugt wurde, denen wir nur mit vieler Mühe zuvorkommen können. Man vereinigte in eine Periode, ohne Verwirrung, eine Menge von Ideen. Oft war dieses sogar eine Schönheit. Im Französischen hingegen kann man nicht vorsichtig genung seyn, daß nur solche Ideen in eine Phrase gebracht werden, die sich ganz natürlich mit einander konstruiren lassen. Es braucht eine sehr große Aufmerksamkeit, wenn man die Vieldeutigkeiten vermeiden will, die der Gebrauch der Pronominum verursacht. Wenn man sich endlich auch für diesen Fehlern in Acht nimmt; wie viel braucht man nicht noch, um die weitschweifigen Wendungen zu vermeiden, die eine Rede erschlappen? Hat man aber diese Schwierigkeiten überwunden, so frag' ich, giebt es auch etwas schöneres, als die Konstruktionen der französischen Sprache?

§. 126. Ich kann mir übrigens nicht schmeicheln, daß ich die Frage, ob die lateinische, oder ob die französische Sprache, in Rücksicht auf den Punkt, den ich in diesem Kapitel abhandle, mehr Vorzüge hat? nach dem Wunsch aller Leser werde entschieden haben. Einige suchen blos Ordnung und Deutlichkeit, andre ziehen Abwechselung und Lebhaftigkeit vor. Ein jeder urtheilt also nach seinen Vorbegriffen. Was mich betrift: so glaube ich, die Vortheile dieser beyden Sprachen sind so verschieden, daß man sie nicht einmal mit einander vergleichen kann.

Dreyzehntes Kapitel.

Von der Schrift *).

§. 127. Die Menschen fühlten, nachdem sie einander ihre Gedanken mittelst artikulirter Töne

*) Dieser Abschnitt war beynahe völlig fertig, wie mir der aus dem Englischen des Herrn Warburton's übersezte Versuch, über die Hieroglyphen, in die Hände fiel. In diesem Werk herrscht eben so viel philosophischer Geist, als Gelehrsamkeit. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich wie dieser Verfasser gefunden hatte, daß die Sprache, bey ihrem Ursprung, sehr figürlich und metaphorisch hat seyn müssen. Meine Reflexionen hatten mich auch auf die Bemerkung geführt, daß die Schrift anfänglich eine simple Malerey war. Ich hatte aber noch nicht über die Fortschritte nachgedacht, mittelst deren man zur Erfindung der Buchstaben gelangt ist, und dieser Versuch schien mir schwer zu seyn. Herr Warburton hat ihn glücklich geliefert; und ich habe alles, oder

mitzutheilen im Stande waren, die Nothwendigkeit neue Zeichen zu erfinden, um sie sowohl länger fortdauern zu machen, als auch, um sie abwesenden Personen bekannt machen zu können *). Die Einbildungskraft stellte ihnen damals nichts anders als dieselbigen Bilder vor, die sie schon mittelst der Aktionen und mittelst der Wörter ausgedrückt hatten, und wodurch die Sprache anfänglich figürlich und metaphorisch geworden war. Das natürlichste Mittel war, daß man die Bilder der Dinge selbst zeichnete. Um die Idee eines Menschen oder eines Pferdes auszudrücken, stellte man die Form des Menschen und des Pferdes hin, und der erste Schriftversuch war eine simple Malerey.

§. 128. Wahrscheinlich hat die Malerey der Nothwendigkeit unsre Gedanken auf eine solche Weise zu zeichnen, ihren Ursprung zu verdanken; und ohne Zweifel hat diese Nothwendigkeit zur Erhaltung der Sprache der Aktion mitgewirkt, indem dieses die Sprache war, die am leichtesten gemalet werden konnte.

§. 129. Der aus dieser Methode erwachsenden Unbequemlichkeiten ungeachtet, haben die aufgeklärtesten Völker Amerikens nichts besseres zu erfinden gewußt **). Die weit sinnreicheren

doch beynahe alles, was ich davon sage, aus seinem Werk ausgezogen.

*) Ich habe die Gründe davon im siebenten Kapitel dieses Abschnitts angeführt.

**) Die Wilden in Kanada haben auch noch jezt keine andre Schrift.

Aegyptier waren die ersten, die einen kürzern Weg aufsuchten. Diesem Mittel hat man den Namen der Hieroglyphen gegeben *). Aus der größern oder kleinern Kunst der Methode, wodurch sie erfunden wurde, erhellet, daß die Buchstaben nicht eher erfunden worden sind, als man die Schrift in allen ihren Fortschritten verfolgt hatte.

Die Beschwerlichkeit, die die ungeheure Dicke der Bände verursachte, machte, daß man nur eine einzige Figur zur Bezeichnung mehrerer Dinge gebrauchte. Dadurch wurde die Schrift, die vorher bloße Malerey war, Malerey und Charakter. Und das ist eigentlich das Wesen der Hieroglyphe. Dieses war der erste Grad der Vollkommenheit, den diese rohe Methode, die Ideen der Menschen zu erhalten, erwarb. Auf eine dreyfache Weise hat man sich derselben bedient; und es scheint,

*) Die Hieroglyphen werden in die eigentlichen und in die symbolischen Hieroglyphen abgetheilt. Die eigentlichen zerfallen wiederum in die kyriologischen und in die tropischen. Die Kyriologischen sezten einen Theil fürs Ganze, und die Tropischen stellten ein Ding durch ein anderes Ding vor, welches mit jenem eine bekannte Aehnlichkeit oder Analogie hatte. Diese beyde Arten dienten zur Bekanntmachung der Sachen. Die symbolischen Hieroglyphen hingegen dienten zur Geheimhaltung. Sie waren ebenfalls von zweyerley Art; tropische und änigmatische. Zur Bildung tropischer Symbolen gebrauchte man die unbekannteren Beschaffenheiten der Dinge; die änigmatischen wurden aus einer geheimnißvollen Sammlung von verschiedenen Dingen und von Theilen verschiedener Thiere zusammengesezt Vergl. *Essai sur les Hieroglyphes* §. 20. u. f.

nach der Natur der Sache zu urtheilen, daß diese mehreren Arten sie zu gebrauchen, stufenweise, und zu drey verschiedenen Zeiten erfunden wurden. Die erste Art bestand im Gebrauch eines Hauptumstandes eines Subjekts, der die Stelle des Ganzen vertreten mußte. So stellten z. B. zwo Hände, von welchen die eine einen Schild, die andre einen Bogen hielt, eine Bataille vor. Die zwote Art, die schon mit mehr Kunst ausgedacht war, bestand darinnen, daß man entweder ein reelles oder ein metaphorisches Instrument der Sache für die Sache selbst hinsezte. Ein auf eine ausgezeichnete Art hingestelltes Auge, stellte Gottes Allwissenheit vor; und ein Schwerd, einen Tyrannen. Man ging endlich noch weiter; man bediente sich zur Vorstellung einer gewissen Sache einer andern, die einige Aehnlichkeit oder Analogie mit jener hatte, und dieses war die dritte Art, wie man diese Schrift gebrauchte. Das Universum z. B. wurde durch eine Schlange vorgestellt, und ihre bunte Flecken bezeichneten die Sterne.

§. 130. Die erste Absicht derer, die die Hieroglyphen erfanden, war die Erhaltung der Begebenheiten und die Bekanntmachung der Gesetze, der Verordnungen und alles dessen, was auf bürgerliche Geschäfte ging. Man trug also ursprünglich dafür Sorge, daß man nur solche Figuren gebrauchte, deren Analogie einem jeden einleuchtete. Allein diese Methode gab zum Nachsinnen Gelegenheit, sobald sich die Philosophen auf das Spekuliren legten. Sobald sie an den Gegenständen verborgenere Eigenschaften entdeckt

zu haben glaubten: so wehlten einige, entweder aus Besonderkeit, oder um ihre Kenntnisse für dem gemeinen Haufen zu verbergen, solche Figuren zum Charakter aus, deren Beziehung auf die Dinge, die sie ausdrücken wollten, gar nicht bekannt war. Einige Zeit lang schränkten sie sich auf Figuren ein, denen die Natur die Modelle hergab. Allein in der Folge schienen sie ihnen für die große Anzahl von Ideen, die ihnen ihre Einbildungskraft vorhielt, weder zureichend, noch bequem genug. Sie sezten daher ihre Hieroglyphen aus einer geheimnißvollen Sammlung verschiedener Dinge, oder aus Theilen verschiedener Thiere zusammen. Dadurch wurden sie ganz räthselhaft.

§. 131. Endlich bewirkte die Gewohnheit, die Gedanken mittelst analoger Zeichen auszudrücken, und die Absicht, bisweilen ein Geheimniß daraus zu machen, daß man die Modos der Substanzen selbst mittelst sinnlicher Bilder vorstellte. Man drückte die Freyheit durch einen Haasen; die Unreinigkeit durch einen wilden Bock; die Unverschämtheit durch eine Fliege; die Wissenschaft durch eine Ameise aus. Kurz man dachte für alle die Dinge, die keine Form haben, symbolische Zeichen aus. Man begnügte sich dabey mit einer Beziehung; sie mochte seyn, welche sie wollte. So verfuhr man auch schon, wie man solchen Ideen, die nicht in die Sinne fallen, Namen gab.

§. 132. „Bis zu dieser Zeit war das Thier, oder das Ding, was zur Vorstellung desselben

diente, nach der Natur gezeichnet worden. Wie aber das Studium der Philosophie, welches die symbolische Schrift veranlaßte, den gelehrten Aegyptiern zum Vielschreiben über verschiedene Gegenstände Gelegenheit gab: so wurde dieses genaue Nachzeichnen der Dinge beschwerlich; weil die Anzahl der Bände zu sehr vervielfältigt wurde. Man bediente sich daher stufenweise eines andern Charakters, den wir die Kurrentschrift der Hieroglyphen nennen können. Diese war den sinesischen Charakteren ähnlich. Da man anfänglich den bloßen Umriß der Figur hinzeichnete: so wurde nun diese Kurrentschrift mit nach und nach eine Art von Marke. Die natürliche Wirkung dieser Schrift war die Verminderung der Aufmerksamkeit, die man auf das Symbol verwendete, und die Heftung derselben auf die bezeichnete Sache. Dadurch wurde die symbolische Schrift sehr abgekürzt; weil man sich nun blos den Nachdruck der symbolischen Marke zurückrufen durfte; da man vorher von den Eigenschaften des Dings, oder des Thiers unterrichtet seyn mußte, welches zum Symbol gebraucht wurde. Kurz, diese Schrift wurde, was gegenwärtig die Sinesische ist."

§. 133. Nachdem diese Charaktere so viele Veränderungen erlitten hatten: so war es nicht mehr leicht ihre Entstehung aus einer Schrift einzusehn, die eine bloße Malerey gewesen war. Aus diesem Grund sind einige Gelehrte in den Irrthum gerathen zu glauben, die sinesische Schrift habe nicht wie die ägyptische angefangen.

§. 134. „Dieses ist die allgemeine Geschichte der Schrift, wie sie von der Malerey bis zu den Buchstaben fortgebildet wurde. Denn die Buchstaben sind die lezten Schritte, die man noch nach den sinesischen Zeichen zu thun hatte, die von der einen Seite an der Natur der ägyptischen Hieroglyphen; von der andern aber an der Natur der Buchstaben, Theil nehmen; gerade wie die Hieroglyphen an den mexikanischen Malereyen und an den sinesischen Charakteren partizipirten. Diese Charaktere sind mit unsrer Schrift so nahe verwandt, daß ein Alphabet blos die Beschwerlichkeit ihrer Anzahl vermindert, und ein gedrungener Auszug aus denselben ist.“

§. 135. Aller Vortheile der Buchstaben ohngeachtet, behielten die Aegyptier noch lange nachher, da sie die Buchstaben schon erfunden hatten, den Gebrauch der Hieroglyphen bey. Denn alle Weisheit dieses Volks war in dieser Art von Schrift verfaßt. Die Hochachtung für die Bücher gieng auch auf die Charaktere über, deren Gebrauch die Gelehrten fortpflanzten. Diejenigen aber, die keine Wissenschaften hatten, hatten eben nicht Lust sich fernerhin dieser Schrift zu bedienen. Das Ansehn der Gelehrten vermochte nur so viel über sie, daß ihnen Hochachtung für diese Charaktere, als für Dinge eingeflößt wurde, die zur Verschönerung der öffentlichen Monumente, bey welchen man sie immerfort gebrauchte, sehr tauglich seyen. Vielleicht sahen es auch die ägyptischen Priester gern, daß sie mit nach und nach die einzigen wurden, die den Schlüssel zu einer Schrift in Hän-

den hatten, worinnen die Geheimnisse der Religion verfaßt waren.

§. 136. Man sieht aus diesem Detail, wie es gekommen ist, daß dasjenige, was seine Entstehung der Nothwendigkeit zu verdanken hatte, in der Folge blos für das Geheimnißvolle gebraucht, und um der Verzierung willen kultiviret wurde. Durch einen Effekt der unaufhörlichen Revolution der Dinge in der Welt geschah es indessen, daß dieselbigen Figuren, die ursprünglich der Deutlichkeit wegen erfunden, in der Folge aber in Mysterien verwandelt wurden, am Ende wieder ihren vorigen Gebrauch erhielten. Sie wurden in den blühenden Jahrhunderten Griechenlands und Roms auf Monumenten und Medaillen, als das geschickteste Mittel zur Bekanntmachung der Gedanken gebraucht; dergestalt, daß dasselbige Symbol, welches in Aegypten eine tiefe Weisheit verheelte, in Griechenland und in Rom vom gemeinen Volk verstanden wurde."

§. 137. Die Sprache hat bey ihrer Fortbildung völlig das Schicksal der Schrift gehabt. Anfänglich waren die Figuren und die Metaphern, wie wir gesehn haben, der Deutlichkeit wegen, nothwendig. Wir wollen nun untersuchen, wie sie in Geheimnisse verwandelt, und wie sie zur Verzierung gebraucht, und am Ende wiederum von jedermann verstanden wurden.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ursprung der Fabel, der Parabel und des Räthsels, nebst einigen Bemerkungen über den Gebrauch der Figuren und der Metaphern *).

§. 138. Aus dem bisherigen erhellet, daß die Menschen, beym Ursprung der Sprache, genöthigt waren, die Sprache der Aktion zur Sprache der artikulirten Töne hinzuzufügen, und nur mittelst sinnlicher Bilder zu reden. Die Kenntnisse, die heut zu Tage ganz gemein sind, waren in Rücksicht auf sie, so fein, daß sie sie nicht anders fassen konnten, sie mußten sich denn den Sinnen nähern. Da endlich auch der Gebrauch der Konjunktionen nicht bekannt war: so konnte man auch unmöglich schon Schlüsse machen. Diejenigen z. B. die den Beweis führen wollten, wie vortheilhaft der Gehorsam gegen die Gesetze und die Befolgung der guten Rathschläge erfahrner Personen sey, hatten kein bequemeres Mittel, als die umständliche Darstellung von Thatsachen. Der Erfolg, den sie, ihren Absichten gemäs, vortheilhaft oder nachtheilig vorstellten, hatte den gedoppelten Vortheil; er klärte auf, und er überredete. Dies ist der Ursprung der Fabel. Man sieht ein, daß ihre erste Absicht, Belehrung war,

*) Der größte Theil dieses Kapitels ist gleichfalls aus Herr Warburton's Versuch über die Hieroglyphen gezogen.

und daß folglich die Sujets dazu von den gemeinsten Vorfällen entlehnt wurden, deren Analogie sehr deutlich seyn mußte. Man nahm sie zuerst von den Menschen, dann von den Thieren, und am Ende von den Pflanzen her. Der Geist der Subtilität, der jederzeit seine Freunde gehabt hat, machte endlich, daß man aus den entlegensten Quellen schöpfte. Man studirte die eigenthümlichsten Eigenschaften der Dinge, um daraus feine und delikate Anspielungen herzunehmen. Auf solche Weise wurde die Fabel mit nach und nach in die Parabel verwandelt, und am Ende wurde sie so sehr mysteriös, daß das Räthsel entstand. Die Räthsel wurden um so viel gewöhnlicher, da die Weisen, oder diejenigen, die sich für Weise ausgaben, einen Theil ihrer Kenntnisse dem gemeinen Haufen verbergen zu müssen glaubten. Dadurch wurde also die Sprache, die der Deutlichkeit wegen erfunden worden war, in ein Geheimniß verwandelt. Nichts stellt den Geschmack der ersten Zeiten so deutlich vor, als Menschen, die gar keine Wissenschaften haben. Alles Figürliche und Metaphorische gefällt ihnen, wenn es auch noch so dunkel ist. Sie lassen es sich nicht einmal beyfallen, daß man in solchen Fällen wehlen könne.

§. 139. Der Gebrauch der Hieroglyphen ist eine zwote Ursache, die dazu mitgewirkt hat, daß die Schreibart mit nach und nach figürlich wurde. Diese beyden Arten der Mittheilung unsrer Gedanken haben nothwendig auf einander einen gegen-

seitigen Einfluß haben müssen *). Es war natürlich, daß man sich, wenn man von einer Sache redete, des Namens der hieroglyphischen Figur bediente, die das Symbol jener Sache war; so wie es, bey der Entstehung der Hieroglyphen natürlich war, daß man die Figuren malte, die der Gebrauch in der Sprache in Gang gebracht hatte. Auch werden wir auf der einen Seite finden; „daß die hieroglyphische Schrift, Sonne, Mond und Sterne zur Vorstellung der Staaten, der Reiche, der Könige, der Königinnen und der Großen dienten, daß die Verfinsterung und das Verlöschen dieser Lichter zeitliche Unglücksfälle bezeichneten; daß das Feuer und die Ueberschwemmung eine durch den Krieg oder den Hunger bewirkte Verwüstung bedeuteten; und daß die Pflanzen und die Thiere insbesondre die eigenthümlichen Eigenschaften der Personen, u. s. w. anzeigten. Auf der andern Seite finden wir, daß die Propheten den Königen und den Königreichen wirklich den Namen der Himmelslichter geben; daß ihr Unglück und ihr Sturz durch die Verfinsterung und durch das gänzliche Verlöschen dieser Lichter vorgestellt wird: daß die Sterne, die vom Himmel fallen, zur Bezeichnung des Ruins der Großen dienen; daß der Donner und die Stürme Einbrüche der Feinde bedeuten; daß die Löwen, die

*) Man sehe beym Warburton die sinnreiche Parallele, die er zwischen der Fabel, der Parabel, dem Räthsel, den Figuren, und den Methaphern auf der einen; und zwischen den verschiedenen Schriftarten auf der andern Seite zieht.

Bären, die Leoparden, die Böcke und die sehr hohen Bäume, Heerführer der Armeen, Eroberer und Staatenstifter bezeichnen. Kurz, der prophetische Stil scheint eine redende Hieroglyphe zu seyn."

§. 140. Der Stil wurde in eben dem Verhältniß einfacher, in welchem es die Schrift wurde. Dadurch, daß man die Bedeutung der Hieroglyphen vergas, verlor sich mit nach und nach der Gebrauch vieler Figuren und Metaphern. Allein Jahrhunderte mußten vergehn, ehe diese Veränderung sehr sichtbar wurde. Die Schreibart der alten Asiaten war außerordentlich figürlich. Man findet so gar in der griechischen und in der lateinischen Sprache, Spuren vom Einfluß der Hieroglyphen auf die Sprache *), und die Sinesen, die sich noch immer eines Charakters bedienen, der an den Hieroglyphen partizipirt, überladen ihre Reden mit Allegorien, Vergleichungen und Metaphern.

§. 141. Endlich wurden die Figuren, nach allen diesen Revolutionen, zur Verzierung der Rede gebraucht; nachdem die Menschen sich hinlänglich genaue und ausgebreitete Kenntnisse von den Künsten und Wissenschaften erworben hatten, um aus denselben Gemälde herzunehmen, die, ohne Nachtheil der Deutlichkeit, so gefällig, edel, und erhaben waren, wie die Materie es erforderte. In der Folge mußten die Sprachen nothwendig durch die Revolutionen, die sie durchgiengen, verlieren.

*) *Annus* z. B. kömmt von *annulus*; weil sich das Jahr um sich selbst herumdrehet.

Und gerade in solchen Zeitaltern, da sich die Sprachen die größten Schönheiten eigen zu machen scheinen, findet man die Epoche ihres Verfalls. Die Figuren und Metaphern häufen sich, und sie überladen die Schreibart so sehr mit Zierrathen, daß die Hauptsache eigentlich nur zufällig zu seyn scheint. Wenn diese Periode einmal da ist: so kann man zwar den Verfall einer Sprache etwas zurückhalten; aber hindern läßt er sich nicht mehr. Es giebt im Moralischen, wie im Physischen einen höchsten Grad des Wachsthums; wenn die Dinge diesen erreicht haben: so kommen sie um.

Auf solche Weise sind die Figuren und die Metaphern, die anfänglich, der Nothwendigkeit wegen erfunden, hernach zu Mysterien gebraucht wurden, am Ende, wie man sie mit Einsicht gebrauchen konnte, die Zierde des Stils geworden. Und auf diese Weise haben sie, wie sie gemißbraucht wurden, den Sprachen den ersten Stoß zu ihrem Verfall gegeben.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Genie der Sprachen.

§. 142. Zwey Dinge wirken zur Bildung des Charakters der Völker mit; das Klima und die Regierung. Das Klima giebt ihm mehr Lebhaftigkeit oder mehr Pflegma; und dadurch wird das Volk mehr zu einer Regierungsform, als zu einer andern aufgelegt. Diese Dispositionen verändern sich aber durch tausend Umstände. Die Un-

fruchtbarkeit oder der Ueberfluß eines Landes, seine Lage; das Verhältniß des Interesse seiner Bewohner, zum Interesse seiner Nachbaren; unruhige Geister, die es stören, so lang die Regierungsform noch nicht auf festen Gründen ruht; besondere Menschen, deren Imagination die Einbildungskraft ihrer Mitbürger unterjocht; — Alles dieses, und noch viele andre Ursachen tragen zur Veränderung und bisweilen zur gänzlichen Abänderung des ersten Geschmacks, den eine Nation ihrem Klima zu verdanken hatte, das ihrige bey. Der Charakter eines Volks leidet also ohngefähr dieselbigen Veränderungen, die seine Regierungsform leiden muß, und er fixirt sich nicht eher, bis die Regierungsform nicht feststeht.

§. 143. So wie nun die Regierungsform auf den Charakter der Völker Einfluß hat; eben so hat der Charakter der Völker, auf den Charakter ihrer Sprachen, Einfluß. Es ist ganz natürlich, daß Menschen, die beständig von Bedürfnissen gedrückt werden, nie von Dingen reden werden, ohne das Interesse mit anzuzeigen, welches sie bey den Dingen haben. Sie müssen unvermerkt mit den Wörtern gewisse hinzukommende Ideen verbinden, die die Art, wie sie davon affizirt sind, und die Urtheile, die sie darüber fällen, bezeichnen. Diese Beobachtung läßt sich sehr leicht machen. Denn es giebt fast keinen einzigen Menschen, dessen Reden nicht am Ende seinen wahren Charakter, selbst in den Augenblicken, da er ihn am meisten zu verheelen sucht, offenbaren sollten. Man darf einen Menschen nur einige Zeitlang studiren, um seine

Sprache zu lernen. Ich sage, seine Sprache; denn ein jeder hat, nach Maasgabe seiner Leidenschaften, seine Sprache. Ich nehme davon nur die kalten und pflegmatischen Menschen aus, die sich leichter, nach der Sprache Andrer, bequemen, und die eben deswegen schwerer zu erforschen sind.

Der Charakter ganzer Völker drückt sich noch deutlicher aus, als der Charakter einzelner Menschen. Eine Menge kann sich nicht verabreden, um ihre Leidenschaften zu verheelen. Auch machen wir aus unserm Geschmack eben kein Geheimniß, wenn ihn unsre Landsleute mit uns gemein haben. Wir machen dagegen eine Eitelkeit daraus; denn wir möchten gerne, daß man daran das Land erkenne, in welchem wir gebohren, und wofür wir beständig eingenommen sind. Alles dieses beweiset, daß eine jede Sprache den Charakter des Volks ausdrückt, welches die Sprache redet.

§. 144. So schließen z. B. die Ausdrücke, die in den Ackerbau hineinschlagen, im Lateinischen, edle Ideen in sich, die sie im Französischen nicht haben. Der Grund davon ist leicht zu finden. Wie die Römer den Grund zu ihrem Reich legten, kannten sie nur noch die allernöthigsten Künste. Sie schäzten diese um so viel höher, da sich ein jedes Glied der Republick damit beschäftigen mußte, und man gewöhnte sich früh, den Ackerbau, und die Häupter des Volks, die ihn trieben, mit demselbigen Auge anzusehen. Dadurch gesellten sich die Ausdrücke dieser Kunst solche Nebenideen zu, wodurch sie veredelt wurde. Diese edle Nebenideen

behielten die Ausdrücke auch zu der Zeit, da der Luxus der römischen Republik aufs höchste stieg. Denn der Charakter einer Sprache verändert sich, besonders, wenn er durch berühmte Schriftsteller fixirt ist, nicht so leicht, als die Sitten eines Volks. Bey den Franzosen sind die Dispositionen des Geistes vom Anfang der Gründung der Monarchie durchaus verschieden gewesen. Die Achtung der Franken für das Kriegswesen, dem sie ein mächtiges Reich zu verdanken hatten, mußte ihnen eine Verachtung derer Künste einflößen, die sie nicht selbst trieben, sondern deren Besorgung sie den Sklaven überließen. Die Nebenideen, die man sich damals bey den Ausdrücken des Ackerbaues dachte, mußten daher von den Nebenideen ganz verschieden seyn, die diese Ausdrücke in der lateinischen Sprache hatten.

§. 145. Wenn sich das Genie der Sprachen nach dem Genie der Völker bildet: so bildet es sich doch nur durch Beyhülfe groser Schriftsteller völlig aus. Man muß, um die Fortschritte hierinnen zu entdecken, zwo Fragen lösen, die sehr oft untersucht; aber wie mich dünkt, nie gehörig erhellet worden sind; nämlich: Warum sind sich die Künste und die Wissenschaften nicht in allen Ländern und in allen Jahrhunderten gleich? Und warum leben große Menschen in allen Arten von Kenntnissen fast beständig zu derselbigen Zeit?

Man hat eine Antwort auf diese Fragen von der Verschiedenheit der Klimate hergenommen. Wenn es Nationen giebt, zu denen die Künste und Wissenschaften nicht vorgedrungen sind; so soll

das Klima der wahre Grund davon seyn; und wenn es Nationen giebt, bey welchen die Künste und Wissenschaften nicht mehr mit so glücklichem Erfolg getrieben wurden: so soll das von der Veränderung des Klima herrühren. Allein die Voraussezung einer so plözlichen und beträchtlichen Veränderung des Klima, wie die Revolutionen der Künste und der Wissenschaften waren, hat keinen Grund. Das Klima hat blos auf die Organe Einfluß. Das günstigste Klima kann nichts weiter, als besser organisirte Maschinen hervorbringen, und wahrscheinlich bringt es zu allen Zeiten eine ohngefähr gleiche Anzahl derselben hervor. Wäre diese Anzahl überall dieselbige: so würde man dieselbige Verschiedenheit bey allen Völkern bemerken. Einige würden, wie es jezt ist, aufgeklärt seyn; andre würde in Unwissenheit liegen. Es müssen also nothwendig Umstände kommen, die die Talente gutorganisirter Menschen dadurch entwickeln, daß sie sie auf Dinge hinlenken, zu denen sie eben aufgelegt sind. Sonst würde es ihnen, wie vortreflichen Uhrwerken gehn, die verderben müssen; weil man ihren Mechanism und das Spiel ihrer Triebfedern nicht zu unterhalten weiß. Das Klima ist demnach nicht die Ursache vom Fortgang der Künste und der Wissenschaften; es ist dazu blos als eine wesentliche Bedingung nothwendig.

§. 146. Die zur Entwickelung der Genies günstigen Umstände treten bey einer Nation zu der Zeit ein, da ihre Sprache feste Prinzipien und einen entschiedenen Charakter zu haben anfängt. Dieses ist also die Epoche großer Männer. Die

Geschichte der Künste bestätiget diese Bemerkung. Ich will aber einen Grund davon angeben, der aus der Natur der Sache selbst hergenommen ist.

Die ersten Wendungen, die in einer Sprache geläufig werden, sind weder die deutlichsten, noch die bestimmtesten, noch die schönsten. Nur durch eine lange Erfahrung können die Menschen zu dieser Wahl gehörig angeleitet werden. Die Sprachen selbst, die aus den Trümmern mehrerer andrer Sprachen erwachsen, finden große Hindernisse bey ihren Fortschritten. Man findet in denselben jene Analogie nicht, die die Schriftsteller aufklärt, und die eine Sprache charakterisiret. So war die französische Sprache bey ihrer Einführung beschaffen. Eben deswegen haben die Franzosen sehr lange nicht in ihrer gemeinen Sprache geschrieben, und diejenigen, die den ersten Versuch machten, konnten ihrem Stil keinen kenntlichen Charakter geben.

§. 147. Wenn man sich erinnert, daß die Uebung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, ganz von der Verbindung der Ideen abhängt, und daß dieser Zusammenhang der Ideen mittelst der Beziehung und der Analogie der Zeichen veranstaltet wird: (Theil I. Abschnitt 2. Kap. 3 und 4.) so wird man einsehn, daß je weniger eine Sprache analoge Wendungen hat, desto weniger leistet sie dem Gedächtniß und der Einbildungskraft Hülfe. Sie taugt also zur Entwickelung der Talente nicht. Es verhält sich mit den Sprachen; wie mit den Zeichen der Meßkünstler. Sie eröfnen neue Aussichten, und erweitern den

Verstand in eben dem Maas, in welchem sie vollkommener sind. Newton's glückliche Erfindungen waren schon durch die lang vor ihm gemachte Auswahl der Zeichen vorbereitet; so wie auch durch die Methode der Rechnung, die man erfunden hatte. Wäre er früher gekommen: so hätte er zwar immer ein großer Mann für sein Jahrhundert, nie aber hätte er die Bewunderung des unsrigen werden können. So verhält es sich auch mit den übrigen Künsten und Wissenschaften. Die glücklichen Fortschritte besser organisirter Genies hangen ganz von den Fortschritten der Sprache des Jahrhunderts ab, in welchem sie leben. Denn die Wörter entsprechen den Zeichen der Meßkünstler, und die Art, die Wörter zu gebrauchen, entspricht den Methoden des Kalkuls. Man muß folglich in einer Sprache, die einen Mangel an Wörtern, oder die nicht bequeme Konstruktionen hat, dieselbigen Hindernisse finden, die man in der Geometrie, vor Erfindung der Algebra, fand. Die französische Sprache ist der Fortbildung des Geistes lange so ungünstig gewesen, daß man, wenn man sich den Corneille in den verschiedenen Altern der Monarchie vorstellen könnte, weniger Genie an ihm finden würde, und zwar in eben dem Verhältniß, in welchem man ihn von dem Zeitalter weiter entfernt, in welchem er gelebt; und man würde am Ende einen Corneille haben, der keine Probe seines Talentes würde geben können.

§. 148. Vielleicht macht man mir hier den Einwurf, daß dergleichen Männer, als dieser große Dichter war, doch in den gelehrten Sprachen

die Unterstüzung finden müssen, die ihnen die gemeine Sprache versagt.

Ich antworte: Da sie sich angewöhnten, die Dinge auf dieselbige Art sich vorzustellen, wie sie in der Sprache, die sie von Kindheit auf erlernten, ausgedrückt waren: so war ihr Verstand dadurch natürlicher Weise verenget worden. Etwas Genauigkeit und Bestimmtheit konnte ihnen gar nicht auffallen, weil sie schon eine Fertigkeit darinnen erlangt hatten. Sie konnten also noch nicht alle Vortheile der gelehrten Sprachen fassen. Man gehe auch nur von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zurück: so wird man finden, daß je barbarischer die französische Sprache gewesen; desto weiter waren wir von der Kenntniß des Lateins entfernt, und daß wir nicht eher gut lateinisch haben schreiben können, bis wir nicht gut französisch schreiben konnten. Man müßte übrigens das Genie der Sprachen sehr wenig kennen, wenn man sich vorstellen wollte, daß man alle Vortheile der vollkommensten Sprachen auf einmal in die rohesten Sprachen sollte übertragen können. Das kann nur die Zeit thun. Warum hat Marot, der die lateinische Sprache kannte, nicht auch einen so gleichen Stil, wie Rousseau, dem er zum Muster gedient hat? Gewiß, blos deswegen, weil das Französische damals noch nicht so weit gekommen war. Rousseau hat, vielleicht mit weniger Talent, dem Marotischen Stil einen ungleich gleichern Charakter gegeben; weil er unter günstigern Umständen schreibt. Er würde, ein Jahrhundert früher, nicht so glücklich haben seyn können. Die

Vergleichung, die man unter Regnier und Despreaux anstellen könnte, beweiset mein Räsonnement gleichfalls.

§. 149. Man bemerke, daß die Fortschritte in einer Sprache, die nicht aus den Trümmern mehrerer andrer entstanden ist, weit schneller geschehn müssen; weil sie, von ihrem Ursprung an, gleich einen Charakter hat. Das ist der Grund, warum die Griechen frühe vortrefliche Schriftsteller gehabt haben.

§. 150. Man lasse einmal einen sehr gut organisirten Menschen unter noch rohen Völkern gebohren werden; wenn sie gleich ein den Künsten und Wissenschaften günstiges Klima bewohnen: so kann ich mir zwar vorstellen, daß er sich Verstand genug erwerben kann, um in Beziehung auf diese Völker ein Genie zu werden; allein es ist offenbar, daß er unmöglich einem von den großen Männern aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. gleichkommen wird. Sieht man die Sache aus diesem Gesichtspunkt an: so ist sie so klar, daß sie gar nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Wenn die Sprache dieser rohen Völker ein Hinderniß für die Fortbildung des Geistes ist: so wollen wir ihr einmal einen, zwey, drey, vier Grade von Vollkommenheit geben: das Hinderniß wird noch immer da seyn, und es wird nur in dem Maas der hinzugefügten Grade von Vollkommenheit abnehmen. Gänzlich gehoben wird es nie seyn, bis diese Sprache nicht ohngefähr einen

solchen Grad von Vollkommenheit erreicht, den die unsrige erreicht hatte, wie sie anfing, gute Schriftsteller zu bilden. Es ist folglich ausgemacht; die Nationen können nicht eher große Genies haben, als bis ihre Sprachen schon beträchtlich ausgebildet sind.

§. 151. Folgende sind die Ursachen, die nach der Reihe zur Entwickelung der Talente mitwirken. 1) Das Klima ist eine wesentliche Bedingung. 2) Die Regierung muß schon eine feste Form haben, und dadurch muß der Charakter einer Nation schon fixirt seyn. 3) Dieser Charakter giebt auch der Sprache den ihrigen, indem er die Wendungen, die den herrschenden Geschmack eines Volks ausdrücken, vervielfältigt. 4) In solchen Sprachen, die sich aus den Trümmern mehrerer andrer Sprachen gebildet haben, geht dieses nur langsam vor. Allein sind diese Hindernisse einmal überwunden: so werden die Regeln der Analogie festgesezt; die Sprache bildet sich aus, und die Talente entwickeln sich. Hieraus erhellet nun, warum nicht in allen Jahrhunderten gleich viele große Männer gebohren werden, und warum sie bey einigen Nationen früher, bey andern später auftreten. Wir müssen noch die Gründe aufsuchen, warum die großen Männer in allen Arten von Wissenschaften fast alle zu derselbigen Zeit leben?

§. 152. Wenn ein Genie den Charakter einer Sprache entdeckt hat: so drückt es ihn lebhaft aus, und es behält ihn in allen seinen Schriften bey. Diesen Charakter der Sprache nehmen nun

auch die übrigen Männer von Talenten mit nach und nach wahr, die vorher nicht im Stand gewesen wären, in denselben einzudringen, und ein jeder drückt den Charakter der Sprache, nach dem Beyspiel jenes Genies, in seiner Wissenschaft aus. Mit nach und nach wird die Sprache mit einer Menge von neuen Wendungen bereichert, die durch die Beziehung, die sie auf den Charakter der Sprache selbst haben, ihn immer mehr und mehr entwickeln; und die Analogie wird gleichsam eine Fackel, deren Licht unaufhörlich zunimmt, und eine größere Anzahl von Schriftstellern erleuchtet. Nun sieht alle Welt auf diejenigen hin, die sich hervorthun; ihr Geschmack wird der herrschende Geschmack der Nation; ein jeder kömmt mit dem Scharfsinn, den er aus ihnen geschöpft hat, an die Materien, deren Untersuchung er sich gewidmet; die Talente gähren; alle Künste nehmen den ihnen eigenthümlichen Charakter an, und man sieht Männer, die sich in allen Wissenschaften auszeichnen. Große Talente, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, kommen daher nicht eher zum Vorschein, bis die Sprache beträchtliche Fortschritte gethan hat. Das ist so gewiß, daß, wenn die für die Kriegskunst und die Regierungswissenschaften günstigen Umstände gleich sehr häufig eintreten, die Feldherrn und Staatsmänner vom ersten Rang doch nur dem Jahrhundert der großen Schriftsteller zugehören. So großen Einfluß haben die Gelehrten auf den Staat. Es scheint mir fast, als wenn man den ganzen Umfang dieses Einflusses noch nicht kenne.

§. 153. Wenn große Talente ihre Entwickelung den beträchtlichen Fortschritten, die die Sprache vor ihnen gethan, zu verdanken haben: so hat die Sprache hingegen den Talenten wiederum neue Fortschritte zu verdanken, wodurch sie auf die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit erhoben wird. Dieses will ich weiter zu erklären suchen.

Wenn gleich die großen Männer sich auf irgend einer Seite an den Charakter ihrer Nation anschließen: so haben sie doch beständig etwas, was sie davon unterscheidet. Sie sehen und empfinden auf eine ihnen eigenthümliche Weise; und sie sind gezwungen, wenn sie ihre Art zu sehn und zu empfinden ausdrücken wollen, neue Wendungen nach den Regeln der Analogie, zu erfinden, oder doch so, daß sie so wenig, als möglich, davon abweichen. Dadurch richten sie sich nach dem Genie ihrer Sprache, und sie leihen ihm zu gleicher Zeit auch das ihrige. Corneille entwickelt das Interesse der Großen, die Politik der Stolzen, und alle Bewegungen der Seele, mit einer Edelmüthigkeit und mit einer Kraft, die nur ihm allein eigen sind; Racine drückt mit einer Anmuth und Schönheit, die die sanftern Leidenschaften charakterisiren, die Liebe, ihre Gefahr und Uebereilungen aus. Die Zärtlichkeit führte den Pinsel, womit Quinault das Vergnügen und die Wollust schildert; und so hat von den vielen andern Schriftstellern, die zum Theil schon tod sind, zum Theil aber sich unter den Neuern auszeichnen, ein jeder einen Charakter, den sich unsre Sprache mit nach und nach eigen gemacht hat. Darinnen sind wir den

Dichtern die erste und vielleicht auch die größte Verbindlichkeit schuldig. Ihre Einbildungskraft strengt sich unter dem Joch der Regeln, welches ihnen beschwerlich ist, mit aller Kraft an, und sie muß nothwendig neue Wendungen hervor bringen. Daher sind auch die plözlichen Fortschritte der Sprachen allemal die Epoche irgend eines großen Dichters. Die Philosophen vervollkommnen die Sprache nur lange nachher. Der französischen Sprache haben sie die Genauigkeit und Deutlichkeit gegeben, die ihren Hauptcharakter ausmachen, und die uns dadurch, daß sie uns die bequemsten Zeichen zur Analyse unsrer Ideen an die Hand geben, in den Stand setzen, dasjenige, was in jedem Objekt das feinste Stück ist, wahrzunehmen.

§. 154. Die Philosophen gehn auf die Gründe der Dinge zurück; sie sezen die Regeln der Künste fest, erklären die verstecktesten Punkte derselben, und vermehren durch ihre Lehren die Zahl geschickter Beurtheiler. Betrachtet man hingegen die Künste in den Theilen, die mehr Einbildungskraft erfordern: so können sich die Philosophen nicht rühmen, daß sie zu ihrem Wachsthum eben so viel beytragen, wie zur Fortbildung der Wissenschaften. Sie scheinen ihnen vielmehr schädlich zu seyn. Das rührt davon her, daß die Aufmerksamkeit, die man der Erkenntniß der Regeln widmet, das Feuer der Einbildungskraft dämpft. Denn diese Operation will lieber von der Empfindung und dem lebhaften Eindruck der Gegenstände,

die sie rühren, als von einer Reflexion unterstüzt seyn, die alles kombinirt und berechnet.

Wahr ist's, die Kenntniß der Regeln kann denen sehr nüzlich seyn, die, im Augenblick der Komposition, ihrem Genie zu freyen Lauf lassen, um sie nicht zu vergessen, und die sich diese Regeln nur bey der Ausbesserung ihrer Werke zurückrufen. Es wird aber denen sehr schwer, sich nicht oft auf Regeln zu stüzen, die einige Schwäche bey sich fühlen. Allein, kann man wohl in Werken der Einbildungskraft glücklich fortkommen, wenn man dergleichen Hülfsmittel nicht entbehren kann? Muß man in dem Fall in seine Produkte nicht wenigstens ein Mißtrauen sezen? Ueberhaupt ist das Jahrhundert, in welchem die Philosophen die Vorschriften der Künste entwickeln, das Zeitalter, in welchem die besten Werke schon ausgearbeitet und geschrieben sind. Genievolle Künstler erscheinen hingegen in einem solchen Zeitalter seltener.

§. 155. Weil sich der Charakter der Sprachen allmälig und zwar dem Charakter der Nationen gemäs bildet: so muß er nothwendig irgend eine herrschende Eigenschaft haben. Es ist also nicht möglich, daß die nämlichen Vortheile in dem nämlichen Grad mehreren Sprachen gemein seyen. Die vollkommenste Sprache würde die seyn, welche alle Vortheile in dem Grad vereinigte, in welchem sie sich mit einander vertragen können. Denn das würde unstreitig ein Fehler seyn, wenn eine Sprache für eine Gattung außerordentlich vortreflich, für die übrigen hingegen ganz untauglich wäre. Vielleicht beweiset der Charakter un-

ſrer Sprache, der in Quinault's und de la Fontaines Werken hervorleuchtet, daß wir nie einen Dichter, mit Milton's Kraft, haben werden, und vielleicht iſt die Kraft, die im verlornen Paradies hervorſticht, ein Beweis, daß die Engländer nie einen Dichter, wie Quinault und la Fontaine, haben werden *).

§. 156. Die Analyſe und die Imagination ſind ein Paar ſo ſehr verſchiedene Operationen, daß ſie einander gewöhnlich gegenſeitige Hinderniſſe im Fortgang in den Weg legen. Nur bey einem gewiſſen Temperament können ſie einander wechſelſeitig Hülfe leiſten, ohne ſich im Weg zu ſtehn; und dieſes iſt jenes mittlere Temperament, wovon ich ſchon oben (Th. I. Abſch. 2. Kap. 3. §. 34.) zu reden Gelegenheit gehabt. Daher iſt es ſchwer, daß dieſelbigen Sprachen der Uebung dieſer beyden Operationen in einem gleichen Grad günſtig ſeyen. Die Franzöſiſche giebt dem Verſtand, durch die Simplizität und Deutlichkeit ihrer Konſtruktionen, früh eine gewiſſe Genauigkeit, die allmälig in eine Fertigkeit verwandelt wird, und die die Fortbildung der Analyſe ſehr vorbereitet. Der Imagination hingegen iſt ſie nicht günſtig. Dagegen waren die Inverſionen der alten Sprachen ein Hinderniß für die Analyſe; denn da ſie mehr zur Uebung der Einbildungskraft beytrugen, ſo wurde dieſe auch na-

*) Ich wage dieſe Vermuthung blos nach den Angaben, die ich durchs Hörſagen von Milton's Gedicht weis. Denn ich verſtehe die engliſche Sprache nicht.

türlicher, als die Uebung der übrigen Seelenoperationen. Dieses ist, wie ich glaube, eine von den Ursachen vom Vorzug der neuern Weltweisen vor den Alten. Eine so weise Sprache, wie die Französische in der Auswahl der Figuren und der Wendungen ist, mußte um so viel weiser in der Art zu schließen seyn.

Man müßte sich, um unsre Ideen zu fixiren, zwo Sprachen denken: eine, die der Einbildungskraft so viel Uebung schaft, daß die Menschen, die sie sprechen, unaufhörlich fabeln: eine andre, die die Analyse in einem so hohen Grad übt, daß sich die Menschen, denen sie natürlich wäre, sogar in ihren Vergnügungen wie Geometer betragen, die die Lösung eines Problems suchen. Wir könnten uns alle mögliche Sprachen, zwischen diesen beyden Extremitäten vorstellen, und bemerken, wie sie, nach Maasgabe der Extremität, der sie sich nähern, verschiedene Charaktere annehmen, und sich für die Vortheile, die sie an der einen Seite verlieren, durch die andern Vortheile schadlos halten, die sie an der andern Seite gewinnen. Die vollkommenste unter ihnen würde das Mittel halten, und das Volk, welches sie redet, würde viele große Männer aufweisen können.

Hier könnte man mir den Einwurf machen: wenn der Charakter der Sprachen ein Grund vom Vorzug der heutigen Philosophen vor den ältern Weltweisen ist; würde denn nicht daraus auch folgen, daß die alten Dichter den Neuern vorgezogen werden müssen? Ich antworte: Nein. Die Analyse

erhält einzig und allein von der Sprache Unterstützung: sie kann folglich nur in so fern Statt finden, in so fern sie von der Sprache begünstigt wird. Nun aber haben wir gesehn, daß die Ursachen, die zur Fortbildung der Imagination mitwirken, weit ausgebreiteter sind: ja es giebt so gar nichts in der Welt, was nicht zugleich zur Erleichterung der Uebung dieser Operation dienen sollte. Wenn die Griechen und die Römer in gewissen Dichtungsarten größere Dichter haben, als wir: so haben wir dagegen in andern Arten von Gedichten größere Dichter, als sie. Welcher alte Dichter kann dem Corneille, oder dem Moliere an die Seite gesezt werden?

§. 157. Wenn man die Originalschriftsteller einer jeden Sprache zusammenzehlen wollte: so würde man am sichersten ausmachen können, welche Sprache in Rücksicht der meisten Arten von Wissenschaften vor andern Vorzüge hat. Ich glaube nicht, daß die französische Sprache hiedurch verlieren möchte.

§. 158. Wir haben bisher die Ursachen, wodurch die höchste Ausbildung einer Sprache bewirkt wird, vorgelegt. Nun ist noch die Aufsuchung der Ursachen ihres Verfalls übrig. Die Ursachen der höchsten Ausbildung sind auch die Ursachen des Verfalls; nur nach der Beschaffenheit der Umstände bringen sie so entgegengesezte Wirkungen hervor. Es verhält sich hier ohngefähr, wie im Physischen; wo dieselbige Bewegung, die das Prinzium des Lebens war, ein Prinzipium des Todes wird.

Wenn eine Sprache in allen Arten von Geistesprodukten Originalschriftsteller hat: so glaubt einer um so mehr Schwierigkeiten, jene Schriftsteller zu übertreffen, zu finden, je mehr er Genie hat. Ihnen blos gleichzukommen, ist für seine Ehrsucht zu wenig. Er will, wie sie, der erste in seiner Art seyn. Er schlägt daher einen neuen Weg ein. Da aber alle dem Charakter der Sprache und dem seinigen, analoge Schreibarten, schon von seinen Vorgängern gebraucht worden sind: so bleibt ihm nichts mehr übrig, als daß er von der Analogie abweiche. Er muß also, um Original zu seyn, den Ruin einer Sprache zu bereiten, deren Fortbildung er, ein Jahrhundert früher, würde befördert haben.

§. 159. Dergleichen Schriftsteller haben, wenn sie von den Kritikern beurtheilt werden, zu viele Talente, als daß sie ihre Absicht nicht erreichen sollten. Weil sich ihre Fehler leicht kopiren lassen: so glauben solche mittelmäßige Geister, es hange blos von ihnen ab, um zu einem gleichen Ruhm zu gelangen. Nun kömmt ein Schwarm subtiler und verkünstelter Gedanken, köstlicher Antithesen, glänzender Paradoxe, schlechter Wendungen, gesuchter Ausdrücke, unnöthiger neuer Wörter, kurz, die Sprache schöner Geister zum Vorschein, die von einer unrichtigen Metaphysik verdorben worden. Das Publikum giebt ihm seinen Beyfall, und tändelnde, lächerliche Werke, die blos für einen Augenblick da sind, vervielfältigen sich. Der schlechte Geschmack verbreitet sich über die Künste und Wissenschaften, und Talente werden von Zeit zu Zeit seltener.

§. 160. Ich zweifle gar nicht, daß man nicht meinen Bemerkungen über den Charakter der Sprache widersprechen wird. Ich habe oft Personen gefunden, die alle Sprachen zu allen Geistesarbeiten gleich geschickt hielten, und die behaupteten, ein wie Corneille organisirter Mensch würde die nämlichen Proben der Talente gegeben haben, er mag in einem Jahrhundert, gelebt, oder in einer Sprache geschrieben haben, in welcher er wollte.

Vielleicht hat der Umstand, daß die Zeichen, wenn sie zum erstenmal gebraucht werden, willkührlich sind, viele auf den Gedanken gebracht, daß sie keinen Charakter haben können. Allein ich frage: ist es nicht einer jeden Nation natürlich, ihre Ideen nach dem ihr eigenthümlichen Genie zu verbinden, und die verschiedenen hinzukommenden Ideen, einem gewissen Fond von Hauptideen nach der Art beyzufügen, nach welcher sie verschiedentlich gerührt wird? Diese durch einen langwierigen Gebrauch auktorisirten Kombinationen aber sind gerade das, was das Genie ei Sprache ausmacht. Es kann freylich mehr oder weniger ausgebreitet seyn. Das hängt von der Anzahl und der Mannigfaltigkeit der gangbaren Wendungen und von der Analogie ab, die einem Mittel an die Hand giebt, wenn es nöthig ist, neue Wendungen zu erfinden. Diesen Charakter ganz zu verändern, steht gar nicht in der Gewalt eines einzigen Mannes. Man redet, sobald man davon abweicht, eine fremde Sprache, und man wird nicht mehr verstanden. Die Hervorbringung solcher beträchtlicher Veränderungen ist das Werk der Zeit. Man

muß ein Volk in solche Umstände sezen, daß es die Dinge ganz anders ansehn muß, als es sie vorher ansah.

§. 161. Unter allen Schriftstellern drücken die Dichter das Genie der Sprachen am lebhaftesten aus. Daher rührt die Schwierigkeit, Dichter in fremde Sprachen zu übersezen, die so gros ist, daß es einem Mann von Talenten leichter wird, sie oft zu übertreffen, als ihnen beständig gleich zu bleiben. Im strengsten Verstand könnte man sogar behaupten, daß gute Uebersezungen von Dichtern unmöglich sind. Denn eben die Gründe, welche beweisen, daß ein Paar Sprachen nicht denselbigen Charakter haben können, beweisen auch, daß dieselbigen Gedanken sehr selten in beyden Sprachen mit denselbigen Schönheiten ausgedruckt werden können.

Ich habe in der Abhandlung über die Prosodie und über die Inversionen einiges gesagt, was sich auch auf den Gegenstand dieses Kapitels bezieht. Ich will diese Anmerkungen hier nicht wiederholen.

§. 162. Aus dieser Geschichte der Fortbildung der Sprache läßt sich abnehmen, daß die Sprachen einem, der sie vollkommen kännte, ein Gemälde des Charakters und des Genies eines jeden Volks seyn würden. Er würde einsehn, wie die Einbildungskraft die Ideen, nach Maasgabe der Vorurtheile und der Leidenschaften kombinirt hat. Er würde einsehn, daß sich bey jeder Nation in eben dem Verhältniß ein verschiedener Geist bildet, in welchem sie weniger Bekanntschaft mit andern

Völkern hat. Wenn aber die Sitten auf die Sprache Einfluß hatten: so hatte die Sprache wiederum, nachdem berühmte Schriftsteller ihre Regeln festgesezt, auf die Sitten Einfluß, und sie erhielt jedem Volk lange seinen Charakter.

§. 163. Vielleicht sieht man diese ganze Geschichte für einen Roman an. Man kann ihm doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit nicht absprechen Ich kann nicht gut glauben, daß mich die Methode, die ich befolgt, sehr oft in Irrthum gestürzt. Denn ich habe nie etwas, außer unter der Vorausseżung behauptet, daß eine Sprache allemal nach dem Muster der Sprache gebildet worden, die unmittelbar vor ihr hergieng. Ich habe in der Sprache der Aktion den Keim der Sprachen und aller Künste gefunden, die zur Bezeichnung unsrer Ideen dienen können. Ich habe die Umstände angezeigt, unter welchen dieser Keim füglich entwickelt werden konnte; und ich habe nicht blos die Erzeugung dieser Künste aus demselben beobachtet, sondern auch ihre Fortbildung verfolgt, und die verschiedenen Charaktere derselben erklärt. Kurz, ich habe, wie ich glaube, deutlich bewiesen, daß Dinge, die uns äußerst sonderbar vorkommen, zu ihrer Zeit sehr natürlich waren, und daß nichts wirklich geworden ist, als was geschehen sollte.

Zweyter Abschnitt.

Von der Methode.

Die Kenntniß, die wir von den Operationen der Seele und von den Ursachen ihrer Fortbildung erlangt haben, muß uns lehren, wie wir uns bey der Untersuchung der Wahrheit zu verhalten haben. Vorher konnten wir uns noch keine gute Methode bilden. Jezt aber deucht mich, legt sie sich uns von selbst dar; und ich halte sie für eine natürliche Folge aus den bisher angestellten Untersuchungen. Es wird zureichen, wenn ich einige von den Reflexionen entwickele, die in diesem Werk zerstreuet sind.

Erstes Kapitel.

Von der ersten Ursache unsrer Irrthümer und vom Ursprung der Wahrheit.

§. 1. Mehrere Weltweisen haben die große Anzahl von Irrthümern, die man den Sinnen, der Einbildungskraft und den Leidenschaften zuschreibt, sehr beredt gerüget. Allein ihre Werke haben den Nuzen nicht gestiftet, den sie sich davon versprachen. Ihre Theorie ist zu unvollkommen, und in der Praxis zu wenig brauchbar. Die Einbildungskraft und die Leidenschaften nehmen so verschiedene Gestalten an, und hangen so sehr von den Temperamenten, der Zeit und den Um-

ständen ab, daß man unmöglich alle Triebfedern, die sie in Bewegung sezen, enthüllen, und daß sich ganz natürlich ein jeder einbilden kann, er finde sich nicht im Fall derer, die durch sie verführt werden.

So wie ein schwächlicher Mensch oft von einer Krankheit wieder hergestellet wird, um in eine andre zu fallen: eben so verändert der Verstand oft nur seine Irthümer, statt sie gänzlich zu verlassen. Man müßte, wenn man einen schwächlichen Menschen von allen seinen Krankheiten befreyen wollte, ihm ein ganz neues Temperament geben: Eben so müßte man unsern Verstand, um ihn in Ansehung aller seiner Irrthümer zu verbessern, ganz neue Einsichten verschaffen, und man müßte, ohne sich bey dem Detail seiner Krankheiten aufzuhalten, an die Quelle selbst zurückgehn, und sie verstopfen.

§. 2. Diese Quelle werden wir in unsrer Gewohnheit, über Dinge zu räsonniren, finden, von denen wir entweder gar keinen Begrif, oder nur ganz unbestimmte Ideen haben. Es ist nöthig, daß wir hier den Grund dieser Gewohnheit aufsuchen, um den Ursprung unsrer Irrthümer auf eine überzeugende Art einzusehn, und um zu wissen, mit wie viel kritischem Geist man an die Lektüre der Philosophen gehn muß.

§. 3. So lang wir noch Kinder und der Reflexion unfähig sind, so lang ist es unser Bedürfniß allein, was uns beschäftiget. Die Gegenstände machen indessen zu dieser Zeit um so viel tiefere Eindrücke, da sie weniger Widerstand finden.

Die Organen entwickeln sich langsam; die Vernunft kömmt noch langsamer, und wir werden mit Ideen und Maximen erfüllt, so wie sie uns der Zufall oder eine schlechte Erziehung vorlegen. Wenn wir das Alter erreichen, in welchem wir unsre Gedanken zu ordnen anfangen: so sehn wir auch noch lauter solche Dinge vor uns, mit denen wir uns schon seit langer Zeit bekannt gemacht haben. Wir glauben also ohne Bedenken, daß sie sind, und daß sie gerade so sind; weil es uns natürlich scheint, daß sie sind, und daß sie gerade so sind. Sie sind so tief in unser Gehirn eingegraben, daß wir es uns gar nicht denken können, sie seyen nicht, oder sie seyen anders. Daher rührt die Gleichgültigkeit zur genauern Erkenntniß solcher Dinge, an die wir gewöhnt sind. Daher die Sierigkeit nach allem, was uns neu scheint.

§. 4. Wenn wir zu reflektiren anfangen: so sehn wir nicht ein, wie wir zu den Ideen und den Maximen, die wir in uns vorfinden, haben gelangen können. Wir erinnern uns nicht jemals dieselben nicht gehabt zu haben. Sicher bedienen wir uns daher derselben. So mangelhaft sie auch seyn mögen: so halten wir sie doch für Notionen, die für sich schon evident sind. Wir geben ihnen die Namen, Vernunft; natürliches Licht, oder Licht, welches mit uns gebohren, Prinzipien, die der Seele eingegraben und eingedrückt sind. Wir beziehen uns um so viel lieber auf diese Ideen, je mehr wir glauben, daß, wenn sie uns betrügen sollten, Gott die Ursache davon seyn müßte; weil wir sie für das einzige Mittel halten,

welches er uns, um zur Wahrheit zu gelangen, gegeben hat. Auf solche Weise scheinen uns Notionen, mit denen wir sehr bekannt sind, äußerst evidente Prinzipien zu seyn.

§. 5. Die Art, wie wir die Sprache erlernen, gewöhnt unsern Geist an diese Ungenauigkeit an. Wir erreichen das Alter der Vernunft nur wenn wir schon lange den Gebrauch der Sprache erlernt haben. Wenn man die zur Bezeichnung der Bedürfnisse bestimmten Wörter ausnimmt: so hat uns gewöhnlich nur der Zufall Gelegenheit gegeben, daß wir gewisse Töne eher als andre gehört, und daß wir gerade diese Ideen mit denselben verbunden haben. Man darf nur auf die Kinder ein wenig Acht geben, um sich den Zustand, den man durchgegangen ist, zurückzurufen; und man wird einsehn, daß nirgend mehr Ungenauigkeit vorkömmt, als in der Anwendung der Wörter. Darüber darf man sich nicht wundern. Wir hörten Ausdrücke, deren Bedeutung, wenn sie gleich durch den Sprachgebrauch richtig bestimmt worden, doch so zusammengesezt war, daß wir weder Erfahrung noch Scharfsinn genug hatten, um sie fassen zu können. Wir hörten wiederum andre Ausdrücke, die nie zu zweyen malen denselbigen Begrif hatten, oder die vielleicht auch ganz sinnlos waren. Um von der Unmöglichkeit, uns dergleichen Wörter mit Kenntniß zu bedienen, urtheilen zu können, darf man nur die Schwierigkeit bedenken, in welcher wir uns noch sehr oft bey dergleichen Wörtern befinden.

§. 6. Die Verbindung der Zeichen mit den Sachen ist uns indessen, wie wir über ihren Werth noch nicht nachzudenken, im Stande waren, so natürlich geworden, daß wir uns gewöhnt haben, die Namen auf die Realität der Gegenstände selbst hinzuziehen, und daß wir glaubten, sie erklären ihr Wesen vollkommen. Man hat sich vorgestellt, es gebe angebohrne Ideen: weil es Ideen giebt, die bey allen Menschen dieselbigen sind. Wir würden zuverläßig gesagt haben, unsre Sprache sey angeboren, wenn wir nicht gewußt hätten, daß andere Völker ganz andre Sprachen reden. Es scheint, als wenn alle unsre Bemühungen bey unsern Untersuchungen dahin abzielen, daß wir neue Ausdrücke ersinnen. Kaum haben wir sie erfunden: so glauben wir, neue Kenntnisse erworben zu haben. Die Selbstliebe überredet uns leicht, daß wir die Dinge kennen, wenn wir lange uns bemüht haben, sie kennen zu lernen, und wenn wir viel von ihnen gesprochen haben.

§. 7. Wenn man den Ursprung unsrer Irrthümer auf die eben angezeigte Quelle zurückführt: so bringt man sie auf eine einzige Ursache, die so beschaffen ist, daß man es sich nicht verheelen kann, daß sie bisher vielen Antheil an unsern Urtheilen gehabt. Vielleicht könnte man auch den eingenommensten Philosophen das Geständniß abnöthigen, daß diese Ursache die ersten Gründe zu ihren Systemen gelegt. Man dürfte sie nur geschickt auszuforschen wissen. In der That, wenn unsre Leidenschaften Irrthümer verursachen: so geschieht es deswegen, weil sie ein schwankendes

Prinzipium, einen metaphorischen Ausdruck, ein vieldeutiges Wort mißbrauchen, um sie so anzuwenden, daß wir unsre Lieblingsmeynungen daraus herleiten können. Wenn wir uns also irren: so sind die schwankenden Prinzipien, die Metaphern und die vieldeutigen Wörter schon vor unsern Leidenschaften da. Will man also alle Kunstgriffe des Irrthums vereiteln: so darf man sich nur dieser leeren Sprache enthalten.

§. 8. Wenn der Ursprung des Irrthums im Mangel der Ideen, oder in unrichtig bestimmten Ideen liegt: so muß der Ursprung der Wahrheit in richtig bestimmten Ideen zu suchen seyn. Hievon sind die mathematischen Wissenschaften Beweise. Wenn wir nur bestimmte Begriffe von den Gegenständen haben: so werden diese immer zur Unterscheidung der Wahrheit zureichen. Haben wir hingegen dergleichen Begriffe nicht: so werden wir vergebens alle erdenkliche Vorsicht anwenden: allemal werden wir alles durch einander werfen. Kurz, mittelst richtig bestimmter Begriffe würde man in der Physik allemal mit sichern Schritten fortgehn; ohne dergleichen Begriffe würde man sich hingegen selbst in der Arithmethik irren.

§. 9. Wie kömmt's aber, daß die Arithmetiker so richtige Begriffe haben? Da sie ihre Erzeugung auseinander kennen: so können sie sie immer zusammensezen und wiederum aus einanderlegen, um sie nach allen ihren Beziehungen vergleichen zu können. Nur durch Reflexion auf die Entstehungsart der Zahlen hat man die Regeln der Kombina-

tionen gefunden. Diejenigen, die über diese Entstehungsart nicht nachgedacht haben, können eben so richtig rechnen, wie andre; denn die Regeln sind sicher. Weil sie aber die Gründe derselben nicht kennen: so haben sie keinen Begrif von dem, was sie eigentlich machen, und sie sind nicht im Stand, neue Regeln zu erfinden.

§. 10. Die Wahrheit wird in allen Wissenschaften, wie in der Arithmetik nur durch Zusammensezungen und durch Auseinanderlegungen entdeckt. Wenn man aber in den übrigen Wissenschaften nicht mit eben der Richtigkeit schließt: so liegt der Grund darinnen, daß man noch nicht sichere Regeln gefunden hat, nach welchen man die Ideen genau zusammensezen und auseinanderlegen kann. Und dieses rührt wiederum davon her, daß man sie nicht zu determiniren gewußt hat. Vielleicht werden die Betrachtungen, die wir über den Ursprung unsrer Erkenntniß angestellt haben, uns Mittel zur Ergänzung dieses Mangels an die Hand geben.

Zweytes Kapitel.

Wie man die Ideen oder ihre Benennungen bestimmen kann.

§. 11. Es ist eine gewöhnliche und allgemein bekannte Lehre, daß man die Wörter in ihrem Sprachgebrauch nehmen muß. Es scheint wirklich beym ersten Anblick, man könne sich andern durch kein ander Mittel verständlich machen, man

rede denn wie andre. Ich habe indessen dabey doch einen andern Weg eingeschlagen. Bey der Bemerkung, man müsse, um wahre Kenntnisse zu haben, ganz von vorne in den Wissenschaften anfangen, oder sich zum Vortheil der gangbaren Meynungen einnehmen lassen, schien mir die andre Bemerkung natürlich, daß man die Sprache, wenn man sie berichtigen wolle, reformiren müsse, ohne auf den Sprachgebrauch Rücksicht zu nehmen. Ich will damit nicht so viel sagen, man müsse es sich etwa zum Gesez machen, durchgängig an die Ausdrücke solche Ideen zu knüpfen, die von den Begriffen, die sie gewöhnlich bezeichnen, durchaus verschieden sind. Das wäre eine kindische und lächerliche Affektation. Der Sprachgebrauch ist in Ansehung der Namen einfacher Ideen, so wie auch der Namen für mehrere Notionen, die dem großen Haufen geläufig sind, gleichförmig und beständig; und in dergleichen Fällen darf man an demselben nichts verändern. Wenn aber von komplexen Ideen, die der Metaphysik und Moral ganz besonders eigen sind, die Rede ist: so ist nichts willkührlicher oder auch oft eigensinniger, als der Sprachgebrauch. Das hat mich auf den Gedanken gebracht, man müsse, um der Sprache Deutlichkeit und Bestimmtheit zu verschaffen, die Materialien unsrer Erkenntniß wieder hervornehmen, und neue Kombinationen mit denselben veranstalten, ohne auf die schon vorhandenen Rücksicht zu nehmen.

§. 12. Wir haben bey der Untersuchung der Fortbildung der Sprachen (Th. II. Absch. 1. K. 9.)

gesehn, daß der Sprachgebrauch den Sinn der Wörter nicht anders, als mittelst der Umstände, unter welchen man redet, fixirt. Es scheint in der That, als wenn der Zufall die Umstände anordne. Wenn wir sie aber uns selbst auszuwehlen wissen: so können wir das in allen Fällen verrichten, was uns der Zufall bey einigen Gelegenheiten thun macht, d. h. wir können die Bedeutung der Wörter genau bestimmen. Es giebt kein ander Mittel, wie man der Sprache eine durchgängige Bestimmtheit verschaffen kann, als dieses, wodurch sie allemal Bestimmtheit erlangt hat, wenn sie bestimmt war. Man müßte sich demnach in deutliche Umstände versezen, um für den Ausdruck der ersten Jdeen, die man mittelst der Sensation und Reflexion erlangt hat, Zeichen zu finden. Wenn man nun, durch die Reflexion auf diese ersten Jdeen, neue Begriffe erlangt: so würde man neue Namen machen müssen, deren Bedeutung man dadurch bestimmen würde, daß man andre in eben dieselbigen Umstände, unter welchen man sich befunden hat, versezte, und daß man sie dieselbige Reflexionen machen ließe, die man selbst gemacht hat. Auf diese Weise würden die Ausdrücke beständig auf die Jdeen folgen. Sie würden folglich klar und bestimmt seyn; weil sie nichts anders anzeigen würden, als was ein jeder deutlich würde empfunden haben.

§. 13. Ein Mensch, der sich selbst eine Sprache zu bilden anfängt, und der sich schlechterdings mit andern nicht eher unterhalten wollte, bis er nicht den Sinn der Ausdrücke durch die Umstände

bestimmt, in welche er sich gesezt, würde wirklich in keinen von den Irrthümern verfallen, die uns so gewöhnlich sind. Die Namen einfacher Ideen würden klar seyn; weil sie blos das bedeuten würden, was man unter den bestimmten Umständen empfunden. Die Namen komplexer Ideen würden bestimmt seyn; denn sie würden nur diejenigen einfachen Ideen in sich fassen, die gewisse Umstände auf eine bestimmte Weise vereinigen würden. Wenn er endlich zu seinen ersten Kombinationen etwas hinzu, oder von denselben etwas wegthun wollte: so würden die Zeichen, die er dazu gebrauchen würde, die Klarheit der ersten Zeichen behalten: wofern das, was er zu oder wegthut, durch neue Umstände bezeichnet ist. Wollte er hernach andern seine Gedanken mittheilen: so dürfte er sie nur in denselbigen Gesichtspunkt stellen, in welchem er sich selbst befand, wie er die Zeichen untersuchte; dadurch würde er bewirken, daß sie dieselbigen Ideen mit den Wörtern verbinden würden, die er ausgewehlt hatte.

§. 14. Wenn ich übrigens vom Wörtermachen rede: so heißt das nicht so viel, daß man ganz neue Ausdrücke machen müsse. Diejenigen Ausdrücke, die durch den Sprachgebrauch bestätigt sind, scheinen mir gewöhnlich zuzureichen, um von allen Arten von Materien zu sprechen. Man würde dadurch der Klarheit einer Sprache sogar Abbruch thun, wenn man, besonders in den Wissenschaften, ohne Noth, Wörter erfinden sollte. Ich bediene mich also dieser Redensart, Wörter machen, blos um anzuzeigen, daß man nicht,

wie gewöhnlich, mit der Darlegung der Ausdrücke, um sie zu definiren, anfangen; sondern daß man, nachdem man sich in die Umstände versezt, unter welchen man etwas empfand oder sah, dem, was man empfand oder sah, einen Namen geben müsse, den man aus dem Sprachgebrauch entlehnen könnte. Dieser Weg hat mir sehr natürlich, und weit tauglicher zur Bezeichnung des Unterschiedes geschienen, der sich unter der Art, wie ich wünschte, daß die Bedeutung der Wörter bestimmt würde, und unter den Definitionen der Philosophen findet.

§. 15. Ich glaube, es würde zu dieser Absicht unnüz seyn, wenn man sich blos auf den Gebrauch solcher Ausdrücke einschränken wollte, die in die Sprache der Gelehrten aufgenommen sind; es könnte vielleicht vortheilhafter seyn, wenn man sie aus der gemeinen Sprache herholen sollte. Zwar ist die eine nicht richtiger gebauet, als die andre. Ich finde aber doch in der leztern einen Fehler weniger. Der große Haufe nämlich, der über die wissenschaftlichen Gegenstände nicht nachgedacht hat, giebt seine Unwissenheit und Ungenauigkeit im Gebrauch der Wörter gern zu. Die Philosophen hingegen schämen sich, vergebens meditirt zu haben, und sie sind allemal eigensinnige Vertheidiger ihrer angeblichen Produkte.

§. 16. Wir müssen uns, um diese Methode deutlicher vorzulegen, in einen genauern Detail einlassen, und das, was wir auf eine ganz allgemeine Art vorgetragen haben, auf verschiedene Ideen

anwenden. Wir wollen mit dem Namen der einfachen Ideen anfangen.

Die Dunkelheit und Verworrenheit der Wörter rührt davon her, daß wir ihnen entweder eine zu große oder eine zu kleine Ausdehnung geben, oder auch davon, daß wir uns ihrer bedienen, ohne einen Begrif mit ihnen zu verbinden. Es giebt viele Wörter, deren Bedeutung wir nicht ganz fassen. Wir gehn sie Theilweise durch, und sezen zu denselben hinzu, oder schneiden etwas davon weg. Daraus entstehn verschiedene Kombinationen, die nur ein und eben dasselbe Zeichen haben; und davon rührt es her, daß dieselbigen Wörter in demselbigen Mund sehr verschiedene Bedeutungen haben. Da übrigens die Erlernung der Sprachen, wenn sie auch noch so sorglos getrieben wird, doch einiges Nachdenken erfordert: so macht man es kurz; und man zieht Zeichen auf Realitäten, von denen man gar keinen Begrif hat. So sind die Ausdrücke, Ding, Substanz, Wesen, u. d. m., in der Sprache vieler Philosophen beschaffen. Es ist offenbar, daß dieser Fehler nur den Ideen zugeschrieben werden kann, die das Werk des Geistes sind. Denn die Bedeutung der Namen für einfache Ideen, die uns unmittelbar durch die Sinne zugeführt werden, läßt sich auf einmal übersehn. Sie kann keine eingebildete Realitäten zum Gegenstand haben; denn sie geht unmittelbar auf einfache Perzeptionen, die in der Seele wirklich so beschaffen sind, wie sie ihr scheinen. Diese Art von Ausdrücken kann daher nicht dunkel seyn. Ihre Bedeutung ist durch alle Umstände, unter

welchen wir uns von Natur finden, so deutlich bezeichnet, daß sich die Kinder selbst darinnen nicht irren können. So wenig sie auch mit ihrer Sprache bekannt sind: so vermischen sie die Namen der Sensationen doch nicht, und sie haben von den Wörtern, weis, schwarz, roth, Bewegung, Ruhe, Vergnügen, eben so klare Begriffe, als wir selbst. Was die Operationen der Seele betrift: so unterscheiden sie die Namen derselben gleichfalls, wenn sie nur einfach sind, und wenn die Umstände ihre Reflexion auf diese Seite hinlenken. Denn man sieht aus ihrem Gebrauch der Wörter, Ja, Nein, ich will, ich will nicht, daß sie die wahre Bedeutung derselben fassen.

§. 17. Man wird mir vielleicht den Einwurf machen, es sey bewiesen, daß dieselbigen Gegenstände in verschiedenen Personen verschiedene Sensationen erzeugen; daß wir sie nicht alle unter denselbigen Ideen der Größe sehen, daß wir nicht dieselbigen Farben an ihnen wahrnehmen, u. s. w.

Ich antworte: wir verstehn uns demohngeachtet allemal hinlänglich in Rücksicht auf den Zweck, den man sich in der Metaphysik und Moral sezt. In der Moral hat man z. B. nicht nöthig, sich zu versichern, daß dieselbigen Strafen bey allen Menschen dieselbigen Empfindungen von Schmerz hervorbringen, und daß dieselbigen Belohnungen dieselbigen angenehmen Empfindungen bey allen Menschen zur Folge haben. So groß auch die Verschiedenheit seyn mag, mit welcher die Ursachen des Vergnügens und des Schmerzes Menschen von verschiedenen Temperamenten affi-

ziren: so ist es doch genug, wenn die Bedeutung der Wörter, Vergnügen, Schmerz nur so gesichert ist, daß sie kein Mensch mißverstehn kann. Nun aber verstatten es die Umstände, unter welchen wir uns täglich finden, nicht, daß sich jemand im Gebrauch irren könne, den wir von diesen Ausdrücken machen müssen.

Eben so ist es in der Metaphysik genug, wenn die Sensationen Ausdehnung, Figuren und Farben vorstellen. Die Verschiedenheit, die sich unter den Sensationen von ein Paar Menschen findet, kann keine Verwirrung verursachen. Mir mag z. B. das was ich blau nenne, beständig das scheinen, was andre grün nennen, und was ich grün nenne, mag mir beständig das scheinen, was andre blau nennen: so werden wir uns doch deswegen eben so gut verstehn, wenn wir sagen, die Wiese ist grün, der Himmel ist blau, als wenn wir bey diesen Objekten alle durchaus dieselbigen Sensationen hätten. Denn wir wollen ja da weiter nichts, als dieses sagen, der Himmel und die Wiese werde uns unter einem Scheine bekannt, der unsrer Seele mittelst des Gesichts zugeführt wird, und den wir blau, grün, nennen. Selbst, wenn man diesen Wörtern eine solche Bedeutung unterschieben wollte, daß wir alle genau dieselbigen Sensationen haben: so würden diese Säze nicht dunkel werden; sie würden aber falsch, oder doch wenigstens nicht gegründet genug seyn, daß man sie als gewiß ansehn könnte.

§. 18. Hieraus glaub' ich demnach folgern zu können, daß die Namen einfacher Ideen so wohl

der Sensationen, als der Operationen der Seele, durch die Umstände, sehr genau bestimmt werden können; weil sie schon so genau bestimmt sind, daß die Kinder sich dabey nicht irren. Ein Philosoph muß, wenn von den Sensationen die Rede ist, nur zwey Fehler zu vermeiden suchen, worinnen die Menschen durch voreilige Urtheile zu verfallen pflegen. Der eine ist, wenn man glaubt, die Sensationen seyen an den Objekten; der zweyte ist der, wovon wir eben geredet haben, daß dieselbigen Gegenstände in einem jeden von uns dieselbigen Sensationen hervorbringen.

§. 19. Sobald die Ausdrücke zur Bezeichnung einfacher Ideen genau und richtig sind: so bald ist kein weiteres Hinderniß da, daß man nicht auch diejenigen Ausdrücke bestimmen könnte, die andern Ideen zugehören. Man darf zu dem Ende nur die Anzahl und die Beschaffenheit der einfachen Ideen bestimmen, aus welchen man eine komplexe Notion bilden kann. Daß man in diesem Fall so viele Hindernisse bey der Beschränkung des Sinnes der Namen findet, so daß nach vieler Mühe doch noch viel Vieldeutigkeit und Dunkelheit übrig bleibt, davon liegt der Grund darinnen, daß man diese Wörter schon im Gebrauch findet, nach welchem man sich richten will. Die Moral liefert uns vorzüglich so höchstzusammengesezte Ausdrücke, und der Sprachgebrauch, den wir zu Rath ziehn, stimmt so wenig mit sich selbst überein, daß wir, dieser Methode wegen, nothwendig ungenau reden, und in sehr viele Widersprüche fallen müssen. Gewiß würde einer, der sich anfänglich blos auf die

Betrachtung der einfachen Ideen legen, und der sie nur in eben dem Maas, in welchem er mit ihnen bekannt wird, unter Zeichen versammlen wollte, diese Gefahren nicht laufen. Die zusammengesezteſten Wörter, deren er sich würde bedienen müssen, würden beständig eine bestimmte Bedeutung haben; denn, da er sich selbst die einfachen Ideen auswehlt, die er an dieselben knüpft, und deren Anzahl er bestimmt: so würde er die Bedeutung eines jeden in bestimmte Gränzen einschränken.

§. 20. So lang man aber die elende Wissenschaft derer nicht aufgeben will, die die Wörter auf Realitäten ziehn, die sie nicht kennen: so lang ist es unnüz auf Bestimmtheit der Sprache zu denken. Nur deswegen läßt sich die Arithmetik in allen ihren Theilen demonstriren; weil wir einen ganz bestimmten Begrif von der Einheit haben, und weil wir durch die Kunst, mit welcher wir uns der Zeichen bedienen, bestimmen, wie viel mal die Einheit in den zusammengesezteſten Zahlen, zu ihr selbst hinzugethan worden. In andern Wissenschaften hingegen will man nach schwankenden und dunkeln Ausdrücken über komplexe Begriffe räsonniren, und die Beziehungen derselben finden. Will man die Ungereimtheit dieses Verfahrens einsehn: so darf man nur darüber urtheilen, wo wir stehn würden, wenn die Menschen die Arithmethik in dieselbige Verwirrung hätten stürzen können, in der sich die Methaphysik und Moral befinden.

§. 21. Die komplexen Ideen sind das Werk des Verstandes. Sind sie fehlerhaft: so rührt es

davon her, daß wir sie schlecht gebildet haben, und das einzige Mittel, sie zu verbessern ist demnach dieses, daß man sie von neuem bildet. Man muß folglich die Materialien unsrer Kenntnisse wieder vornehmen, und sie so bearbeiten, als wenn sie vorher noch gar nicht bearbeitet worden wären. Zu dieser Absicht ist es dienlich, daß man nur die möglichst kleinste Zahl von Ideen an die Töne knüpft; diejenigen auswehlet, die jedermann ohne Mühe wahrnehmen kann, wenn er sich in dieselbigen Umstände versezt; und daß man keine neuen Ideen eher hinzuthut, als bis man sich mit den erstern genau bekannt gemacht, und sich in solchen Umständen findet, unter welchen man sie am schicklichsten auf eine klare und bestimmte Art in die Seele bringen kann. Dadurch gewöhnt man sich, alle Arten von einfachen Ideen, es mögen ihrer auch so viele seyn, als sie wollen, mit den Wörtern zu verbinden.

Die Fertigkeit Ideen mit Zeichen zu verbinden läßt sich nicht mit einem Mal erwerben, besonders aber wenn sehr zusammengesezte Notionen an den Wörtern haften. Nur sehr spät überkommen die Kinder sehr bestimmte Ideen von den Zahlen 1000, 10000, u. s. w. Nur durch eine lange und häufige Gewohnheit, die Einheit zu vervielfältigen, und eine jede Sammlung derselben mittelst eines eignen Namens zu fixiren, gelangen sie zu dieser Fertigkeit. Uns würde es unter der Menge von komplexen Ideen, die der Metaphysik und der Moral zugehören, eben so unmöglich seyn, den erwehlten Ausdrücken Bestimmtheit zu geben, wenn wir

sie gleich anfänglich unbehutsam mit einfachen Ideen überladen. Wir werden sie bald in einer, bald in einer andern Bedeutung nehmen. Denn, da wir die Sammlungen der Ideen nur so obenhin dem Verstand eingedrückt haben: so werden wir oft etwas zu denselben hinzusezen, oft etwas von denselben wegthun, ohne es gewahr zu werden. Fangen wir aber die Sache so an, daß wir nur wenige Ideen an die Wörter knüpfen; und gehn wir nur sehr ordentlich zu größern Sammlungen über: so werden wir uns gewöhnen, unsre Notionen immer mehr und mehr zusammenzusezen, ohne sie dadurch unbestimmter und ungewisser zu machen.

§. 22. Dieses ist die Methode, die ich, besonders im dritten Abschnitt dieses Werks, befolgt habe. Ich fing nicht mit der Vorlegung der Namen für die Seelenoperationen an, um sie nachher zu definiren; sondern ich suchte mich in die vortheilhaftesten Umstände zu versezen, unter welchen ich die Fortbildung derselben beobachten konnte. Und so wie ich mir Ideen bildete, die zu den vorigen hinzukamen, bestimmte ich sie auch mit Namen, und bequemte mich nach dem Sprachgebrauch, so oft es ohne Nachtheil geschehen konnte.

§. 23. Wir haben zwo Arten von komplexen Notionen. Einige bilden wir nach Modellen. Andre bestehn aus gewissen Kombinationen einfacher Ideen, die der Verstand, durch eine Wirkung seiner eignen Wahl, zusammenfügt.

Wollte man sich, durch eine willkührliche Versammlung einfacher Ideen, Notionen von Sub-

stanzen machen: so würde dieses eine in der Praxis unnüze und so gar gefährliche Methode seyn. Dergleichen Notionen würden uns Substanzen darstellen, die nirgend existiren; sie würden Eigenschaften versammlen, die nirgend beysammen sind; sie würden Beschaffenheiten trennen, die sich beysammen finden, und es wäre bloßer Zufall, wenn sie bisweilen Modellen ähnlich wären. Man muß demnach, wenn man klare und bestimmte Namen von Substanzen machen will, die Natur zu Rath ziehn, und man muß sie nur diejenigen einfachen Ideen bedeuten lassen, die wir beysammen beobachtet haben.

§. 24. Noch giebt es andre Ideen, die den Substanzen zugehören, und die man abstrakte Begriffe nennt. Dies sind, wie ich schon gesagt habe, nur mehr oder weniger einfache Ideen, auf welche wir unsre Aufmerksamkeit richten, indem wir sie von andern einfachen Ideen abziehn, die mit jenen koexistiren. Wenn wir an die Substanz der Körper, in so ferne sie farbigt und figurirt sind, zu denken aufhören, und sie uns blos als etwas bewegliches, theilbares, undurchdringliches und auf eine unbestimmte Art ausgedehntes vorstellen: so haben wir die Idee von der Materie, die einfacher ist, als die Idee von Körper, wovon sie eine bloße Abstraktion ist, wenn sie gleich viele Weltweisen realisirt haben. Wenn wir hierauf an die Beweglichkeit der Materie, an ihre Theilbarkeit und an ihre Undurchdringlichkeit zu denken aufhören, um nur auf ihre unbestimmte Ausdehnung zu achten: so haben wir die Idee vom reinen

Raum, die noch einfacher ist. So verhält es sich nun mit allen Abstraktionen. Und es erhellet daraus, daß die abstraktesten Ideen eben so leicht zu bestimmen sind, als die Ideen von den Substanzen selbst.

§. 25. Ganz anders muß man, um die urbildlichen Notionen, d. h. diejenigen Begriffe, die wir von den Handlungen der Menschen, und von allem, was zur Moral, Jurisprudenz und zu den Künsten gehört, zu bestimmen, zu Werk gehn, als bey der Bestimmung der Notionen der Substanzen. Die Gesezgeber hatten kein Modell, wie sie zum erstenmal gewisse einfache Ideen vereinigten, aus welchen sie die Geseze verfaßten, und wie sie von mehrern menschlichen Handlungen redeten, eh sie noch zusahen, ob es auch irgend einige Beyspiele dazu gebe. Eben so waren die Modelle der Künste auch blos in der Seele der ersten Erfinder derselben vorhanden. Die Substanzen sind, so wie wir sie kennen, bloße Kollektionen von Eigenschaften, bey welchen es nicht von uns abhängt, ob wir sie vereinigen oder trennen wollen, und an deren Kenntniß uns nur in so fern gelegen ist, in so fern sie existiren, und zwar an der Art, wie sie existiren. Die Handlungen der Menschen sind Kombinationen, die unaufhörlich abändern, und bey denen sehr oft viel darauf ankömmt, daß wir sie kennen; eh wir noch die Modelle zu denselben gesehn haben. Wollten wir uns nur dann Notionen von denselben machen, wenn sie uns die Erfahrung zuführt: so würden wir oft zu spät zu denselben gelangen. Wir müssen also die Sache

ganz anders angreifen. Hier vereinigen oder trennen wir nach unserm Belieben gewisse einfache Begriffe, oder wir nehmen auch die Kombination an, die schon andre veranstaltet haben.

§. 26. Unter den Notionen der Substanzen und unter diesen Notionen findet sich der Unterschied, daß wir die leztern als Modelle ansehn, worauf wir die äußeren Dinge hinziehn, und daß hingegen jene bloße Kopien von dem sind, was wir auſſer uns wahrnehmen. Es reicht zur Wahrheit der erstern zu, wenn die Kombinationen unsers Verstandes demjenigen, was man an den Dingen bemerkt, entsprechen; und eben so ist es zur Wahrheit der leztern genug, wenn einige äussere Kombinationen so beschaffen seyn können, wie diejenigen, die in unserm Verstand vorhanden sind. Die Notion von der Gerechtigkeit würde wahr seyn, selbst wenn man keine gerechte Handlung finden sollte. Denn ihre Wahrheit besteht in einer Sammlung von Ideen, die gar nicht von dem, was auſſer uns vorgeht, abhängt. Die Notion des Eisens hingegen ist nicht wahr, wofern sie nicht diesem Metall entspricht. Denn es soll das Modell derselben seyn.

Aus diesen Betrachtungen über die urbildlichen Ideen läßt sich leicht abnehmen, daß die Festsezung der Bedeutung ihrer Namen einzig und allein von uns abhängt; weil es ja blos auf uns ankömmt, daß wir die einfachen Ideen bestimmen, aus denen wir selbst die Sammlungen gemacht haben. Auch sieht man ein, daß andre unsern Gedanken gleichfalls beytreten müssen, wenn wir sie nur in solche Umstände versezen, in welchen

dieselbigen einfachen Ideen des Objekts ihres Verstandes werden, so wie sie der Gegenstand des unsrigen waren; und in welchen sie genöthigt sind, sie unter dieselbigen Namen zu vereinigen, worunter wir sie versammlet hatten.

Dieses sind die Mittel, wodurch man der Sprache alle Klarheit und Bestimmtheit geben kann, deren sie fähig ist. Ich hielt es nicht für nothwendig, etwas an den Namen der einfachen Ideen ändern zu müssen; weil ihr Sinn mir durch den Sprachgebrauch hinlänglich bestimmt zu seyn schien. Was hingegen die komplexen Ideen anlangt: so sind diese so unrichtig, daß man schlechterdings die Materialien derselben wieder hervornehmen und neue Kombinationen aus denselben machen muß, ohne auf diejenigen Rücksicht zu nehmen, die schon gemacht sind. Sie sind alle das Werk des Verstandes; die richtigsten so gut, als die unrichtigsten. Sind wir bey einigen derselben glücklich gewesen: so können wir es auch bey andern seyn, wenn wir nur mit derselbigen Geschicklichkeit zu Werk gehn.

Drittes Kapitel.

Von der Ordnung, die man in der Untersuchung der Wahrheit befolgen muß.

§. 27. Mir scheint's, eine Methode die zu einer Wahrheit verholfen hat, könne auch zu einer zweyten verhelfen, und die beste Methode müsse für alle Wissenschaften dieselbige seyn. Um also zu lernen, wie man neue Entdeckungen zu machen habe, dürfte man nur über schon gemachten Entdeckungen reflektiren. Die einfachsten würden

hiezu am tauglichsten seyn; weil man die Mittel, deren man sich dabey bedient hat, mit der geringsten Mühe bemerken würde. Ich will die Grundnotionen der Mathematik zum Beyspiel wählen; ich seze voraus, wir seyen in dem Fall, sie zuerst zu finden.

§. 28. Wir werden wahrscheinlich mit der Idee von der Einheit anfangen, und indem wir diese mehrmals zu ihr selbst hinzusezen, werden wir Sammlungen machen, die wir durch Zeichen fixiren werden. Diese Operation werden wir wiederholen, und hierdurch werden wir bald so viele komplexe Ideen von den Zahlen haben, als wir zu haben wünschen. Wir werden hierauf über die Art, wie sie gebildet worden, nachdenken; wir werden ihre Fortschritte bemerken, und wir werden zuverläßig auch die Mittel, sie auseinander zu legen, finden. Alsdenn werden wir auch die zusammengesezteften Zahlen mit den einfachsten vergleichen, und die Eigenschaften beyder entdecken können.

Bey dieser Methode werden die Operationen des Verstandes blos einfache, oder auch solche zusammengesezte Ideen zum Gegenstand haben, die wir selbst gebildet und deren Erzeugung wir vollkommen kennen. Wir werden folglich kein Hinderniß in der Entdeckung der ersten Beziehungen der Größen finden. Sind diese einmal bekannt: so werden wir nun auch die andern Verhältnisse leichter einsehn, die aus jenen unmittelbar folgen, und die uns zur Bemerkung andrer Verhältnisse führen werden. Wenn wir auf solche Weise bey den einfachsten Verhältnissen angefangen haben: so

werden wir unvermerkt zu den zusammengesezteren fortgehn, und wir werden uns eine Reihe von Kenntnissen bilden, die so sehr von einander abhangen, daß man nicht anders zu den entferntesten wird gelangen können, als mittelst derer, die vor ihnen hergehn.

§. 29. Die andern Wissenschaften, die ebenfalls vom menschlichen Verstand erkennbar sind, haben keine andre als einfache Ideen zu Prinzipien, zu denen wir mittelst der Sensation und mittelst der Reflexion gelangen. Wir haben, um uns in diesen Wissenschaften die komplexen Notionen zu erwerben, wie in der Mathematik kein ander Mittel, als die Vereinigung einfacher Ideen in verschiedene Sammlungen. Man muß also hier in der Fortbildung der Ideen derselbigen Ordnung folgen, und dieselbige Behutsamkeit in der Auswahl der Zeichen anwenden.

Diesem Verfahren wiedersezen sich viele Vorurtheile. Ich bin aber auf folgendes Mittel verfallen, wodurch man sich für denselben bewahren kann.

Wir werden in der Kindheit mit Vorurtheilen erfüllt, die den Fortgang unsrer Kenntnisse zurückhalten und uns in den Irrthum stürzen. Wollte Gott einen Menschen mit einem reifen Temperament und mit so entwickelten Organen schaffen, daß er, von den ersten Augenblicken an, den völligen Gebrauch seiner Vernunft hätte: so würde dieser Mensch in der Untersuchung der Wahrheit nicht dieselbigen Hindernisse finden, die wir dabey antreffen. Nur in dem Maas, in welchem er neue Sensationen haben und neue Reflexionen machen

würde, würde er Zeichen erfinden. Er würde seine ersten Ideen nach den Umständen verbinden, in welchen er sich findet. Eine jede Kollektion würde er mittelst eigner Namen fixiren, und wenn er zwo komplexe Notionen vergleichen wollte: so würde er sie leicht analysiren können, weil er keine Schwierigkeit, sie auf einfache Ideen zurückzuführen, finden würde, aus denen er sie selbst zusammengesezt. Da er sich auf solche Weise keine Wörter eher erdenken würde, als bis er sich Ideen gebildet: so würden seine Notionen stets genau bestimmt, und seine Sprache würde keinen Dunkelheiten und Vieldeutigkeiten unterworfen seyn, denen unsre Sprache unterworfen ist. Nun wollen wir uns einmal an die Stelle dieses Menschen versezen; wir wollen alle Umstände durchgehn, unter welchen er sich befinden kann; wir wollen mit ihm sehn, was er empfindet; wir wollen uns dieselbigen Ideen erwerben; sie sorgfältig analysiren; sie mit ähnlichen Zeichen ausdrücken, und uns, so zu sagen, eine ganz neue Sprache machen.

§. 30. Indem wir, nach dieser Methode, nur aus einfachen oder auch aus solchen zusammengesezten Ideen schließen werden, die das Werk unsres Verstandes sind; so werden wir zwey Vortheile haben. Der erste: wir werden, da wir die Erzeugung der Ideen, worüber wir meditiren, kennen, nichts behaupten, wobey wir nicht wissen sollten, wo wir nun sind, wie wir hingekommen, und wie wir wieder auf unsern Pfad zurückkehren können. Der zweyte: wir werden bey jeder Materie die Gränzen unsrer Erkenntniß deutlich kennen; weil wir denn auf diese Gränzen stossen wer-

den, wenn die Sinnen uns keine Ideen mehr zuführen, und wenn folglich auch der Verstand keine Notionen weiter bilden kann. Nun aber ist ja nichts wichtiger, als daß man die Dinge, worauf wir uns mit glücklichem Erfolg legen können, von den Dingen, an welchen wir nothwendig zu Schanden werden müssen, zu unterscheiden wisse. Weil die Weltweisen diesen Unterschied nicht zu machen gewußt: so haben sie oft mit der Untersuchung unbeantwortlicher Fragen, Zeit verloren, die sie auf nüzliche Untersuchungen hätten wenden können. Ein Beyspiel davon sind ihre Bemühungen, das Wesen und die Natur der Dinge zu erklären.

§. 31. Alle Wahrheiten beschränken sich auf die Beziehungen, die sich unter einfachen, unter zusammengesezten, und unter einer einfachen und einer zusammengesezten Idee finden. Mittelst der Methode, die ich vorschlage, wird man die Irrthümer vermeiden können, in die man bey der Untersuchung aller dieser Ideen verfällt.

Die einfachen Ideen können zu keinem Irrthum Anlaß geben. Der Grund unsrer Irrthümer liegt entweder darinnen, daß wir von einer Idee etwas wegthun, was ihr zugehört, weil wir nicht alle Theile derselben kennen; oder auch darinnen daß wir etwas zu derselben hinzufügen, was ihr nicht zugehört, weil unsre Imagination voreilig urtheilt, sie schließe das in sich ein, was sie doch nicht in sich faßt. Nun aber können wir von einer einfachen Idee nichts wegschneiden; weil wir keine Theile in derselben unterscheiden; wir können auch, so lang wir sie als einfach betrachten, nichts zu derselben hinzuthun; weil sie dadurch ihre Einfachheit verlieren würde.

Blos im Gebrauch komplexer Notionen könnte man sich durch ein unzeitiges Hinzusezen oder Wegthun irren. Hat man sie aber mit der Behutsamkeit, die ich fordere, gebildet: so darf man nur, um Irrthümer zu vermeiden, ihre Erzeugung von neuem untersuchen; denn hierdurch werden wir in denselben finden, was sie enthalten, und nichts mehr, und nichts weniger. Wir mögen nun Vergleichungen einfacher und zusammengesezter Ideen anstellen, welche wir wollen: so werden wir ihnen nie andre Beziehungen zueignen, als die ihnen wirklich zukommen.

§. 32. Die Philosophen machen nur deswegen so dunkle und undeutliche Räsonnements, weil sie nicht vermuthen, daß es Ideen giebt, die das Werk des Verstandes sind, oder weil sie, wenn sie sich dieses auch beyfallen lassen, die Erzeugung derselben nicht zu entdecken im Stand sind. Sie sind für die Meynung eingenommen, daß die Ideen angebohren, oder daß sie, so wie sie da sind, richtig gebildet worden sind; und nun glauben sie, es dürfe nichts an ihnen verändert werden, und sie nehmen sie, wie sie ihnen der Zufall darstellt. Da man nur solche Ideen gut analysiren kann, die man selbst mit Ordnung gebildet hat: so sind alle ihre Analysen oder besser ihre Definitionen fehlerhaft. Sie dehnen die Bedeutung ihrer Ausdrücke auf eine unrichtige Weise aus, oder sie schränken sie unrichtig ein; sie verändern sie, ohne es selbst zu bemerken; oder sie ziehen auch sogar die Wörter auf schwankende Notionen, oder auf unverständliche Realitäten. Man erlaube mir, daß ich es noch einmal wiederhole;

man muß sich eine neue Kombination der Ideen bilden; man muß bey den einfachsten Ideen, die uns die Sinne überliefern, anfangen; man muß hieraus komplexe Notionen machen, die, wenn sie wieder kombinirt werden, neue Notionen erzeugen, und so weiter fort. Wenn wir nun einer jeden Kollektion einen deutlichen Namen geben: so muß uns diese Methode nothwendig für Irrthum bewahren.

§. 33. Sehr richtig behauptete Descartes, man müsse um zu gewissen Kenntnissen zu gelangen, alle die man erlangt zu haben glaube, wegzuwerfen anfangen. Darinnen aber hat er sich geirrt, daß er glaubte, es sey dazu hinreichend, daß man sie bezweifele. Zweifeln, ob zweymal zwey vier macht, ob der Mensch ein vernünftiges Thier ist, heißt Ideen von zwey, vier, Mensch, Thier, Vernunft, haben. Der Zweifel läßt demnach unsre Ideen so, wie sie sind. Da nun unsre Irrthümer davon herrühren, daß unsre Ideen unrichtig gebildet werden: so kann der Zweifel dem Irrthum nicht vorbeugen. So viel kann er bewirken, daß wir unser Urtheil eine Zeitlang aufschieben. Am Ende aber werden wir uns nicht anders, als durch Betrachtung der Ideen, die er hat stehn lassen, aus der Ungewißheit heraushelfen. Sind demnach diese Ideen schwankend und unrichtig bestimmt; so werden sie uns, wie vorher verführen. Folglich ist der Zweifel des Descartes unbrauchbar. Ein jeder kann es auch an sich selbst finden, daß er noch außerdem unthunlich ist. Denn, wenn man bekannte und bestimmte Begriffe vergleicht, kann man an den Beziehungen derselben

ben unmöglich zweifeln. So sind z. B. die Ideen von den Zahlen beschaffen.

§. 34. Wäre dieser Philosoph nicht für die angebornen Begriffe eingenommen gewesen: so hätte er gefunden, daß das einzige Mittel, sich einen neuen Fond von Kenntnissen zu machen, der gänzliche Sturz der Ideen selbst sey, um sie bey ihrem Ursprung wieder vorzunehmen, d. h. bey den Sensationen. Hieraus wird man eine große Verschiedenheit unter seinem Ausspruch und unter meiner Methode wahrnehmen; er sagt, man müsse bey den einfachsten Dingen anfangen; ich behaupte, man müsse mit den einfachsten Ideen den Anfang machen, die uns durch die Sinne zugeführt werden. Bey ihm sind die einfachsten Dinge, angeborne Ideen, allgemeine Grundsäze und abstrakte Notionen, die er für die Quelle unsrer Kenntnisse hält. In der Methode, die ich vorschlage, sind die einfachsten Ideen, die ersten partikulären Ideen, zu denen wir mittelst der Sensation und der Reflexion gelangen. Diese sind die Materialien unsrer Erkenntniß, die wir nach Maasgabe der Umstände kombiniren, um komplexe Ideen aus ihnen zu bilden, deren Analyse uns die Beziehungen anzeigen muß. Man bemerke wohl; ich sage nicht blos, man müsse bey den einfachsten Ideen anfangen: sondern ich sage, man müsse mit den einfachsten Ideen, die uns durch die Sinne zugeführt werden, den Anfang machen. Ich mache diesen Zusaz deswegen, damit man sie weder mit den abstrakten Notionen, noch mit den allgemeinen Prinzipien der Philosophen verwechseln möge. Die Idee vom Solidum z. B. ist, so komplex

sie auch ist, doch eine von den einfachsten, die uns die Sinne unmittelbar überliefern. In eben demselben Verhältniß, in welchem man diese Idee auseinanderlegt, bildet man sich einfachere Ideen, als sie selbst ist, und die sich in eben dem Verhältniß von den Ideen entfernen, die uns die Sinne zuführen. Sie nimmt in der Idee von der Oberfläche, der Linie immer ab, und verschwindet endlich im Punkt ganz *).

§. 35 Noch findet sich ein andrer Unterschied zwischen der Methode des Descartes und zwischen der, die ich hier festzusezen suche. Ihm zu Folge muß man mit der Definition der Dinge anfangen, und man muß die Definitionen als Prinzipien ansehn, die zur Entdeckung der Eigenschaften der Dinge sehr geschickt seyn sollen Ich hingegen glaube, man müsse mit der Aufsuchung der Eigenschaften anfangen; und mir kömmt es vor, daß ich Grund hiezu habe. Wofern die Notionen, die wir uns erwerben können, wie ich gezeigt habe, weiter nichts, als verschiedene Kollektionen einfacher Ideen sind, die wir nach Anleitung der Erfahrung versammlet haben: so ist es weit natürlicher, daß man sie durch Aufsuchung der Ideen in derselbigen Ordnung, in welcher sie uns die Erfahrung liefert, als durch Definitionen bildet, um hernach die verschiedenen Eigenschaften der Dinge aus ihnen herzuleiten.

§. 36. Aus diesem allem erhellet, daß die Ordnung, die man bey der Untersuchung der Wahrheit befolgen muß, eben dieselbige ist, die

*) Ich nehme Oberfläche, Linie, Punkt in der Bedeutung der Meßkunstler.

ich schon anzuzeigen Gelegenheit gehabt, wie ich von der Analyse redete. Sie besteht darinnen; daß man bis zum Ursprung der Ideen zurückgeht; daß man ihre Entstehungsart entwickelt, und daß man verschiedene Zusammensezungen und Auseinanderlegungen derselben veranstaltet, um sie von allen Seiten, die die Beziehungen derselben darstellen, zu vergleichen. Ich will noch ein Paar Worte über das Verfahren hinzusezen, welches man beobachten muß, wenn man seinen Verstand zu Entdeckung so geschickt, als möglich machen will.

§. 37. Man muß sich zuerst von den Kenntnissen, die man von einer Materie, die man ergründen will, hat, Rechenschaft geben: ihre Entstehungsart entwickeln, und die Ideen derselben genau determiniren. Bey einer Wahrheit, die man durch einen Zufall findet, und von welcher man sich nicht versichern kann, läuft man Gefahr, in viele Irrthümer zu verfallen, wenn man schwankende Ideen hat.

Sind die Ideen determinirt: so muß man sie vergleichen. Weil sich aber diese Vergleichung nicht allemal mit derselbigen Leichtigkeit anstellen läßt: so liegt viel daran, daß man sich alles das zu Nuz zu machen wisse, was einem einigermaaßen helfen kann. Man muß hiebey bemerken, daß uns, wenn der Verstand einige Fertigkeiten erlangt hat, alles im Reflektiren behülflich seyn kann. Der Grund davon ist; weil es keinen Gegenstand giebt, woran wir nicht unsre Ideen knüpfen könnten, und der uns folglich nicht die Uebung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft erleichtern sollte. Alles kömmt darauf an,

daß man dieſe Verbindungen auf eine dem vorgeſezten Zweck und den Umſtänden, unter welchen man ſich befindet entſprechende Art zu bilden wiſſe. Verſteht man dieſes: ſo braucht man ſich nicht, wie einige Philoſophen, in die Einſamkeit zu begeben, oder in einen Keller zu verſchließen, um daſelbſt bey dem ſchwachen Licht einer Lampe zu meditiren. Einem Mann, der denken kann, kann weder der Tag, noch die Nacht, noch das Geräuſch, noch das Stillſchweigen Hinderniſſe in ſeinen Meditationen ſezen.

§. 38. Hier ſind ein Paar Erfahrungen, die viele Perſonen zu machen werden Gelegenheit gehabt haben. Wenn man ſich an einen ſtillen und finſtern Ort begiebt: ſo kann einen das kleinſte Geräuſch und das ſchwächſte Licht zerſtreuen, wenn man vom Geräuſch oder vom Licht in dem Augenblick gerührt wird, da man ſich es nicht verſah. Das rührt davon her, daß ſich die Ideen mit denen man ſich beſchäftiget, natürlicher Weiſe mit den Umſtänden, in denen man ſich befindet, verknüpfen, und daß folglich auch die Perzeptionen die dieſer Lage zuwider ſind, nicht hinzukommen können, ohne die Ordnung der Ideen zu ſtören. Eben dieſe Beobachtung läßt ſich auch unter ganz andern Umſtänden machen: Wenn ich am Tage und mitten unter dem Geräuſch über einen Gegenſtand nachdenke: ſo würde ich ganz zerſtreuet werden, wenn das Licht oder das Geräuſch auf einmal aufhörte. In dieſem, ſo wie auch in dem vorigen Fall ſind die neuen Perzeptionen, die ich empfinde, dem Zuſtand, in welchem ich mich vorher befand, ganz entgegengeſezt. Folglich muß

der plözliche Eindruck auf mich die Folge meiner Ideen unterbrechen.

Dieß zwote Erfahrung zeigt, daß das Licht und das Geräusch kein Hinderniß für die Reflexion sind. Ich glaube sogar, daß man nur Uebung brauchte, um daraus große Beyhülfe zu erhalten. Es können uns eigentlich einzig und allein die unvermutheten Vorfälle zerstreuen. Ich sage unvermuthete Revolutionen. Denn die Veränderungen um uns her mögen beschaffen seyn, wie sie wollen: so thun sie, wenn sie uns nichts darbieten, worauf wir natürlicher Weise aufmerksam seyn müssen, weiter nichts, als sie nöthigen uns, daß wir uns nur um so viel stärker auf den Gegenstand hinwenden, mit dem wir uns beschäftigen wollen. Wie mancherley Dinge trift man nicht bisweilen auf demselbigen Feld an? Fruchtbare Hügel; trockene Ebenen; Felsen, die sich in die Wolken verlieren; Wälder, in denen Geräusch und Stillschweigen, Licht und Finsterniß wechselsweise auf einander folgt, u. d. m. Die Dichter erfahren täglich, daß sie diese Mannigfaltigkeit begeistert. Da diese mit den schönsten Ideen der Dichtkunst verbunden ist: so muß sie auch diese Ideen erwecken. So weckt, z. B. der Anblick eines fruchtbaren Hügels, den Gesang der Vögel, das Gemurmel der Bäche, das Glück der Hirten, ihr stilles und ruhiges Leben ihre Liebe, ihre Standhaftigkeit, ihre Treue, die Reinigkeit ihrer Sitten, u. s. w. auf. Noch aus vielen andern Beyspielen könnte bewiesen werden, daß der Mensch nur in so fern denkt, in so fern er entweder von den Objekten, die seine Sinne anschlagen, oder von den Gegenständen

Beystand erhält, deren Bilder ihm die Einbildungskraft erneuert.

§. 39. Ich habe gesagt, die Analyse sey das einzige geheime Mittel zu Entdeckungen. Aber was ist denn nun das Mittel der Analyse? Antwort; die Verknüpfung der Ideen. Wenn ich über einen Gegenstand reflektiren will: so bemerke ich zuerst, daß die Ideen, die ich von ihm habe, mit den Ideen, die ich nicht habe, und die ich finden will, verknüpft sind. Ich bemerke hierauf, daß sich die andern Ideen auf vielerley Art verbinden können, und daß es unter diesen Ideen einen stärkern oder schwächern Zusammenhang giebt, nachdem die Kombinationen abändern. Ich kann also eine Kombination annehmen, bey welcher die Verknüpfung so stark ist, als sie nur immer seyn kann; ich kann ferner viele andre Kombinationen voraussezen, bey welchen diese Verknüpfung immer mehr und mehr abnimmt, so daß sie am Ende nicht mehr wahrgenommen werden kann. Wenn ich einen Gegenstand von einer Seite betrachte, die keine bemerkbare Verknüpfung mit den Ideen hat, die ich suche: so werde ich nichts finden. Ist die Verknüpfung schwach: so werde ich wenig finden; meine Gedanken werden mir der Effekt einer heftigen Anstrengung oder auch des Zufalls zu seyn scheinen; und eine auf diese Weise gemachte Entdeckung wird mir wenig, Licht um zu den übrigen zu gelangen, geben. Sehe ich hingegen den Gegenstand von der Seite an, die den größten Zusammenhang mit den Ideen hat, die ich suche: so werde ich alles entdecken. Die Analyse wird fast ohne Anstrengung vor sich gehn, und ich

werde in eben dem Maas, in welchem ich in der Erkenntniß der Wahrheit fortrücke, die feinsten Triebfedern meines Verstandes beobachten, und dadurch die Kunst, neue Analysen zu machen, lernen.

Die ganze Schwierigkeit schränkt sich darauf ein, daß man wisse, wie man es anfangen müsse, um die Ideen nach ihrem stärksten Zusammenhang zu fassen. Nun behaupte ich, gerade die Kombination, bey welcher sich dieser Zusammenhang findet, richtet sich nach der Entstehungsart der Dinge selbst. Folglich muß man bey der ersten Idee anfangen, die alle übrigen hat hervorbringen müssen. Ein Beyspiel:

Die Scholastiker und die Cartesianer haben weder den Ursprung noch die Erzeugung unsrer Kenntnisse gekannt; weil das Prinzipium der angebohrnen Ideen und die schwankende Notion vom Verstand, wovon sie ausgiengen, keinen Zusammenhang mit dieser Entdeckung haben. Glücklicher führte Locke die Sache aus; weil er bey den Sinnen anfing. Sein Werk hat nur deswegen noch einige Unvollkommenheiten: weil er die ersten Fortschritte der Seelenoperationen nicht entwickelt hat. Ich habe das nachzuholen versucht, was dieser Weltweise vergas. Ich bin an die erste Operation der Seele zurückgegangen, und habe, wie mich dünkt, nicht blos eine vollständige Analyse vom menschlichen Verstand mitgetheilt; sondern ich habe auch die absolute Nothwendigkeit der Zeichen, und das Prinzipium der Ideenverknüpfung entdeckt.

Man wird sich übrigens der Methode, die ich vorschlage, nur in so fern mit glücklichem Er-

folg bedienen können, in so fern man alle mögliche Sorgfalt anwendet, um nichts zu behaupten, ohne vorher seine Ideen ganz genau zu bestimmen. Geht man über einige derselben zu geschwind weg: so wird man durch Hindernisse in seinen Untersuchungen aufgehalten werden, die man nicht anders, als durch die Rückkehr zu seinen ersten Notionen heben wird, um sie besser, als man gethan hatte, zu determiniren.

§. 40. Es giebt keinen Menschen, der nicht bisweilen aus seinem eignen Vorrath gewisse Gedanken hervorzieht, die er einzig und allein sich selbst zu verdanken hat, wenn sie auch vielleicht nicht neu sind. In diesem Augenblick muß man sich auf sich selbst zurückbringen, um über alles, was bey einem vorgeht, nachzudenken. Man muß die Eindrücke, die auf die Sinne geschehen; die Art, wie der Verstand davon affizirt wurde; den Fortgang seiner Ideen: kurz, alle Umstände beobachten, die einen Gedanken, den man einzig und allein seiner eignen Reflexion zu verdanken hat, haben erzeugen können. Beobachtet man sich selbst mehrmals auf diese Weise: so wird man am Ende nothwendig den natürlichen Gang seiner Seele entdecken müssen. Man wird folglich auch die schicklichsten Mittel, wodurch der Verstand zum Reflektiren angehalten wird, erkennen; und man wird sogar die Seele mit nach und nach zurechtbringen können, wenn sie etwa eine Fertigkeit erworben hat, die der Ausübung ihrer Seelenoperationen zuwider ist.

§. 41. Sehr leicht würde man seine eignen Mängel entdecken können, wenn man bemerken könnte, daß die größten Männer ähnliche Fehler gehabt. Die Weltweisen würden unserm Unvermögen, uns selbst zu studiren, größtentheils abgeholfen haben, wenn sie uns die Geschichte der Fortbildung ihres Geistes hinterlassen hätten. Descartes hat es gethan; und dafür müssen wir ihm am meisten verbunden seyn. Statt die Scholastiker geradezu anzugreifen, stellt er die Zeit vor, da er selbst die nehmlichen Vorurtheile hatte; er verheelet die Schwierigkeiten gar nicht, die ihm bey der Ablegung jener Vorurtheile im Wege standen; er giebt die Regeln für eine Methode an, die weit einfacher ist, als irgend eine von denen, die vor ihm gebräuchlich waren; er legt die Entdeckungen vor, die er gemacht zu haben, glaubte; und er bereitet hiedurch den Leser zur Aufnahme der Meinungen vor, die er festsezen wollte. Ich glaube, dieses Verfahren hat vieles zur Revolution beygetragen, die dieser Philosoph verursacht hat.

§. 42. Nüzlicher könnte nichts seyn, als wenn man die Kinder nach der Art unterweisen sollte, nach welcher wir selbst, nach meinem Vorschlag verfahren müssen. Man könnte, indem man mit ihnen spielte, den Operationen ihrer Seele alle Uebung verschaffen, deren sie fähig sind; wenn es, wie ich eben gezeigt habe, keinen einzigen Gegenstand giebt, der hiezu nicht tauglich wäre. Unvermerkt könnte man sie auch angewöhnen, die Operationen ihrer Seele zu ordnen. Wenn hernach in der Folge das Alter und die

Umstände, die Gegenstände ihrer Beschäftigung verändern: so würde ihr Verstand schon vollkommen entwickelt seyn, und frühe würde ein solcher Scharfsinn erzeugt seyn, der bey einer andern Methode nur sehr spät oder auch gar nie würde gekommen seyn. Kinder muß man also weder das Latein, noch die Geschichte, noch die Geographie, u. s. w. lehren. Was können diese Wissenschaften in einem Alter nüzen, da man noch nicht denken kann? Ich bedaure die Kinder, deren Weisheit man bewundert, und ich sehe mit Bestürzung den Augenblick voraus, da man über ihre Mittelmäßigkeit, oder vielleicht gar über ihre Dummheit erstaunen wird. Ihrem Geist Gelegenheit zur Uebung aller seiner Operationen zu verschaffen; das müßte man immer zuerst zur Absicht haben. Um diese zu erreichen, hätte man nicht nöthig Gegenstände, die ihnen fremd sind, lange aufzusuchen. Ein Spas könnte das Mittel dazu seyn.

§. 43. Sehr oft haben die Philosophen gefragt: Giebt es ein erstes Prinzipium unsrer Erkenntniß? Einige haben nur eines, andre zwey oder auch mehrere angenommen. Mir scheint's; es wird sich ein jeder von der Wahrheit des Prinzipiums, welches in diesem ganzen Werk zum Grund liegt, aus seiner eignen Erfahrung versichern können. Vielleicht wird man sich auch überzeugen, daß die Verknüpfung der Ideen schlechterdings das einfachste, lichtvollste und fruchtbarste Prinzipium ist. Der menschliche Verstand hatte ihm selbst in den Zeitaltern, da man den Einfluß desselben nicht bemerkte, seine ganze Fortbildung zu verdanken.

§. 44. Diese Betrachtungen hatte ich schon über die Methode angestellt, wie ich zum erstenmal den Kanzler Baco las. Ich freuete mich eben so sehr darüber, daß ich in einigen Stücken mit diesem großen Mann zusammentraf, als ich mich darüber wundern mußte, daß die Cartesianer nichts von ihm geborgt. Niemand hat die Ursache von unsern Irthümern besser gekannt, als er. Denn er sah ein, daß diejenigen Ideen, die das Werk unsers Verstandes sind, unrichtig gebildet worden, und daß man sie folglich ausbessern müsse, wenn man in der Untersuchung der Wahrheit fortrücken will. Diesen Rath wiederholet er oft *). Aber wie konnte man demselben Gehör geben? Mußte man nicht den Vorschlag zur Erneuerung des menschlichen Verstandes als chimärisch verwerfen, da man für die Schulsprache und für angeborne Ideen eingenommen war? Baco

*) Nemo adhuc tanta mentis constantia et rigore inventus est, ut decreverit et sibi imposuerit, theorias et notiones communes penitus abolere, et intellectum abrasum et aequum ad particularia de integro applicare. Itaque illa ratio humana, quam habemus, ex multa fide, et multo etiam casu, nec non ex puerilibus, quas primo hausimus, notionibus, farrago quaedam est et congeries.

Quodsi quis aetate matura, et sensibus integris, et mente repurgata, se ad experientiam et ad particularia de integro applicet, de eo melius sperandum est. — — — — Non est spes, nisi in regeneratione scientiarum, ut eae scilicet ab experientia certo ordine excitentur et rursus condantur: Quod adhuc factum esse aut cogitatum, nemo, ut arbitramur, affirmaverit. — Dieses ist einer von den Aphorismen, von denen ich in der Einleitung geredet habe.

schlug eine zu vollkommene Methode vor, als daß er eine Revolution hätte verursachen können; die Methode des Descartes hingegen mußte williger aufgenommen werden, weil sie einen ansehnlichen Theil von Irrthümern unangetastet stehen ließ. Hiezu nehme man noch den Umstand; der englische Philosoph war in Geschäfte verwickelt, die ihm die Ausführung dessen, was er andern rieth, nicht zuliessen. Er mußte sich mit der Ertheilung guter Vorschläge begnügen, die auf Menschen, die ihre Gründlichkeit nicht einsehn konnten, nur einen sehr schwachen Eindruck machen mußten. Descartes hingegen, der sich auf die Philosophie legte, und dabey eine lebhaftere und fruchtbare Einbildungskraft hatte, hat den Irrthümern anderer Weltweisen bisweilen weit verführerische Irrthümer untergeschoben; und diese haben zu seinem Ruhm nicht wenig beigetragen.

Viertes Kapitel.

Von der Ordnung, die man beim Vortrag der Wahrheit befolgen muß.

§. 45. Jedermann weiß, daß die Kunst in einem Werk nicht hervorstechen darf. Vielleicht weiß man es aber nicht eben so gut, daß man nur mittelst der Kunst die Kunst verstecken kann. Es giebt viele Schriftsteller, die sich, um leichter und natürlicher zu schreiben, keiner Ordnung unterwerfen wollen. Versteht man indessen unter der schönen Natur eine von Mängeln befreiete Natur: so folgt, daß man sie nicht durch Nachläßigkeiten nachzuahmen sich bestreben müsse, und daß die Kunst nur dann erst verschwinden muß, wenn man Kunst genug besizt, jene Nachläßigkeiten zu vermeiden.

§. 46. Andre Schriftsteller bringen viel Ordnung in ihre Schriften. Sie dividiren und subdividiren sie sorg-

fältig; allein die Kunst, die auf allen Seiten hervorsticht, ist einem anstößig. Je mehr sie Ordnung suchen, desto trockener, unangenehmer und schwerer werden sie. Das rührt davon her; sie wußten das, was der Materie, die sie abhandeln, am natürlichsten zugehörte, nicht auszuwählen. Hätten sie dieses ausgewählt: so würden sie ihre Gedanken so klar und simpel vorgetragen haben, daß der Leser sie zu leicht würde begriffen haben, als daß er an den Wirkungen hätte zweifeln können, die sie würden haben hervorbringen müssen. Wir glauben, Dinge seyen andern schwer oder leicht, nachdem sie uns schwer oder leicht sind; und wir pflegen von der Mühe, die ein Schriftsteller gehabt, um sich auszudrücken, aus der Mühe zu urtheilen, mit welcher wir ihn verstanden haben.

§. 47. Die einer Sache natürliche Ordnung kann nie schaden. Ordnung muß sogar in Werken vorkommen, die im Enthusiasm verfertigt worden, z. B. in der Ode; zwar nicht in der Bedeutung, daß man da methodisch raisonniren müsse: sondern man muß sich nach der Ordnung bequemen, in welcher sich die Ideen, die jede Leidenschaft charakterisiren, an einander reihen. Darinnen liegt, wie mich dünkt, die ganze Kraft und Schönheit dieser Art von Poesie.

Was die Werke des Räsonnements betrifft: so kann sich ein Schriftsteller, nur in sofern er Ordnung in seine Werke bringt, der Dinge bewußt werden, die vergessen, oder die nicht tief genug untersucht sind. Diese Erfahrung hab ich oft gemacht. So hatte ich z. B. diesen Versuch schon zu Ende gebracht, und ich kannte das Prinzipium der Ideenverknüpfung doch noch nicht in seinem ganzen Umfang. Es lag einzig und allein an einer Stelle von ein Paar Seiten, die nicht auf ihrem gehörigen Plaz stund.

§. 48. Die Ordnung gefällt uns. Der Grund davon scheint mir sehr simpel zu seyn. Die Ordnung nämlich bringt die Dinge einander näher, verknüpft sie; und da sie dadurch die Uebung der Seelenoperationen erleichtert, so sezt sie uns in den Stand, die Beziehungen wahrzunehmen, deren Kenntniß uns bey Gegenständen, die uns näher angehn, wichtig ist. Unser Vergnügen muß in eben dem Verhältniß wachsen, in welchem wir die Dinge leichter einsehn, deren Einsicht uns unser Interesse anempfielt.

§. 49. Bisweilen gefällt auch der Mangel der Ordnung. Das hängt aber von gewissen Situationen der Seele ab. In jenen Augenblicken der Reverie, in welchem der Geist zu träge ist, als daß er sich lange mit denselbigen Gedanken beschäftigen mögte, und in welchen er es folglich gerne sieht, wenn die Gedanken durch den Zufall auf einander folgen; in diesen Augenblicken wird man z. B. am freien Feld mehr Vergnügen finden, als in den schönsten Gärten. Denn jene Unordnung auf einem Feld verträgt sich mit der Unordnung unsrer Ideen besser; und sie erhält uns bey unsrer Reverie, weil sie uns verhindert, bey einem und eben demselben Gedanken stehn zu bleiben. Dieser Zustand der Seele ist besonders alsdann sehr angenehm, wenn man ihn nach einer langen Arbeit genießt.

Es giebt auch Lagen der Seele, die die Lektüre der Werke begünstigen, in welchen keine Ordnung herrscht. Ich lese z. B. den Montagne bisweilen mit vielem Vergnügen; ein andermal hingegen ist er mir unerträglich. Ich weiß nicht, ob andre diese Erfahrung gleichfalls gemacht haben. Was mich aber betrifft: so wünschte ich nicht dazu verdammt zu werden, immer dergleichen Schriftsteller lesen zu müssen. Die Ordnung hat den Vorzug, daß sie beständig gefällt; der Mangel der Ordnung hingegen gefällt nur zu gewissen Zeiten, und es giebt keine Regeln, wodurch man sich der erwünschten Wirkung der Unordnung versichern könnte. Dem Montagne hat es einmal geglückt. Man würde zu viel wagen, wenn man ihm nachahmen wollte.

§. 50. Durch die Ordnung soll das Verständniß eines Werks erleichtert werden. Vermeiden muß man demnach Ausführlichkeiten, weil sie den Geist erschlappen; Digressionen, weil sie ihn zerstreuen; häufige Divisionen und Subdivisionen, weil sie ihn verwirren; und Wiederholungen, weil sie ihn ermüden. Wenn man eine Sache einmal und an ihrem gehörigen Ort gesagt hat: so ist sie deutlicher, als wenn sie sonst mehrmalen wiederholet wird.

§. 51. Man muß beim Vortrag, so wie auch bey der Untersuchung der Wahrheit mit den leichtesten und mit den Ideen anfangen, die man unmittelbar durch die Sinne erhält; und von diesen muß

man sowol zu einfachen als zu zusammengesezteren fortgehn. Wenn man den Fortgang der Wahrheit gehörig fassen sollte: so würde es, wie mich dünkt, unnöthig seyn, daß man Raisonnements zu ihrem Beweis aufsuchte; es würde zureichen, daß man sie ausspreche. Denn sie würden in einer solchen Ordnung auf einander folgen, daß dasjenige, was eine Wahrheit zur andern, die unmittelbar vor ihr hergieng, hinzuthun würde, zu einfach seyn würde, als daß es eines Beweises bedürfte. Auf solche Weise würde man zu den verwickeltern Wahrheiten fortgehn, und man würde sich besser als auf irgend eine andere Art von denselben überzeugen. Man würde ferner eine solche Subordination unter alle seine Kenntnisse bringen, daß man, nach seinem Belieben, von den zusammengesezteten zu den einfachsten, und wiederum von den einfachsten zu den zusammengesezteten würde fortgehen können. Man würde sie schwerlich vergessen können; oder wenn sich dieses auch ereignen sollte: so würde der unter ihnen sich findende Zusammenhang die Mittel, sie wieder zu finden, erleichtern.

Man muß aber, um die Wahrheit in der vollkommensten Ordnung vorzutragen, diejenige Ordnung bemerkt haben, in welcher sie am natürlichsten hat gefunden werden können. Denn die beste Art, andre zu unterrichten, ist die, daß man sie auf demselbigen Weg fortführt, den man hat gehn müssen, um sich selbst zu unterrichten. Hiedurch würde man nicht so sehr das Ansehn haben, schon entdeckte Wahrheiten zu demonstriren, als neue Wahrheiten zu suchen und zu finden. Man würde den Leser nicht blos überzeugen, sondern auch belehren: man würde ihm die Wahrheit aus dem interessantesten Gesichtspunkt vorhalten, indem man ihn selbst Entdeckungen zu machen lehrte. Endlich würde man ihn auch in den Stand sezen, sich von allen seinen Schritten Grund anzugeben. Er würde allemal wissen, wo er steht, wo er herkömmt, und wo er hin will. Er würde also selbst die Beschaffenheit der Bahn beurtheilen können, die sein Führer ihn leitet, und er würde allemal auf einem sicherern Weg fortwandeln, wenn er auf jener in Gefahr gerathen sollte.

§. 52. Die Natur selbst lehrt einen die Ordnung, die man im Vortrag der Wahrheit befolgen muß. Denn, wofern wir alle unsere Kenntnisse mittelst der Sinne erhalten: so ist es offenbar, daß die Erkenntniß abstrakter Notionen aus sinrlichen Ideen zubereitet werden muß. Ist es wol vernünftig, mit der Idee vom Möglichen anzufangen, um zum Begrif von der Wirklichkeit zu gelangen? oder mit der Idee vom Punkt, um zum Begrif vom Solidum fortzugehn? Die Elemente der Wissenschaften werden nimmermehr einfach und leicht werden, so lang man nicht nach einer ganz entgegengesetzten Methode verfährt. Die Philosophen werden diese Wahrheit nur mit Mühe einsehn; weil sie im Vorurtheil der angebornen Ideen stecken, oder weil sie sich für einen Gebrauch einnehmen lassen, den die Zeit geheiligt zu haben scheint. Diese vorgefaßte Meinung ist so allgemein, daß mir vielleicht blos die Unwissenden beitreten werden. Allein gerade hier sind die Unwissenden Richter; denn für sie gehören die Elemente. Ein Buch, welches in den Augen der Gelehrten ein Hauptwerk ist, thut hierinnen seiner Absicht nicht Genüge, wenn wir es nicht verstehn.

Die Meßkünstler selbst, die die Vortheile der Analyse besser als andre Philosophen kennen müßten, geben der Synthese sehr oft den Vorzug. Wenn sie sich aber auch von ihren Rechnungen in andre Untersuchungen einlassen: so findet man nicht mehr dieselbige Klarheit, Bestimmtheit und Weitläuftigkeit des Geistes. Wir haben vier berühmte Methaphysiker; den **Descartes, Malebranche, Leibnitz** und **Locke**. Der leztere ist der einzige, der nicht zugleich Geometer war; und um wie viel vortreflicher ist er nicht, als die drey andern?

§. 53. Hieraus ziehen wir den Schluß: wenn die Analyse die Methode ist, die man bey der Untersuchung der Wahrheit befolgen muß; so ist sie auch die Methode, deren man sich zum Vortrag der Entdeckungen bedienen muß, die man gemacht hat. Ich habe dieses zu leisten gesucht.

Was ich von den Operationen der Seele, der Sprache und der Methode gesagt habe, beweiset, daß man die Wissenschaften nicht vervollkommnen könne, wofern man nicht die Sprache derselben genauer bildet. Es ist auch bewie-

sen, daß der Ursprung und der Fortgang unsrer Kenntnisse ganz und gar von der Art, wie wir uns der Zeichen bedienen, abhängt. Ich habe folglich mich mit Recht bisweilen vom Sprachgebrauch entfernt.

Auf folgende Stücke läßt sich alles, was zur Entwickelung des menschlichen Verstandes mitwirkt, zurückführen: die Sinne sind die Quellen unsrer Kenntnisse; die verschiedenen Sensationen; die Perzeption; das Bewußtseyn; die Reminiscenz; die Aufmerksamkeit, und die Imagination, (diese beiden leztern in sofern betrachtet, als wir noch nicht über sie zu gebieten haben,) sind die Materialien derselben; das Gedächtniß; die Imagination, die wir, nach unserm Gefallen, lenken; die Reflexion und die übrigen Operationen verarbeiten diese Materialien; die Zeichen, denen wir die Uebung dieser Operationen selbst zu verdanken haben, sind die Instrumente, deren sie sich bedienen; und die Ideenverknüpfung ist die erste Triebfeder, die alle übrigen in Bewegung sezt. Ich lege meinen Lesern zum Schluß noch folgendes Problem vor: Aus den Schriften eines Mannes den Charakter und den Umfang seines Verstandes bestimmen; und folglich nicht blos die Talente, wovon er Proben giebt, sondern auch die Talente, die er sich erwerben kann, angeben. Z. B. aus dem ersten Stück des Corneille zeigen, daß dieser Dichter entweder damals, wie er es schrieb, oder bald nachher das Genie ganz besaß, womit er so glücklich arbeitete. Nur mittelst der Analyse des Werks kann man einsehn, was für Operationen dabey gewirkt, und wie weit die Uebung derselben gegangen. Nur mittelst der Analyse dieser Operationen kann man die Eigenschaften, die sich in demselbigen Menschen mit einander vertragen, von den andern, die unvereinbar sind, unterscheiden, und dadurch die Auflösung der Aufgabe finden. Ich glaube nicht, daß es viele Probleme geben sollte, die schwerer wären, als dieses.

X VII.85
VIII.85
II.86
XI.88.
II.92

einrich

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Condillac, Etienne Bonnot de, / Hissmann, Michael, / Weygand, Johann Friedrich,

Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß

Leipzig 1780

Ph.sp. 165 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042938-1
VD18 11138521